Allgemeine Geschichte

der

Völker und Staaten

des

Alterthums.

Von

Heinrich Luden,
in Jena.

Zweyter Theil.

Wien, 1817.
Im Verlage der Franz Härter'schen Buchhandlung.

Viertes Buch.

Die römische Republik.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Ansicht von Italien; Rom unter den Königen.

283. Die schöne Halbinsel, die später den allgemeinen Nahmen Italien erhalten hat, den ursprünglich nur der südlichste Winkel von dem Volksstamme führte, welcher denselben bewohnte — diese schöne Halbinsel scheint, wenn man sie in ihrer Verbindung mit den Ländern der Erde betrachtet, eine große Bestimmung zu verheißen. Mit den Ländern des Nordens verbunden, und doch durch einen großen Kranz der höchsten und unzugänglichsten Gebirge gegen dieselben geschützt, hinaus gebreitet in das herrliche Meer, welches Asien und Afrika und Europa verbindet, und dadurch jenen Erdtheilen näher gerückt, an sich selbst von bedeutender Größe und in sich selbst von der reichsten Mannigfaltigkeit, dazu

unter einem schönen Himmel und beglückt mit gesunder und anmuthiger Luft, — scheint Italien so gut als irgend ein anderes Land der Erde geeignet zu seyn, ein großes Volk zu ernähren, und demselben alle Mittel darzubiethen, welche zu einer hohen, kräftigen, echtmenschlichen und eigenthümlichen Bildung nothwendig seyn dürften. Wenn man aber mit dieser Ansicht vom Lande noch die Betrachtung des Ganges der menschlichen Cultur verbindet, und sich erinnert, daß die Bildung im Morgenlande begonnen und sich nach Afrika und Griechenland, wachsend und steigend, verbreitet habe; wenn man also mit der Kenntniß der Geschichte auf Italien blickt: so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Bewohner Italiens, nach der Lage und den Verhältnissen ihres Landes, zugleich zur Vermittelung jener alten Bildung bey den Bewohnern der großen Nordländer Europa's bestimmt gewesen seyn müssen: Italien erscheint dann als der Vorhof Griechenlands und des Orients; es erscheint als das Bindeglied zwischen dem Norden und Süden, der gebildeten und der bildungsfähigen Welt, und darum (wenigstens für eine gewisse, zur nothwendigen Vermittelung hinreichende Zeit) bestimmt zum Sitz der Seele in dem großen Leibe des gebildeten Menschengeschlechts. Dagegen scheint Italien gar nicht geeignet zur Herrschaft über die Länder im Norden oder Süden, durch Schwert und Gewalt; vielmehr scheint es eher der Gefahr ausgesetzt, von den großen Nordländern, an welchen die Halbinsel hängt, gedrückt und unterworfen zu werden. Wenn aber dennoch von Italien aus durch Gewalt und Schwert geherrscht worden ist, so möchte

diese Erscheinung vielleicht dadurch begreiflicher seyn, daß ohne diese Herrschaft eine so allgemeine Bildungsvermittelung unter so großen und so verschiedenen Völkern, wohl nicht möglich gewesen seyn dürfte. Nach menschlicher Einsicht würde Italien niemahls Sitz der Seele geworden seyn, wenn es nicht auch Sitz der Gewalt gewesen wäre.

284. Nach einer solchen Ansicht vom Lande darf man nun von den Bewohnern desselben keineswegs erwarten, daß sie ein besonderes, eigenthümliches, nur sich selbst gleiches Volk ausgemacht hätten, oder daß sie Stämme Einer Wurzel gewesen; sie müssen vielmehr, wenn jene Ansicht richtig ist, ein Völkergemeng ausgemacht haben, um allen Völkern, zwischen welchen sie als Vermittler der Cultur auftreten sollten, dergestalt verwandt zu seyn, daß ihre Aufgabe von ihnen erfüllt werden könnte. Und diese Erwartung wird nicht getäuscht. Zwar wissen wir von den Völkern Italiens vor der Römischen Zeit äußerst wenig, welches als ausgemachte Wahrheit angesehen werden könnte, wenn gleich diese Völker zum Theil zu bedeutender Cultur gelangt seyn mögen: aber alle Mythen über die Bevölkerung Italiens und über die Abkunft der Bewohner stimmen mit den spätern Völkererscheinungen, mit dem, was wir etwa über Sitten, Sprachen und den Erzeugnissen des Lebens herausbringen können, darin überein: daß Italien von Alters her, wie Kleinasien, ein wunderbares Völkergetreibe gesehen habe, und daß zu den Urbewohnern desselben von jeher Menschen ganz verschiedenen Ursprungs aus Süden und Norden eingewandert seyen und mannigfaltige Lebenselemente vereinigt haben.

Nichts weiset hin auf Einheit und Entfaltung, sondern Alles auf Getrenntheit und Vereinigung; und wenn man die einzelnen Sagen von den einzelnen Völkerstämmen und Völkerzweigen, anfangend bey den Önotern und endigend mit den Venetern, mit den Rhätern, genau beachtet und vergleicht, so wird man die Wurzeln derselben eben so gewiß zu fast allen bedeutenden Völkern der alten Welt sich verlieren sehen, als man durch die Erscheinungen im Leben der italischen Völker bald nach dem Norden und bald nach dem Süden gewiesen wird.

285. Was von der Gesammtheit der italischen Völker überhaupt gilt, das gilt auch von dem Volke der Latiner im Besondern. Nach den Mythen über die Schicksale dieses Volkes ist dasselbe gleichfalls aus dem Zusammenfluß von Eingebornen und Eingewanderten, verschiedener Abkunft, erwachsen. Und nicht minder wiederhohlt sich diese Vereinigung mannigfaltiger Lebenselemente in Rom, deren Lage für Italien eben so bedeutend erscheint, als die Lage Italiens für die übrigen Länder der im Alterthum bekannten Welt. Roms Entstehung und erste Ausbildung ist freylich eben so dunkel, als die Verhältnisse des übrigen Italiens. Die Kindheit der ewigen Stadt hat sich so wenig in der Geschichte erhalten, als die frühesten Zeiten anderer Völker und Staaten. Der Geist, welcher die Jugend des römischen Volks durchdrang, trieb dasselbe, den Ursprung des Seyenden, den Anfang und die Entwickelung des Gewordenen, zu suchen, und darum die Erscheinungen, welche das Leben darboth, mit den einzelnen Überlieferungen aus der frühesten Zeit in Verbindung zu setzen, und seiner eigenen Natur ge-

mäß zu ergänzen und zu gestalten. Auf diese Weise ist den später Lebenden Wahrheit und Dichtung aus dem frühern Leben des römischen Volks, Theils in Sagen, Theils in Gesängen, zu einem lebendigen Ganzen dergestalt vermischt worden, daß nichts anderes übrig blieb, als entweder die ganze Vorzeit, das Werden und Entwickeln der theuersten Verhältnisse kalt und sinnlos zu übergehen, und den Faden späterer Geschichte in die Luft zu hängen, oder jenes Ganze in seiner Lebensfülle aufzunehmen und sinnig mit den nachmahligen Erscheinungen zu verknüpfen. Die Geschichtschreiber Roms und der Römer, der geistvolle und beredte Livius, der lehrreiche Dionysios von Halikarnassos, der gutmüthige Plutarch, oder wer sonst gehört werden muß, haben das Letztere vorgezogen, mehr oder weniger einfach, je nachdem ihr Sinn dem Dichterischen mehr oder weniger gewachsen war. Daher ist uns unmöglich, die nackte Wahrheit, d. h. die einfache Kunde dessen, was im Leben erschienen war, von der Vorstellung zu unterscheiden, die nachmahls über das Leben der Vorzeit in den Römern lebte; und wenn wir uns nicht um den schönen Reichthum der späteren Ansicht bringen wollen, so müssen wir die Erzählung so nehmen, wie die Römer selbst sie genommen haben mögen, und wie wir die Darstellungen des Dichters zu nehmen gewohnt sind: nähmlich nach dem eigenthümlichen Reitz und der innern Wahrheit. Aber aus diesen Sagen über die ältesten Zeiten Roms geht doch hervor, daß auch hier keineswegs an Entfaltung aus Einheit, sondern nur an Verbindung zur Einheit zu denken sey: sowohl die erste Gründung, als die nachmahlige Vergrößerung der Stadt ist auf diese Weise geschehen; und auch

die Einrichtungen derselben sind durch Aneignung der Sitten, Anordnungen und Bräuche anderer Völker entstanden. Dieses darf als historische Wahrheit angesehen werden, nicht etwa, weil das Andenken bestimmter Ereignisse sich in der Erinnerung der Menschen erhalten haben sollte, sondern weil die Vorstellung von dem Gange der Ereignisse aus demselben Geiste kam, der diesen Gang leitete, und weil eben darum der Sinn, der sich in der Anschauung eines Volks über sein eigenes Leben ausspricht, mit höchster Achtung betrachtet werden muß.

286. Das haben die historischen Mythen des römischen Volks mit den Vorstellungen anderer Völker über ihr eigenes Alterthum gemein, daß auch sie nicht nur den Ursprung und den Nahmen der Stadt an einen bestimmten Gründer knüpfen, sondern daß sie auch die religiösen und bürgerlichen Einrichtungen, denen Rom ihre Bewegung und ihre Größe verdankte, auf bestimmte Männer zurückführen, die unter dem Nahmen von Königen an der Spitze des gemeinen Wesens gestanden haben sollen. Es ist dieses der menschlichen Natur eben so gemäß, als es sinnvoll ist, daß der Stifter Roms von einer — durch Abkunft und Bestimmung merkwürdigen — Priesterinn aus der Umarmung des Gottes geboren worden, welcher als das Symbol des römischen Lebens, in seiner kräftigsten Äußerung, betrachtet werden kann. Diese Vorstellung gab der ewigen Stadt nicht nur einen würdigen Ursprung, sondern sie wies auch auf die Bestimmung derselben hin, und erklärte zugleich auf die anschaulichste Art die Entstehung und das Wesen der königlichen Gewalt. Wenn aber der Freund der Geschichte

die ganze Reihe der Erscheinungen, welche die mythische Geschichte ihm vorführt, mit kindlichem Sinn betrachtet, und sich über vieles Einzelne oder über das Ganze gefreuet hat: so wird es ihm weniger wohl, wenn er nun auch, mit Übergehung des innern Zusammenhanges und der Untersuchung der Möglichkeit des Gegebenen, in diesen Erscheinungen die Keime zu den Verhältnissen des spätern Lebens sucht; und diese Verhältnisse sind so sonderbar verwickelt, daß er sie schwerlich mit völliger Klarheit durchschauen wird, wenn er sie nicht aus ihrer Entstehung und natürlichen Fortentwickelung zu begreifen vermag. Die alten Geschichtschreiber durften sich um das Aufsuchen der Keime nicht so sehr kümmern, weil ihnen die Lebensverhältnisse, die sich im Fortgange der Zeit gebildet hatten, vor Augen lagen, und sie also leicht zu einer klaren Anschauung von denselben gelangen konnten; dem gegenwärtigen Geschichtsfreund hingegen wird auch der spätere Zustand nicht klar werden, wenn er denselben nicht in seiner Entstehung zu begreifen gestrebt hat. Dieses Begreifen aber dürfte nicht zu erwarten seyn, so lange er sich bloß an den einzelnen Erscheinungen hält, welche an den Nahmen der sieben Könige hängen. Vielmehr scheint nothwendig, daß er zu einem Rom vor Rom, auf welche das Alterthum bedeutend hinwies, seine Zuflucht nehme, d. h. zu einem eigengestalteten Leben vor jener Umbildung, die auf Romulus und dessen Nachfolger, Numa Pompilius, Tullus Hostilius, Ancus Marcius, Tarquinius der Alte, Servius Tullius, Tarquinius der Übermüthige zurück geführt ward.

287. Die merkwürdigsten Verhältnisse im bürgerlichen Leben der Römer, von deren Einsicht die Erkenntniß der ganzen Geschichte Roms abhängt, sind aber das Patriciat, die Plebität und die Clientel, sowohl zu einander, als in sich selbst. Zu den richtigen Begriffen über diese Verhältnisse nun würde man wohl am leichtesten gelangen, wenn man es wagte, die Entwickelung Roms auf folgende Art zu denken: und weder die Mythen noch die spätere Geschichte scheinen dieser Ansicht zu widersprechen, vielmehr scheinen sie dieselbe durch bedeutende Züge zu bestätigen. — Rom, ein kleiner latinischer Staat, kannte ursprünglich, wie fast alle Völker der Welt, keinen andern Unterschied der Menschen, als zwischen Freyen und Unfreyen. — Jene, vielleicht nach Stämmen (auf welche ein späterer Nahme, Tribus, unschicklich übertragen seyn mag) gesondert, machten das gemeine Wesen aus, welches durch einen Rath der Alten, Senat genannt, und einen König, Verweser in Krieg und Frieden, verwaltet ward: die Gesetze mag die Gemeinde selbst, in Versammlungen nach religiösen Vereinen, Curien, gegeben haben. Aber Rom bezwang im Fortgange der Zeit (etwa von einem Sohn des Kriegsgottes, Romulus, dazu aufgereitzt) die benachbarten kleinen Staaten. Den Unterworfenen wurde ein Theil ihrer Ländereyen abgenommen, und von dem Gesammteigenthümer derselben, dem gemeinen Wesen, den einzelnen Bürgern, als Lohn und Aufmunterung, zu freyer Benutzung übergeben; ein anderer Theil ward ihnen als Erbgut, gegen Zins und Kriegsdienst, von den Siegern gelassen. Im Allgemeinen leitete die Römer derselbe Grundsatz, welchen Lykurgos in Bestimmung des Verhält-

nisses zwischen den Doriern und den alten Einwohnern Lakoniens zur Anwendung gebracht hatte. Aber dieses Verhältniß wurde durch den Einen Umstand in Rom ganz anders, daß sich die siegenden römischen Bürger, durch ihre Schwäche und ihre Lage zu den Nachbaren veranlaßt sahen, die Überwundenen, um ihrer gewiß zu bleiben, (wenigstens die frühesten und nachher noch wohl lange einen Theil derselben) innerhalb der Mauern ihrer Stadt aufzunehmen. Dadurch wurden diese neuen, zins- und dienstpflichtigen Unterthanen mehr zur Einheit, zum Gefühl und zur Vergleichung ihrer Kraft mit der Kraft der alten herrschenden, vollfreyen Bürger gebracht, denen sie zu gehorchen gezwungen waren; es mußten allerley Reibungen, Ansprüche und Verweigerungen entstehen: denn nach dem Wesen der menschlichen Natur konnte es nicht anders seyn, als daß die alten Bürger von den Unterworfenen Gehorsam, diese von jenen Aufnahme in das gemeine Wesen mit gleichen Rechten mehr und mehr zu erringen suchten. So entstand der Unterschied von Patriciern und Plebejern, und ihr gegenseitiges Streben. Denn die alten Bürger Roms suchten im Ganzen die Herrschaft zu behaupten, welche sie errungen hatten, und deßwegen strebten die Einzelnen, ihr Geschlecht rein zu erhalten von aller Vermischung mit den Überwundenen. Die Nachweisung der Väter als Bürger Roms wurde wichtig, und mit ihr ein Geschlechtsnahme wesentlich. Nicht minder wichtig war die Untersagung der Ehen zwischen den Herrschenden und denen, die gehorchen sollten, und schwerlich hat die Religion diesem Eheverboth den Ursprung gegeben, aber sie hat dasselbe vielleicht geheiligt. Endlich war es wenigstens natürlich

genug, daß die alten Bürger sich Derjenigen ursprünglich Unfreyen, oder der armen und verarmten Überwundenen, denen sie ihre, täglich wachsenden Besitzungen Theils zur Verwaltung, Theils gegen bestimmte Leistungen übergeben mußten, zu versichern suchten, um ihrer gegen die neuaufgenommenen Einwohner Roms gewiß zu seyn, und daß sie ihnen deßwegen in Verhältnissen zu diesen gern Rechte einräumten, aber sie von sich selbst so abhängig als möglich zu machen strebten. Dieses wurde durch die Clientel bewirkt.

288. Die Entgegenstrebungen, Reibungen und Streitigkeiten, die auf solche Weise entstanden, mußten im Fortgange der Zeit, besonders nach der wichtigen und, in der Sage, durch den Heldenkampf der Horatier und Curiatier ausgezeichneten, Bezwingung Alba's, der ersten Stadt Latiums, immer bedeutender werden, so wie sich die Verhältnisse mehr gestalteten, so wie die Plebejer mehr zur Bekriegung anderer Völkerschaften gebraucht wurden, ihre Unterwerfung vergaßen und in eigenen Versammlungen, nach Tribus, (einer Eintheilung derselben für die Erhebung der Leistungen) zum Gefühl ihrer Stärke gelangten. Wer in dem Kampfe Recht oder Unrecht gehabt habe, ist eine unnütze Frage: Denn es ist, wie schon bemerkt wurde, der menschlichen Natur eben so gemäß, daß die Patricier, von ihren Schirmlingen, den Clienten, unterstützt, sich in den Vortheilen der Herrschaft zu erhalten suchten, welche sie durch den Sieg erlangt hatten, als daß die Plebejer sich von dem Druck dieser Vortheile zu befreyen trachteten, welchen jener Sieg über sie gebracht hatte. Aber weil des Menschen Geist ein freybewegliches Leben verlangt, und weil deßwegen ein jeder

frevelt, welcher den Geist hemmt und drückt: so hätte, nach dem Wesen der menschlichen Natur, die Entscheidung so lange nothwendig für die Plebejer seyn müssen, als diese nur Gleichheit mit den Patriciern verlangten, wenn sie ihre eigenen Kräfte zu würdigen, die Leidenschaft zu besiegen und immer folgerecht zu handeln vermocht hätten; ja, die Plebejer hätten schon deßwegen des Sieges gewiß seyn können, weil ihre Zahl, bey der fortgehenden Vergrößerung Roms, immer zunahm, während die Zahl der Patricier, die sich nur aus sich selbst fort entwickelten, sich keineswegs bedeutend vermehren konnte. Und in der That mögen sehr früh einzelne Patricier erkannt haben, daß eine reine Verweigerung der plebejischen Ansprüche von ihrer Seite den Kampf nur gefährlich machen könnte, und daß, um nicht Alles auf einmahl zu verlieren, kein anderes Mittel übrig bliebe, als durch Nachgeben in einzelnen Fällen die Leidenschaft zu befriedigen, besonders durch Gewinnung der vorzüglichsten plebejischen Häuser die Menge unschädlicher zu machen und sie durch festere Formen besser im Zaume zu halten. — Im Übrigen scheint es die Begriffe des Patriciats, der Plebität und der Clientel eben nicht aufzuhellen, wenn man das Erste mit dem Adel, die Zweyte mit dem Bürgerstande und die Dritte mit der hintersässigen Bauernschaft der neuern Zeit vergleichen wollte. Allerdings ist nicht schwer, Ähnlichkeiten zu finden: aber die Begriffe des Adels und des Bürgerstandes sind eben so eigenthümlich deutsch als die Wörter, und können nicht auf die römischen, überhaupt nicht auf fremde, Verhältnisse ohne einige Verwirrung übertragen werden.

289. Die Verfassung, welche nach der Meinung späterer Zeiten König Servius Tullius den Römern gegeben haben soll, (ungefähr um die Zeit anfangend, als Solon in Athen endigte) ist schwerlich auf ein Mahl entstanden; sie hat sich vielmehr aus dem Leben herausgebildet und ist eine schöne in der Wärme langer Entgegenstrebungen gereifte Frucht. Wie sie aber auch entstanden seyn mag, und wenn man auch zugeben muß, daß die Verhältnisse Roms zu andern Völkerschaften, daß Rücksichten auf Krieg und Vertheidigung, eben so großen Antheil an ihr gehabt haben, als die innern Verhältnisse: das ist gar nicht zu verkennen, daß durch sie auch die entgegengesetzten Rechte und Ansprüche der Patricier und Plebejer ausgeglichen und vermittelt, und diese in ihren Forderungen beschränkt werden sollten. Einmahl wurden nähmlich in dieser Anordnung die Plebejer als freye Bürger Roms rechtlich anerkannt: es ward ihnen, wenigstens scheinbar, die Mitbestimmung der öffentlichen Angelegenheiten zugestanden. Aber zweytens wurde auch in dieser Verfassung den Patriciern so viele Gewalt, als nur irgend möglich, erhalten, und diese ihnen Theils durch Trennung der vornehmsten Plebejer von dem großen Haufen derselben, Theils durch die Aufnahme der Clienten in das Bürgerrecht, Theils auf andere Weise gesichert. Denn in die — anfänglich gelegentlich, nachmahls alle fünf Jahre wiederhohlte — Schätzung wurden Plebejer wie Clienten aufgenommen; aber die 193 oder 189 Centurien, in welche das gesammte Volk getheilt, in welche jeder waffenfähige oder wehrhafte Römer aufgenommen ward, und nach welchen in den Versammlungen desselben gestimmt werden sollte, wur-

den nach den angenommenen sechs Vermögensstufen also berechnet, daß die erste und reichste Classe der Bürger, obgleich ihre Zahl gewiß die kleinste war, mehr als die Hälfte aller Centurien umfaßte, nähmlich 98. Die Entscheidung in den Volksversammlungen war also an den Besitz und nicht an die Person geknüpft, und die letzten, d. h. die ärmeren Bürgerclassen, wiewohl sie die zahlreichsten waren, nahmen selten oder nie Antheil an der Bestimmung der Verhältnisse, die in den Volksversammlungen verhandelt wurden. Nun läßt sich wohl annehmen, daß die Patricier Alle in die erste Schatzungsclasse gesetzt seyen: denn hierzu waren gewiß die Meisten, Theils durch ihren ursprünglichen Erbbesitz, Theils aber durch die erworbenen Staatsgüter, reich genug; und diejenigen, deren Vermögen etwa nicht hinreichte, scheinen in sechs Rittercenturien, die nicht, wie die übrigen zwölf, nach dem Besitz, sondern nach ihrer Abkunft von den Urstämmen Roms errichtet seyn mögen, vereint, durch Erbtöchter und Witwen unterhalten, und auf solche Weise den ersten Bürgern gleich gesetzt zu seyn. Daher läßt sich wohl mit Recht behaupten, daß den Patriciern fast alle Gewalt erhalten sey, und daß die Plebejer mit dem Schein der Theilnahme abgefunden worden, besonders wenn man bedenkt, daß auch späterhin die Beschlüsse der Centurien noch an die patricische Gemeinde der Curien gebracht wurden, daß der Senat patricisch war, daß alle Staatsämter und besonders des Consulats königliche Gewalt nur mit Patriciern besetzt wurden, daß sie allein auf den Gerichtsstühlen saßen und ohne Gesetze Recht sprachen, daß sie, als die Urbewohner, nur allein die priesterliche Würde erhalten konnten

(und die religiösen Bräuche, deren Einführung dem Gottbelehrten Numa Pompilius zugeschrieben ward, hatten eine hohe politische Wichtigkeit!) und daß sie an ihren Schirmlingen eine bedeutende Stütze finden mußten. Und wenn nun auch, wie Ehre und Gewalt, so Lasten und Leistungen für Krieg und Frieden gleichfalls nach dem Vermögen, zu Folge der Schatzung, vertheilt zu seyn schienen: so war der Gewinn doch immer auf der Seite der Patricier (und einiger vornehmen Plebejer), weil offenbar die größern Lasten auf den Mittelclassen lagen, und weil der ärmste und darum am meisten zu fürchtende Haufe wehrlos und damit unschädlich gemacht war, während man gegen auswärtige Feinde, zu der Reuterey, eines zahlreichen Fußvolks gewiß zu seyn schien. Endlich mag die neue geographische Eintheilung der römischen Unterthanen in Land- und Stadttribus allerdings wegen der Vergrößerung des römischen Gebieths nothwendig, und für die Erleichterung der Schätzung und überhaupt der Verwaltung im Krieg und Frieden nützlich gewesen seyn: aber es scheint doch auch, daß durch die Auflösung alter Vereine, und durch die Knüpfung anderer, der neuen Verfassung mehr Gehorsam habe verschafft werden sollen.

290. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Rom durch diese neue Verfassung, so lange dieselbe allen Parteyen genug that, so lange die Patricier nicht erkannten wieviel sie weggegeben, und die Plebejer nicht merkten, wie wenig sie erhalten hatten, an Kraft und Stärke gegen Fremde ungemein gewinnen mußte. Hierzu wirkten nicht nur die Einheit der Plebejer und Patricier und die Verbindung des Fußheers mit den Reuterschaaren,

sondern auch der Umstand trug dazu sehr viel bey, daß Rom durch die Verhältnisse der letzten Bürgerclasse zum Ganzen veranlaßt werden mußte, Colonien anzulegen, um sich der armen Bürger zu entledigen, und daß es durch diese Colonien seine kriegerische Stärke mit solchen Menschen vermehrte, die in Rom selbst vom Kriegsdienste frey gewesen wären. Mit der Anlegung dieser Colonien, die aus der Verfassung des Servius fast nothwendig hervorging, lernte Rom die Grundsätze kennen, mit welchen die Herrschaft über Italien verbreitet werden mußte. Daher ist keineswegs zu verwundern, daß sie bald, als das Haupt aller latinischen Städte, die Zahl derer, welche als Bundesgenossen zu auswärtigen Unternehmungen folgen mußten, bedeutend vermehrte; daß sie mit den benachbarten Völkern Kriege suchte und glücklich und mit Gewinn bestand, und daß sie ihre Gränze, besonders an der Küste, weit ausdehnte. Aber in Rom selbst mußten sich die Verhältnisse, nach Menschenweise, bald weiter entwickeln. Die Plebejer hatten zu wenig erreicht, um lange zufrieden zu seyn, und genug, um weiter streben zu können; dem Könige, der durch die große Gewalt des Senats gar sehr beschränkt war, lag nichts näher, als die Plebejer auf alle Art zu begünstigen, und die Patricier mußten mehr und mehr fürchten, daß sie ihre alten Vorrechte gänzlich verlieren würden, wenn sie nicht kräftig zu einander ständen, und die Plebejer entweder zurückwürfen oder doch allgewaltig in Schranken hielten. Zuerst mögen sie allerdings geglaubt haben, daß, (wie die Menschen überhaupt geneigt sind, dasjenige, was gegen ihre Vortheile und Wünsche geschieht, aus den Grundsätzen des Vollbringers abzuleiten, wenn es gleich

durch seine Lage und Verhältnisse nothwendig wird, also zu handeln) die Begünstigung der Plebejer von Seiten des Königs nur in besondern Ansichten und Zwecken desselben ihren Grund hätten, und deßwegen mögen sie Vieles von einer Entfernung des gegenwärtigen Königs erwartet haben. Die Erzählung vom Ausgange des Servius und von der Gelangung des Tarquinius zur königlichen Würde scheint wenigstens sinnvoll hierauf hinzudeuten. Bald aber mußte es ihnen aus dem Verfahren des neuen Königs klar werden, daß das gemeinschaftliche Streben des Königs mit den Plebejern gegen sie, die Patricier, keineswegs in der Persönlichkeit desselben, sondern im Königthume selbst seinen Grund hatte, und daß mithin ihr Gegenstreben gegen die Plebejer wohl nur mit Abschaffung des Königthums gelingen könne. Darum ist nicht zu bezweifeln, daß die Verdrängung des Königs Tarquinius und die Vernichtung der königlichen Würde ganz das Werk der Patricier gewesen, und daß sich die Plebejer demselben nur gefügt haben, weil sie durch die Vorgänge, wie durch die Thaten einer Verschwörung, deren Umfang und Art unbekannt sind, überrascht wurden; aber eben darum ist auch vorauszusehen, daß die unmittelbaren Folgen dieses Ereignisses keineswegs für Roms Größe und Gedeihen vortheilhaft seyn konnten, weil sie eine innere Zerrüttung des gemeinen Wesens zur Folge haben mußten. Die schöne Erzählung aber von dem Vorfalle, der zu der Vertreibung des Königs die unmittelbare Veranlassung gegeben haben soll, schließt die Reihe der Sagen von den sieben Königen Roms, die in mehrfacher Rücksicht, besonders durch die meisterhafte Bearbeitung des Livius, höchst interessant sind, auf eine vortreffliche Weise, und ist lehrreich über das

häusliche Leben der Römer, über die einfachen Sitten der Frauen, wie über deren Verhältniß zu den Männern. Übrigens sollen, nach der Rechnung späterer Zeiten, von Roms Erbauung bis zum Aufhören des Königthums 245 Jahre (von 754 — 509) verflossen seyn; diese Rechnung dürfte allerdings im Ganzen eben so ungewiß seyn, als sie im Einzelnen voll von Widersprüchen ist; nach ihr aber fand das letzte Ereigniß statt etwa 50 Jahre nach Gründung der persischen Herrschaft durch Kyros; 30 nach dem Untergang des Lydischen Reichs; 20 nach Zertrümmerung des Throns der Pharaonen durch Kambyses, und fast gleichzeitig mit der Vertreibung der Pisistratiden aus Athen.

Zweytes Kapitel.

Ausbildung der Republik.

291. An die Stelle der Könige traten, zur Ausübung der höchsten Gewalt in Krieg und Frieden, zwey patricische, vom Senat erwählte und von den Curien bestätigte, Consuln, deren Nahme eben so einschmeichelnd zu seyn schien, als die ganze Einrichtung des gemeinen Wesens den Patriciern angenehm seyn mußte. Man überging die tarquinische Familie nicht ganz: das war eine weise, und wegen der Plebejer wohl nothwendige Mäßigung; man setzte die Dauer der consularischen Gewalt nur auf Ein Jahr; das schien der Geist des Aristokratismus zu verlangen, denn kein Consul konnte nun eine größere Gewalt für sich suchen, aber jeder mußte, um sein Andenken in

Ansehen zu erhalten, irgend einen Vortheil für die ganze Gemeinde der Patricier erstreben; endlich nahm man einige Plebejer in den Senat auf: und das scheint eine sehr kluge Veranstaltung gewesen zu seyn, um der ganzen plebejischen Gemeinde die bedeutendsten Männer zu entziehen, sie durch Trennung zu schwächen und dagegen die patricische Gemeinde zweyfach zu verstärken. Indeß kamen die Plebejer wohl bald zur Besinnung; selbst viele Patricier mögen die Verkehrtheit der Bestrebung ihrer Gemeinde eingesehen oder gefühlt haben: denn die Anhänger, welche der vertriebene König unter ihnen gefunden haben soll, haben vielleicht nicht gerade aus Freunden seiner Söhne und aus Jünglingen bestanden, die einen glänzenden Fürstendienst dem freyen Bürgerleben vorzogen. Aber die Einigkeit unter den Patriciern wurde durch eine furchtbare Bestrafung der Andersdenkenden wieder hergestellt; die Plebejer hingegen suchte man zuerst durch Weihung des königlichen Grundbesitzes zum gemeinschaftlichen Marsfelde, und noch mehr durch Vertheilung der königlichen Güter unter dieselben gegen Theilnahme für den König, gegen eine Wiederherstellung des Vertriebenen zu gewinnen und zu fesseln; und als dieses, bey den Versuchen, die Tarquinius mit fremder Hülfe zur Wiedererlangung der verlornen Würde machte, noch nicht ausreichen mochte: so suchte man sie einmahl für die angebliche Freyheit durch die Herablassung zu gewinnen, daß der Consul vor der Volksgemeinde die Zeichen seiner Würde senken ließ, dann aber glaubte man die Gewalt, welche die Magistrate wirklich über die Plebejer ausübten, dadurch verbergen zu können, daß man ihnen die Berufung auf einen Volksspruch

zugestand. Aber wenn auch der billige und geschmeidige Valerius sich durch solche Anordnungen den Beynahmen des Volksfreundes (Publicola) erwarb: so war doch die Senkung der Fasces nur eine leere Schmeicheley, bey welcher, wie es schien, nichts verloren werden konnte, und die Berufung auf einen Volksspruch schien auch für die Patricier nicht nachtheilig werden zu können, wenn man voraus setzt, was man voraussetzen darf, daß ihre ganze Gemeinde Ein Sinn und Ein Wille, in Beziehung auf die Plebs, belebt habe: erst wenn die Patricier sich wieder trennten, konnte sie gefährlich werden. In der That scheint auch die alte Einheit durch die neuen Anordnungen nicht wieder gewonnen zu seyn. Denn als Porsena, König von Clusium, sich des alten Königs annahm: wie artig bezeigte sich der Senat gegen die Plebs! und dennoch, wie schwach war die, vormahls schon so furchtbare, Rom, und welche Schande mußte sie erdulden! Der römische Stolz hat freylich den Zusammenhang der Nachrichten nicht ertragen; und hinter den Heldenthaten des Horatius Cocles, des Mucius Scävola und der kühnen Clölia — die alle drey für römischen Sinn und Charakter um so merkwürdiger bleiben, je mehr spätere Zeiten sie gestaltet haben mögen — hat man die Schmach zu vergessen oder wenigstens zu verbergen gesucht. Wenn man aber die Herrschaft, das Ansehen und das Streben der vorwärts eilenden Rom, wie es sich in dem ersten Vertrage mit Karthago (vergl. 165) im ersten Jahre nach der Vertreibung des Tarquinius (im J. 509) ausspricht, mit der Wehrlosigkeit vergleicht, zu welcher Porsena die Stadt des Mars zwang: so wird man über den innern Zustand des ge-

meinen Wesens in den ersten Jahren der s. g. Freyheit hinlänglich aufgeklärt.

292. Wie aber auch die Gefahr vorübergegangen seyn, und auf welche Weise die bezwungene Rom das Joch abgeworfen haben mag, welches Porsena über sie gebracht hatte: so scheint doch gewiß, sie gelangte bald wieder, vielleicht durch Hülfe anderer Latiner, die gleiche Unterwerfung fürchteten, zur Unabhängigkeit, und bald hatte sie auch neue Kriege zu bestehen. Aber zu gleicher Zeit fingen auch die Entgegenstrebungen wieder an; wenigstens mag das Mißtrauen von beyden Seiten fortgedauert haben. In dem Kriege mit den Sabinern scheint der Übergang des Appius Claudius mit seinen Clienten nach Rom in mehr als einer Rücksicht für die Patricier vortheilhaft gewesen zu seyn. Allein in einem Kriege, zu welchem der vertriebene König die latinischen Völkerschaften wider Rom aufgereitzt haben soll, wurde die Besorgniß der Patricier so groß, daß sie, den Consuln selbst nicht trauend, die höchste Gewalt (J. 500) in die Hand Eines Dictators gaben, der, erhaben über die consularische Herablassung und über die Berufung auf einen Volksspruch, mit aufgehobenen Beilen die Plebs mit Furcht erfüllen, und, wenigstens für den Augenblick, zum Gehorchen schrecken mußte. Der Zweck ward erreicht; und Rom bestand, unter Anführung eines Dictators und eines von diesem ernannten Heermeisters der Ritter, in der Heldenschlacht am See Regillus (J. 499) den furchtbaren Kampf gegen die Latiner, der wenigstens die Unabhängigkeit sicherte, und den alten Tarquinius endlich ermüdete.

293. Wenn nun gleich Rom die Vormacht über Latium, die sie unter den Königen erhalten, verloren hatte, und gewisser Maßen in ihren Verhältnissen zu den Nachbarn von vorn wieder anfangen mußte: so glaubten doch die Patricier durch den Tod des Königs und durch das latinische Bündniß von außen hinlänglich sicher zu seyn, um ihren Plan gegen die Plebs unverdeckt zu verfolgen. Je mehr indeß der Dictator gezeigt zu haben schien, was durch Furcht mit den Plebejern zu erreichen war, desto mehr glaubten wohl die Patricier mit Strenge verfahren zu müssen. Diese Strenge artete aber um so leichter, nach Menschenweise, in Härte, Ungerechtigkeit und Übermuth aus, je begieriger man seyn mochte, sich wegen des nachgiebigen und schmeichlerischen Betragens, welches man zuvor hatte beobachten müssen, zu entschädigen und das Versäumte wieder nachzuhohlen. Bey der Einrichtung des Kriegswesens nähmlich, und bey der eigenen Art der Besteuerung waren sehr viele Plebejer, vielleicht die meisten, genöthigt gewesen, während der nahen und verderblichen Kriege und Unruhen seit der Entfernung des Königs, Schuldner von Patriciern, und auch wohl von deren Clienten, zu werden. Ob nun nach altem Herkommen dem Gläubiger auch in Rom, wie in Athen vor Solon (vergl. 232), die Verfügung über des Schuldners Freyheit und Leben zugestanden war, oder ob sich die Patricier erst jetzt, bey dem Mangel ordentlicher Gesetze, und bey ihrer willkührlichen Rechtsprechung eine solche Macht über Leben und Freyheit der Schuldner angemaßt haben, mag allerdings zweifelhaft seyn: das jedoch scheint gewiß, daß die Patricier gegen ihre plebejischen Schuldner sich

fürchterliche Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten unter dem Schein des Rechts erlaubten. Aber sie hofften umsonst, Diejenigen einzeln zum knechtischen Gehorchen zu zwingen, die schon in ihrer Gemeinde den Beginn der Freyheit gefühlt und ihre Stärke erprüft hatten. Die Erzählungen von den einzelnen Vorfällen, in welchen sich die Entgegenstrebungen kund thaten, mögen allerdings manchem Zweifel unterworfen seyn: das aber scheint im Allgemeinen der menschlichen Natur und solchen Verhältnissen gemäß, daß die ganze plebejische Gemeinde von Einem Gefühle der Erbitterung über so schnöde Herabwürdigung durchdrungen gewesen sey, während die Gemeinde der Patricier, die wohl alte Rechtsgewohnheiten und Bräuche, aber keineswegs das Gesetz des Lebens, ja nicht einmahl den Geist der, durch sie selbst herbeygeführten, Verhältnisse für sich hatten, sich spaltete und entzweyete. Daher erhob sich die plebejische Gemeinde leicht zu allgemeinem Aufstand; der Senat hingegen und die Patricier konnten sich zur Befolgung billiger Maßregeln, wie Servilius sie wollte, nicht entschließen, und waren doch auch nicht im Stande, die Strenge und Härte, zu welcher der stolze und heftige Appius Claudius trieb, bey fortdauernder Gefahr von außen, durchzusetzen. Die Verwickelung dieser Verhältnisse, welche durch die Kriege mit Volskern, Sabinern und Äquern, doppelt gefährlich wurden, schien sich jedoch auf eine gute Art aufzulösen, als die Plebejer, die man unter den Waffen gehalten hatte, (J. 494) sich nach dem heiligen Berg entfernten, und hier durch ihre furchtbare Ruhe die Patricier zu Unterhandlung und zum Nachgeben ängstigten. Nun ist zwar keineswegs klar, wieviel sie bey

dieser Aussöhnung in Rücksicht erlittener Bedrückungen gewonnen haben mögen; auch beweiset die spätere Geschichte, daß selbst für die Zukunft Freyheit und Leben des Schuldners keineswegs sicher gestellt ward: aber durch die bewilligte Gewalt der fünf geheiligten Plebstribunen (und der Ädilen) wurden doch die Verhältnisse beyder Parteyen so gegen einander gerückt, daß die Fortsetzung des Kampfs um gleichere Rechte und der beständige Sieg der Plebejer in demselben mit gleicher Nothwendigkeit erfolgen mußten.

294. Die plebejischen Tribunen nähmlich, obgleich anfänglich von den Centurien und für die Classen erwählt, standen den patricischen Consuln gegenüber und mußten sich von demselben Verlangen, welches in diesen lebte, gereitzt fühlen, durch irgend einen Vortheil ihrer, nach Menschenweise vorwärts strebenden, Gemeinde, durch irgend ein erkämpftes Recht, neben diesen Achtung und Andenken zu erwerben. Nun aber waren die Tribunen durch den Vertrag auf dem heiligen Berge berechtigt, die ganze plebejische Gemeinde sonder Gefahr zu versammeln; und auf dem heiligen Berge hatte man gesehen, was sich von den Patriciern erlangen, erpressen, ertrotzen ließ. Also ist nicht zu verwundern, daß die Tribunen nicht nur mit ängstlicher Sorgfalt an der Thüre des Senats wachten und solche Schlüsse, die sie der Plebs nachtheilig achteten, hemmten, sondern daß sie auch ihre Gemeinde zu stets größern Forderungen, zu welchen die menschliche Natur trieb, reitzten; es ist nicht zu verwundern, daß die plebejische Gemeinde durch Geduld, Beharrlichkeit, Anstrengung und Benutzung günstiger Augenblicke, und besonders der Zeiten der Noth und

Gefahr, sich mehr und mehr Rechte erwarb; aber das scheint allerdings zu verwundern, daß die Plebs die Vorrechte der Patricier so lange anerkannte, ihre Rechtsforderungen nicht auf einmahl höher stellte und die wirklich zugestandenen Rechte nicht mit größerer Schärfe geltend machte. Diese, in vielfacher Rücksicht merkwürdige und lehrreiche Erscheinung jedoch dürfte sich leicht erklären lassen, wenn man einmahl die fromme Scheu erwägt, welche dem menschlichen Gemüthe vor der heiligen Gestalt alter Einrichtungen und angestammten Würden überhaupt einwohnt; wenn man ferner im Besondern die Mäßigung beachtet, welche mit dem hohen Ernst der römischen Natur so lange die alten unverdorbenen Sitten galten, eigenthümlich vereint war; wenn man hierauf den, für das ganze gemeine Wesen, unglückseligen Umstand erwägt, daß es den Patriciern gelang, die Tribunen unter sich zu entzweyen, und hierdurch die Beschlüsse der plebejischen Gemeinde aufzuhalten, und wenn man endlich den Zusammenhang der Geschichte bedenkt, nach welchem in Rom kein solcher Republicanismus, wie Griechenland sah, neues Leben gewinnen konnte.

295. C. Marcius Coriolanus gab den Plebstribunen (J. 492. n. E. R. 262.) die erste Veranlassung, ihre und ihrer Gemeinde Furchtbarkeit zu zeigen. Dieser junge patricische Held, den noch spätere Zeiten als einen frommen und gerechten Mann gefeyert haben, ließ sich, irre geführt in der Heftigkeit seines Charakters durch den Geist seines Standes, zu einem Vorschlag verleiten, der in jenem Geist allerdings begreiflich und verzeihlich seyn mochte, der aber verkehrt und darum abscheulich war, weil er den Ple-

bejern in hoher Noth für Gewährung des Gemeinsten das Heiligste abzwingen wollte — für Erhaltung des Lebens den Werth des Lebens. Nun entging zwar Coriolanus der Rache der plebejischen Tribusgemeinde, vor welche, als vor seinen Richter, ihn die Tribunen, in ihrem Unwillen durch das Gefühl ihrer Stärke kühn gemacht, auf eine unerhörte Weise, gerufen hatten. Aber die große Erfahrung, daß den einzelnen Patricier nur die Flucht und keineswegs das Herkommen und das alte Ansehen seiner Gemeinde, vor dem Richterspruche der Plebejer sichern könnte, gab diesen eine Gewalt, vor welcher die meisten Patricier bey Vertheidigung ihrer Vorrechte gezittert haben mögen. Darum hatten die Plebejer mit dem neuen Rechte, welches sie nochmahls (z. B. gegen Menenius J. 476. od. 278 n. E. R.) von neuem auszuüben nicht versäumten, sehr viel gewonnen, wenn gleich Coriolanus sie eine Zeitlang geängstigt haben soll. In wiefern aber diese Vorfälle Einfluß auf den Entwurf der Vertheilung der Staatsgüter hatte, welchen einige Jahre nachher (J. 487 od. 267 n. E. R.) der Consul Sp. Cassius Viscellinus machte, ist allerdings ungewiß: aber dieser Entwurf zeugt für den fortgehenden Sieg der Plebejer. Zwar ging Cassius unter, weil die Plebs ihm mit Recht nicht trauete, und weil es gefährlich zu seyn schien, solche Vortheile vom Consul zu empfangen; aber der süße Gedanke der Landvertheilung blieb. Die Patricier konnten, aus Vorurtheil, Ungunst oder Eigennutz, die Ausführung wohl durch Betrug, Frevel und dictatorische Tyranney verzögern, aber ihn selbst nicht vernichten, und an ihm hatten die Tribunen einen

Hebel, mit welchem sie auch den Haufen der Gemeinsten leicht in Bewegung setzen konnten, der für gleiche Freyheit keinen Sinn hatte, aber wohl für gleichen Besitz. Der erste Tribun, der die Verzögerung der Landvertheilung durch das Gericht der Plebsgemeinde an den Consulen rächen zu wollen schien, Genucius, wurde nur durch einen Meuchelmord an der Ausführung seines Vorsatzes gehindert (J. 474 od. 280 n. R. E.). Durch diesen Frevel, über welchen die Patricier eine eben so abscheuliche als unkluge Freude bezeugt haben sollen, wurden zwar die übrigen Tribunen in Angst gesetzt und von kühnen Unternehmungen hinweg geschreckt. Aber gerade ihre Verzagtheit gab Veranlassung, daß Publilius Volero, welchen die Consulen, als sie im Siege der schändlichen That eine strenge Truppenaushebung betrieben, übermüthig mißhandelt hatten, zwey Mahl gewaltsam und im Sturm Plebstribun ward, und als solcher mit seinen Collegen seinem Stande Rechte erkämpfte, welche ihnen größere für die Zukunft sicherten. Einmahl wurde zugestanden, daß die Plebs sich ihre Vorsteher, Tribunen und Ädilen, in ihrer Tribusgemeinde, ohne alle Einmischung der Patricier erwählen durfte; und wenn sie früher (J. 482 n. R. E. 272) schon dadurch viel gewonnen, daß sie erreicht, ein Consul solle von den Centurien frey gewählt werden, so war der Gewinn für die plebejische Freyheit durch dieses neue Gesetz nicht zu berechnen, so natürlich es übrigens auch seyn mochte. Dennoch war zweytens noch bedeutender, daß die Plebs das Recht erhielt, in ihrer Tribusgemeinde über alle öffentliche Angelegenheiten, ohne Einmischung der Pa-

tricier, sich zu berathen und Beschlüsse zu fassen; Beschlüsse, die freylich keine Gesetzkraft hatten, die aber als erklärter Wille der Menge leicht von der Menge geltend gemacht werden konnten. Wohl sahen die Patricier, wieviel sie durch diese neuen Gesetze von ihrem alten Vorzug verloren; aber welche Kunstgriffe sie auch, von ihren Schirmlingen unterstützt, anwenden mochten: sie konnten der Plebs um so weniger widerstehen, je weniger sie unter sich, nach der Natur der Dinge, einig seyn konnten; und der strenge, heftige, grimmige Consul Appius Claudius, der von dem verkehrten Aristokratensinn seines Vaters nicht hinweg zu bringen war, entging nur durch einen Selbstmord erniedrigenden Strafen.

296. Während dieses Streites, dieser Verwirrungen, Zerrüttungen und Gewaltthätigkeiten in Rom, deren Gang man bey einem solchen Volke gern folgt, weil das Streben nach Ordnung, Einheit und Freyheit darin nicht zu verkennen ist, mußte Rom natürlich gegen seine Nachbarn verlieren. Unter fortdauernden Kämpfen mit diesen Nachbarvölkerschaften errang die Plebs, was ihr zugestanden ward. Mehr als ein Mahl schien Rom ihrem Untergange nahe zu seyn, und die Plebs sah gern die Gefahr, um durch Ungeneigtheit und Widersetzlichkeit, die Patricier zu zwingen, Erhaltung des Ganzen mit Aufopferung von Vorrechten zu erkaufen. Unter den einförmigen Vorfällen, von welchen sich Kunde aus diesen Kriegen erhalten haben soll, erregen die größte Aufmerksamkeit zuerst der Auszug und Untergang der Fabier gegen die Vejenter (J. 480), mit ihren Folgen, und dann das Betragen der Plebejer, als der Consul Appius Claudius sie

(J. 471. n. E. R. 283) gegen die Volsker führte, seine Strenge und ihre Verfolgung. Aber wenn auch die Plebejer durch die neuerrungenen Rechte den Patriciern in bürgerlichen Verhältnissen näher gekommen waren, so waren beyde Stände in ihrer Gesinnung gegen einander durch den beständigen Kampf und noch mehr durch die Art, mit welcher er von beyden Seiten geführt war, wie zwey Völker von einander geschieden. Alle erkannten vielleicht, daß Rom bey dieser Spaltung in sich selbst den auswärtigen Feinden auf die Dauer zu widerstehen nicht im Stande seyn würde, und daß es nothwendig wäre, entweder die alte Gewalt der Patricier herzustellen, oder den Plebejern die Gleichheit zu gewähren, die sie erstrebten; und darum mußten sich von dieser Seite wie von jener Einige auf die entgegengesetzte hinneigen oder sich für die entgegengesetzte gewinnen lassen. Aber ein Zurückweichen der Plebejer war eben so unmöglich, als ein plötzliches Fortschreiten der Patricier nicht zu erwarten war. Und allgemeine Unfälle, wie die verheerende Pest, mit welcher (J. 463 n. E. R. 291) die Götter die jammervolle Verletzung der Ordnung und Eintracht strafen zu wollen schienen, konnten zwar den Streit eine Zeitlang aufhalten, aber keineswegs endigen.

297. Die Forderung einer allgemeinen Gesetzgebung, welche (J. 463) durch den Plebstribunen C. Terentius Arsa gemacht wurde, war in einer inneren Nothwendigkeit der Verhältnisse begründet! was die Gemeinde der Plebejer bisher erstritten hatte, deß konnte der Einzelne ohne eine solche Gesetzgebung keineswegs im ganzen Umfange froh werden; und die Erfahrung jedes Tages bewies vielleicht, wie abhän-

gig der Plebejer noch immer von den patricischen Ämtern blieb, ungeachtet aller Kämpfe seiner Gemeinde. Darum ist eben so begreiflich, daß die Plebejer nicht durch Trug, Hohn, Wunder, List, oder Gefahr, wie die in welche Rom durch den sonderbaren Überfall des Capitolium (J. 461. n. E. R. 293) gebracht ward, bewogen werden konnten, ihre Forderung aufzugeben, als daß die Patricier dergleichen Mittel anzuwenden kein Bedenken trugen, um der Gewährung überhoben zu seyn. Selbst der strenge Consul und gewaltige Dictator L. Quinctius Cincinnatus, der Vater hochherziger ruhmvoller, trotziger und unbändiger Söhne, der selbst auf seinen vier Jugern hinter dem Pfluge die patricische Gesinnung nicht verlor, konnte nur auf einen Augenblick das gesammte Volk fortreißen! die Patricier gewannen durch die ungeheuersten Bemühungen nur Aufschub, aber kein Vergessen. Die fortdauernde Gährung, die selbst zu drohenden Ungestüm hinanstieg, machte das Nachgeben rathsam. Und wie es sich nun auch mit der Sammlung griechischer Gesetze zu den alten heimischen Rechtsgewohnheiten verhalten mag: es wurden (J. 453 n. E. R. 301) zehn Männer mit der langerstrebten Gesetzgebung beauftragt. Die dictatorische Gewalt derselben war Gesetzgebern nach alten Begriffen wohl nothwendig; dann aber war es auch den Verhältnissen gemäß, daß nur Patriciern die Gesetzgebung aufgetragen wurde. Die Gesetze der zwölf Tafeln, obgleich Quelle alles öffentlichen und bürgerlichen Rechts, konnten daher wohl die Stände einander näher rücken, aber sie konnten begreiflicher Weise die Scheidewand nicht niederreißen, welche noch zwischen den Patriciern und Plebejern da stand; und eben deßwegen konn-

ten sie auch nicht die Standesvortheile vereinigen und ein wahres Römerthum gründen, oder den alten Streit zwischen den Patriciern und Plebejern endigen. Und wenn gleich den Plebejern zugestanden ward, daß zu den zweyten Decemviren auch Männer aus ihrer Mitte erkohren wurden; so erfuhren sie doch bald, wie hoch die Patricier noch über ihnen standen, und die Patricier erfuhren mit ihnen, wie gefährlich auch bey bestimmten Gesetzen die Willkühr der Verwalter ist. Aber die Freyheit war zu weit gediehen, als daß sie wieder hätte unterdrückt werden können. Verbrechen, wie die Ermordung des Narbern- und Ehrenbedeckten L. Siccius Dentatus, konnten die Gewalthaber wohl auf kurze Zeit schirmen; als aber Appius Claudius den Richterstuhl zu Befriedigung gemeiner Lüste schändete und dadurch einen wackern Mann zu einer schrecklichen That für Tugend und Recht fortstieß: da stürzte die Gewalt der Zehen zusammen, und es half nichts, daß die meisten Patricier lieber in arger Knechtschaft unter Tyrannen ihres Standes, als mit den Plebejern in gleicher Freyheit leben wollten. Das Consulat und die tribunicische Gewalt wurden hergestellt, und die letzte durch zehn Männer, wie schon früher zugestanden war, gehandhabt.

298. Die wieder hergestellte Freyheit wurde durch mehrere wichtige und strenge Gesetze befestigt, wofür die beyden Consuln, welche, eingedenk ihrer Abstammung und alten Familiengrundsätze fortbildend, sich über die Vortheile ihres Standes zu bürgerlicher Gesinnung erhoben hatten, den Haß der Patricier als Abtrünnige wohl verdienten. Unter diesen Gesetzen ist das Horatische, von den Centurien beliebte, daß die Tribusbe-

schlüsse der Plebsgemeinde für das ganze Volk verbindlich seyn sollten, unstreitig das merkwürdigste. Die Meinung dieses Gesetzes, welches übrigens in der Folge noch zwey Mahl (J. 338 und 288.) mit gleichen Worten wiederhohlt ist, kann wohl nicht gewesen seyn, daß die Plebs als solche allmächtig, und daß die Patricier als fortbestehender Stand ihren Beschlüssen unterworfen seyn sollten: dagegen spricht nicht nur die Widersinnigkeit der Sache selbst, sondern auch die folgende Geschichte Roms, obgleich Livius, der die Verhältnisse überhaupt nicht klar durchschauet hat, das Gesetz also verstanden zu haben scheint: sondern durch dasselbe sollten vielmehr unmittelbar nur die mit Bewilligung des Senats gefaßten Beschlüsse der Tribusgemeinde, die übrigens nicht mehr rein plebejisch war, in den eigenen Angelegenheiten derselben, ohne Bestätigung der Curien Gesetzeskraft erhalten, zugleich aber sollte auch mittelbar die Verschmelzung der Patricier mit den Plebejern, indem jene zum Eintritt in die Tribus gereitzt würden, erleichtert werden. — Nicht lange nach diesem (J. 446 n. E. R. 308) machte der Plebstribun Canulejus die Forderung, daß zwischen Patriciern und Plebejern rechtsgültige Ehen, die wohl nie statt gefunden hatten, und die durch die zwölf Tafeln förmlich untersagt waren, sollten statt finden dürfen. Hierdurch wäre unstreitig die Hauptscheidewand niedergerissen, welche die Stände sonderte, und eine Auflösung in einander nothwendig gewesen. Darum widersetzten sich die Patricier der Forderung mit allem Nachdruck. Da sie aber dennoch, wie immer, nachgeben mußten, so hätte die andere Forderung, welche die übrigen neun Tribunen machten, daß es nähmlich dem Volke freystehen sollte, die Consuln sowohl

aus den Plebejern als aus den Patriciern zu erwählen, jetzt noch unterbleiben können; denn sobald die Stände mehr in einander aufgelöset waren, mußte sich dieses von selbst ergeben, so lange sie aber noch feindselig gegen einander standen, konnte die Wahl nicht auf einen Plebejer fallen, wenn er gleich gesetzmäßig zum Consulat fähig war, und wenn gleich Patricier unter den Plebstribunen erschienen. Darum aber hätten sich auch die Patricier nicht so sehr zu wehren brauchen, ehe sie sich zum gewohnten Nachgeben verstanden. Indeß war die Ausgleichung, welche durch die Wahl der Kriegstribunen mit consularischer Gewalt getroffen ward, für die Besänftigung der Leidenschaften, nachdem die Forderung einmahl geschehen und bestritten war, allerdings gut; aber der Gang der Ereignisse zeigte bald genug, daß die Plebejer mit diesen Kriegstribunen unmittelbar nichts gewonnen, und die Patricier nichts verloren hatten. Und wenn die Patricier bey dieser Gelegenheit das höchstwichtige Amt der Censoren in der Absicht an sich brachten, durch dasselbige ihre alten Standesvorrechte wenigstens zum Theil zu retten, und den alten Unterschied zwischen sich und der Plebs zu erhalten: so mag auch dieses Beyspiel zeigen, wie Leidenschaft und Verkehrtheit gewöhnlich gegen sich selbst handeln. Denn die Trennung der censorischen Gewalt von der consularischen mußte im Fortgange der Zeit heilsam werden für die Freyheit, und doch konnte jene nach der Natur der Dinge eben so wenig von den Patriciern behauptet werden, als diese. Im Übrigen mag die Stimmung der Parteyen aus der Geschichte des Ritters Sp. Mälius erkannt werden.

299. Nachdem aber so viel für allgemeine Freyheit erreicht worden war, konnte für diese nicht besser gesorgt werden, als daß man von Seiten der Plebejer das Zugestandene sich im Stillen recht festsetzen und somit Leben gewinnen ließ; denn durch erneuerten Kampf war nicht mehr zu erreichen, sondern die Frucht mußte durch die Zeit gereift werden. Wenn es daher von jetzt an auch an einzelnen Berührungen der Stände keineswegs fehlte, so kam es doch nicht zu solchen gewaltsamen Erschütterungen, wie bisher durch die Kämpfe herbeygeführt waren. Dadurch ward es von nun an den Römern möglich, gegen auswärtige Dinge auszuführen, die sie bisher nicht einmahl hatten versuchen können. Die beständigen Kriege, die sie bisher mit Aequern, Volskern u. a. meist für eigene Erhaltung geführt hatten, waren kurze Kampfzüge gewesen, die darum so wenig lehrreich als angenehm sind, weil ohne Eigenthümlichkeit einer wie alle war. Von nun an erhalten die Kriege Roms aus zwey Gründen ein anderes und wichtigeres Ansehen. Einmahl ward (seit 426 v. Chr. 328 n. R.) jeder Krieg Volkssache, da er vormahls nur Senatssache gewesen war; zweytens aber wurde (im J. 406) vom Senat beschlossen, daß das Heer Sold erhalten sollte. Gegen diesen Beschluß erhoben zwar die Plebstribunen nicht ungegründete Klage: aber das ist unläugbar: ohne die Besoldung des Heers hätte Rom weder in der Nähe eine dauernde Herrschaft gründen, noch in der Ferne Eroberungen machen können. Der erneuerte Krieg gegen Veji zeigte sogleich die Wichtigkeit dieser Veränderung. Ohne sie wäre die zehnjährige Belagerung dieser alten und, wegen ihrer Nähe, doppelt gefährli-

chen Feindinn gar nicht möglich gewesen; nun aber fiel nicht nur die alte reiche Stadt, nicht ohne Zeichen und Wunder, endlich vor dem eben so kraftvollen und hochherzigen als stolzen und rachsüchtigen Dictator Fur. Camillus, (J. 396 n. E. R. 358) wie unangenehm auch die Winterfeldzüge den Römern waren, sondern Roms Macht verbreitete sich gar bald weiter. Wenn aber den Römern hierbey der Umstand günstig war, daß entferntere kriegerische Bewegungen im Süden wie im Norden die benachbarten Völkerschaften von fremder Hülfe gegen Rom entblößten: so ward ihnen die Freude, welche sie hierüber empfinden mußten, bald in großes Leid verwandelt. Denn Gallier, eines der großen Völker des Nordens, furchtbar für den ungewohnten Blick der Südbewohner durch ihre Art, ihr Wesen, und ihre alte Rohheit, waren (wie sie überhaupt nach der Nordländer Weise häufig aus ihrem übervölkerten Vaterlande zu wandern pflegten) über die Alpen gegangen und hatten einen der fruchtbarsten Theile Italiens in Besitz genommen. Ihr Einfall in Italien war eben für Rom vortheilhaft gewesen. Aber beym Fortgange beyderseitiger Unternehmungen mußten Römer und Gallier auf einander stoßen. Vor Clusium lernten sie sich kennen; und die Art, mit welcher hier die verwegenen Gesandten der Römer sich gegen die Gallier betrugen, mußte Männer, welche das Recht in den Waffen führten, und die Überzeugung hatten, daß tapfern Männern Alles gehörte, zu schnellem Krieg und zu schneller Rache reitzen. Die Art hingegen, mit welcher die Römer dem furchtbaren Feind begegneten, mußte den unglückseligen Tag am Allia herbeyführen; und doch ging ihr thörichtes Beneh-

men wohl keineswegs aus Verblendung und zu großem Selbstvertrauen hervor, sondern vielmehr aus Überraschung, Bestürzung und Unbehülflichkeit. Wenn aber auch die spätern Römer die schmachvolle Flucht aus der Schlacht am Allia und die Besetzung und Verbrennung der ewigen Stadt durch die Senonen nicht so, wie das Unglück, welches sie einst durch Porsena (vergl. 290) erlitten hatte, haben verschleyern können: so ist doch sowohl die Besitznahme als die Befreyung der Stadt auf eine solche Art dargestellt, daß die Ehre des römischen Nahmens gerettet zu seyn schien, und in den Thaten des alten Helden Camillus, der wegen vortrefflichen Handelns Verzeihung für manchen Fehler verdient, des wachsamen Manlius, durch welchen das Capitolium gerettet ward, des Centurionen Caedicius, der nur an Rang dem Camillus nachstand, und des kühnen Jünglings Pontius Cominius, der mit Lebensgefahr die getrennten Römer verknüpfte, ward der Römergeist, der die Welt zu beherrschen fähig seyn sollte, so herrlich gefeyert, daß die Schmach dagegen erträglich zu seyn schien. Schwache Stunden haben Völker wie Menschen: es kommt nur darauf an, sie in Vergessenheit zu bringen. — Übrigens ward Rom durch die Gallier zerstört (J. 388 nach R. Er. 366), 18 Jahre nach der Schlacht bey Aegospotami.

Drittes Kapitel.

Fortsetzung. Unterwerfung Italiens.

300. Der Plebs ist zu verzeihen, daß sie, wie der Mensch den Ort seines Unglücks so gern zu entfliehen sucht, nach solchen Unfällen Rom um Veji zu vertauschen wünschte; gemeinere Seelen aus den Patriciern, deren Vaterlandsliebe an den zerstörten Wänden gehangen hatte, mögen ihnen beygestimmt haben: aber Camillus und mit ihm die Edelsten zogen mit schöner Besonnenheit die wüste Brandstätte vor, weil da die alten Götter wohnten, weil da so viele theuere Erinnerungen begeistern konnten, und weil die Lage größere Sicherheit und Macht verhieß. Also wurde Rom, eilig und planlos, wieder aufgebauet. Aber wenn die Geschichte früherer Zeiten, nach Livius, auch deßwegen dunkel und ungewiß gewesen seyn soll, weil die Jahrbücher und Denkmähler durch die Gallier zerstört worden: so läßt sich eben nicht sagen, daß die Geschichte der nächstfolgenden Zeit, ungeachtet Rom kein solches Unglück wieder erduldete, reicher, klarer, gewisser wäre. Indeß kann nicht bezweifelt werden, daß Rom durch das erduldete Unglück sowohl gegen auswärtige Feinde sehr geschwächt, als im Innern eben so sehr zerrüttet gewesen. Daher ist nicht nur begreiflich, daß die alten Feinde Roms, Volsker, Aequer Etrusker, die günstigen Umstände zu Angriffen und Rache benutzten, sondern auch, daß die latinischen Bundesgenossen sich rührten, um die vormahlige Gleichheit wieder zu gewinnen. Aber es ist auch begreiflich,

wie die Zerstörung aller Verhältnisse in Rom, die Zerrüttung des Vermögens, die allgemeine Verwirrung und Noth wiederum die alten Leidenschaften der Stände aufreitzen; wie die Patricier geneigt seyn konnten, gerade diese Umstände zu benutzen, um die Plebejer zahmer zu machen und zurückzuführen in ihre vormahlige Unbedeutenheit; und wie die Plebejer in vollem Gefühl des Unglücks der Zeit mit mehr Heftigkeit und Ungestüm als je zuvor diesem Bestreben begegneten. Wenn aber der Heldengeist des Camillus und anderer das menschliche Gemüth in dem gefährlichen und schönbestandenen Kampf Roms gegen ihre auswärtigen Feinde erfreuet: so erregt die Unmenschlichkeit, mit welcher das alte harte, von den zwölf Tafeln bestätigte, Recht gegen Schuldner von den Patriciern in dieser hohen Noth mißbraucht ward, Unmuth und Schmerz, und die tragische Geschichte des Manlius, in welcher der Zustand Roms deutlich hervortritt, erfüllt die Seele mit Wehmuth und Trauer. Wohl mag es wahr seyn, daß der edle Geist dieses Narben- und Kronenreichen Helden, im Streit mit dem Eigennutz, der Verkehrtheit, der Unmenschlichkeit, zu gefährlichen Gedanken getrieben wurde, die er in innerster Seele verabscheuete: aber er hatte nichts gethan, um den höhnenden Tod zu verdienen, der ihm an dem Ort seines höchsten Ruhms zugefügt wurde. Darin zeigte sich der brennende Haß der Patricier gegen die Plebejer; und, wenn diese nicht etwa um ihren Patron betrogen sind, so wird es schwer, sich mit ihnen darüber auszusöhnen, daß sie nachgaben. Erst als die Götter Rache übten, erwachte die Sehnsucht nach dem Zerschmetterten.

301. Aber der Geist der Freyheit gewann immer mehr Stärke im Kampfe gegen die Unterdrückung. Die Erzählung, wie C. Licinius Stolo zu dem erhabenen Gedanken seiner Gesetzgebung gekommen seyn soll, ist an sich ein wenig einfältig erfunden, und gibt, fast unwürdig, für den großen Zweck eine kleinliche Veranlassung. Dennoch scheint sie darauf hinzudeuten, daß die, durch das Canulejische Gesetz (vergl. 298) zwischen Patriciern und Plebejern erlaubten Ehen zunächst zu der Gleichheit beyder Stände, um welche so lange gerungen war, geführt habe. Und hierin und in sofern ist sie wahr. Die Art aber, mit welcher Licinius als Plebstribun, und sein College L. Sextius, zehn Jahre lang (J. 377 — 367) für seine Forderungen gegen die widerstrebenden Patricier ankämpfte, weder wankend gemacht durch ihre verführten Collegen, noch durch zweyer Dictatoren ämtliches und persönliches Ansehen oder durch die Gefahr, welche auswärtige Feinde brachten, bis sie endlich ohne Gewaltthätigkeit und böse Künste lediglich durch unerschütterliches Festhalten an der Gerechtigkeit ihrer Sache obsiegten und ihre Forderungen in Gesetze verwandelten — diese Art verdient unstreitig die höchste Bewunderung. Durch die Gesetze selbst aber wurde erstens den Schuldnern einige Erleichterung verschafft, nicht ohne scheinbare Rechtswidrigkeit, obgleich das alte unmenschliche Schuldrecht nicht aufgehoben ward: (erst im J. 352, nach R. E. 402, und 325, nach R. E. 429. wurden Einrichtungen getroffen, durch welche die Willkühr über des Schuldners Freyheit und Leben beschränkt und aufgehoben werden sollte). Zweytens wurden die Patricier im Besitz und in Benutzung der Staatsgüter (vergl.

287) beschränkt, und den Plebejern wurde der Überrest zu angemessenen Eigenthumstheilen zugesichert. Dieses Gesetz kann allerdings für einzelne Patricier, obgleich die Schranken nicht eben eng gezogen waren, hart gewesen seyn: aber es war unstreitig nothwendig für Wohlfahrt und Freyheit, weil bey dem Wachsen der Staatsgüter und bey der Geschlossenheit des patricischen Standes die Unbeschränktheit des Besitzes und der Benutzung dieser Güter nothwendig eine solche Ungleichheit des Vermögens erhalten und bewirkt haben würde, daß die Plebejer beständig in arger Abhängigkeit erhalten, daß wenigstens ein großer Theil ohne Sicherheit und Freyheit geblieben wäre: denn so lange jene Unbeschränktheit statt fand, konnten die Plebejer um den Antheil von den Staatsgütern, wie bis jetzt so fort und fort, betrogen werden, der ihnen in alten Tagen eigenthümlich eingeräumt worden war. Drittens aber schienen diese wichtigen Anordnungen dadurch Festigkeit und Kraft zu gewinnen, daß für alle Zukunft ein Consul aus den Plebejern gewählt werden sollte; und viertens endlich war es auch nichts Geringes, daß den Plebejern Theilnahme an der Aufsicht über die sybillinischen Bücher, welche für die öffentlichen Verhältnisse von hoher Bedeutung waren, zugesichert wurde. Nun behielten zwar die Patricier, als (im J. 366 nach R. E. 388) L. Sextius wirklich erster plebejischer Consul ward, vermöge der neueingeführten Prätur die Consulargewalt wenigstens zu zwey Drittheilen, und durch das gleichfalls neue und keines Wegs unwichtige Amt der curulischen Ädiles schien ihre alte Vormacht noch hinlänglich gerettet zu seyn: aber die Mäßigung der Plebejer, die sich auch hier wiederum zeig-

te, konnte nur der allgemeinen Freyheit zum Vortheile gereichen, weil die Menge mehr und mehr gereift und gerade dadurch fähig ward, das Errungene zu behaupten.

302. Fünf und zwanzig Jahre lang versuchten die Patricier durch Kunstgriffe und Frevel aller Art, die Licinischen Gesetze zu umgehen, zu durchbrechen, zu vernichten: aber umsonst; der rege Menschengeist siegte unter allen Stürmen über veraltete Verhältnisse. Die neuen Vorzüge der Patricier wie die alten wurden nach und nach in Anspruch genommen und glücklich zu allgemeiner Gleichheit aufgelöset. Zehn Jahre nach Übertragung des Consulats an einen plebejischen Mann (J. 356, nach R. E. 398) ward ein anderer plebejischer Mann C. Marcius Rutilus von einem plebejischen Consul zum Dictator ernannt, und der gute Geist der Plebejer wehrte den Patriciern, die gern seine Ehre in Schmach, selbst auf Kosten des gemeinsamen Vaterlandes, verwandelt hätten, ihr Ziel zu erreichen. Eben derselbe plebejische Mann ward fünf Jahre später (J. 351 nach R. E. 403) unter wichtigen Verhältnissen mit der Censur bekleidet. Und so befestigten sich die Licinischen Gesetze immer mehr und wurden endlich vielleicht durch einen Aufstand (J. 341 nach R. E. 413) völlig gesichert und durch neue Gesetze des plebejischen Dictators Q. Publilius Philo (J. 338, nach R. E. 416) erweitert und vollendet. Denn kurz hierauf (J. 336 nach R. E. 418) erhielt eben dieser Publilius die Prätur, die letzte bürgerliche Würde, welche die Patricier noch ausschließlich besaßen; und wenn nun auch das Pontificat und Augurat noch eine Zeitlang allein bey den Patriciern blieb: so mußte es

doch eben so gewiß endlich (J. 302 nach R. E. 452) an die Plebejer kommen, als sich die einzelnen Ausbrüche, in welchen sich der Geist alter Zwietracht noch von Zeit zu Zeit offenbarte, in allgemeine Freyheit auflösen mußten. — Und also verschwand der alte Unterschied zwischen Patriciern und Plebejern; der alte ständische Parteygeist verlor sich in dem hohen Sinn eines wahren Römerthums; und Rom erhielt eine Verfassung, welche durch das bewunderungswerthe, zu ernstem Streben nach Bürgertugend reitzende und zu gegenseitiger Schonung nöthigende Verhältniß zwischen der Volksgemeinde, dem Senat und den Consulen — indem sie wechselseitig über und unter einander standen, und sich gegenseitig beherrschten und bedurften — ein so reges Leben und eine so feste Sicherheit zu gewähren schien, daß Gemeinsinn, Heldengeist, jede große und schöne Bürgertugend durch sie nicht nur möglich, sondern fast nothwendig gemacht ward. Nur auf Eins kam es an, ob die goldene Zeit, die aus diesem nothwendigen Streben und Gegenstreben hervorgehen mußte, dauern, oder ob auch Rom entarten und in sich selbst untergehen, oder doch des Untergangs werth werden sollte — darauf nähmlich, daß sich der Römersinn zum Volkssinn, oder das römische Stadtthum zum italischen Volksthum erheben mußte. Die Betrachtung der innern Verhältnisse und dessen, was früher gegen die Latiner geschehen war, macht hierzu allerdings wenig Hoffnung; jetzt aber mußte es sich klarer zeigen in den Verhältnissen, in welche sich Rom zu den Italern setzen wollte.

303. Nachdem nähmlich die Anschläge der Feinde Roms, welche ihr Unglück zu benutzen gestrebt hatten,

vereitelt worden; und nachdem hierauf die Römer neuen gallischen Raubzügen nicht ohne wundervolle Heldenthaten begegnet waren, und gegen sie nicht nur an kriegerischem Muth und Sinn gewonnen, sondern auch die Latiner zu Erneuerung ihrer alten Bündnisse (J. 357 nach R. E. 397) gezogen hatten, wurden sie in einem neuen Kampf verwickelt, der sie nach und nach mit allen Völkerschaften Italiens in Berührung brachte. Die großen Kräfte, welche durch die ständischen Streitigkeiten gewaltig aufgeregt, aber bisher auch von diesen Streitigkeiten verzehrt waren, verlangten jetzt ein anderes Feld, um sich zu zeigen in ihrer Stärke. Da wurde Rom durch die bedrängten Campaner, ein Völklein, welches den schönsten und ergiebigsten Boden der Erde bewohnte und hierüber früh zu verfeinerter Art und Kunst, zu Üppigkeit und Wollust gekommen war (wiewohl die Sitten und Genüsse Capua's doch wohl nur im Gegensatze der römischen Einfalt und Derbheit so ausschweifend gewesen seyn dürften), in einen Krieg mit der stärksten, kühnsten, kampflustigsten Völkerschaft, mit den Samniten gezogen. Dieser Krieg mußte den Römern willkommen seyn, weil er die schönste Gelegenheit gab, die innere Ruhe zu befestigen, die Kraft würdig zu üben, zu mehren und das Übermaß abzuleiten. Er begann (J. 343 nach R. E. 411) zu derselben Zeit, als Philippos von Makedonien, seit etwa zwölf Jahren, die Griechen mit seiner Macht und seinen feinen Künsten ängstigte, verwirrte und um ihre Freyheit zu betrügen suchte. Über fünfzig Jahre dauerte der Kampf, ehe Samnium überwältigt ward (bis J. 290, nach R. E. 464), und noch über zwanzig Jahre länger die Kriege gegen das übrige Italien, die mit jenem Kampfe mehr oder minder zusammenhin-

gen. Während dieser Zeit ward von den Makedoniern Griechenlands Freyheit vernichtet, der persische Thron gestürzt, und, nach vielfacher Verwirrung, wurden neue Reiche gegründet; Sicilien aber schien unter Karthago's Herrschaft zu kommen. Für Rom jedoch wechselten die Verhältnisse mannigfaltig: mit den Samniten wurden wiederhohlt Verträge geschlossen, und sie standen sogar neben den Römern, als diese die Latiner gänzlich unterwarfen (J. 414 nach R. E.) Das Glück war den Römern auch nicht immer getreu; sie erlitten z. B. bey Caudium (J. 321, nach R. E. 433) eine große Schmach. Aber die Samniten wußten ihren Vortheil weder zur Freundschaft noch zur Vernichtung zu nutzen und die übrigen Völkerschaften Italiens, von den Galliern am Fuße der Alpen, durch die Etrusker und Umbrer hindurch, bis zu den griechischen Städten im Süden, standen nur nach und nach gegen sie auf, oder handelten wenigstens nicht nach Einem Gedanken. Der kriegskundige und streitlustige König Pyrrhos von Epeiros, welcher, gerufen von den Tarentinern, mit großen Entwürfen — er wäre gern Alexandern gleich gewesen, dessen Stammland er umsonst an sich zu reißen gesucht hatte — und griechisch-makedonischer Kriegskunst (J. 280 nach R. E. 474) nach Italien kam, schien nicht ohne Erfolg die Bühne zu betreten, aber er ließ sich bald, da der Senat im hohen Selbstgefühl seine Freundschaft abgewiesen hatte, nach Sicilien ziehen, (vergl. 168) versäumte den Augenblick und suchte alsdann umsonst wieder herzustellen, was versäumt war. Also erhob sich Rom immer höher gegen alle ihre Feinde. Der Krieg lehrte den Krieg, und je mannigfaltiger und gebildeter das Le-

ben der Feinde war, desto größer war Roms Gewinn. Unter den großen Feldherren, M. Valerius Corvus, der zuerst den Römern zeigte, auf welche Weise der Sieg über Samniter zu erringen war, L. Papirius Cursor, Q. Fabius Maximus u. s. w. erfochten sie glänzende Siege, gingen festes Schrittes vorwärts, und endigten mit der Unterwerfung von fast ganz Italien. Nur der obere Theil blieb noch unbezwungen.

304. Es war aber keines Wegs ein blindes Glück, welches, wie es zum Trost träger Feigheit und zur Entschuldigung der Nichtswürdigen mit den armen Sterblichen spielen soll, den Römern den Sieg sicherte, sondern die Herrschaft, welche das Schicksal ihnen bestimmt hatte, brachten sie an sich, weil ihre Gegner an des Menschen schönsten Tugenden und an des Staats herrlichsten Einrichtungen sie weder erreichten, noch ihnen nachstrebten. An Muth und Tapferkeit waren viele dieser Gegner ihnen völlig gleich; in der Bewaffnung standen sie zum Theil über ihnen, und in der Kriegskunst waren sie ihnen gleichfalls voraus. Indem aber die Römer es nicht verschmäheten, von ihren Feinden das Bessere anzunehmen, und nicht nur von Griechen, sondern auch von Samniten zu lernen, hielten sie (und dieses fehlte den Feinden), mit der größten Strenge und dem heiligsten Ernst an der großen Gesinnung für ihr gemeines Wesen, für das Römerthum fest, welche jeden Einzelnen nur zu einem Theil der großen Gemeinde machte, die Kräfte zur Kraft einte und den Tod verachten lehrte. Diese Gesinnung zeigte sich nicht bloß in dem strengen Gehorsam gegen die Befehle der Obern, für deren Übertretung der hochgesinnte Jüngling T. Manlius von

seinem eigenen Vater zum Tode verurtheilt wurde (J. 339 nach R. E. 415); sie zeigte sich nicht bloß in der erhabenen Entschlossenheit, mit welcher P. Decius Mus in hoher Noth (J. 342 n. R E. 412) mit wenigen Gefährten für die Rettung des Heers das Äußerste wagte, und nachmahls, wie später sein Sohn, für den Sieg der Römer sich besonnen dem Tode weihte (J. 340 nach R. E. 414); sie zeigte sich nicht bloß in der hochherzigen Denkart, mit welcher des Pyrrhos und seines Gesandten Geschenke und Anerbiethungen abgewiesen wurden: sondern sie zeigte sich überhaupt in der treuen Bewahrung der väterlichen ländlichen Sitteneinfalt, in dem edlen Wettstreben nach Tugend und Ruhm, in der Besonnenheit im Glück und im Unverzagtseyn im Unglück. Unterhalten aber und genährt wurde diese Gesinnung durch die Erziehung, die mit alterthümlichem Ernst auf nichts anderes ging, als tüchtige Bürger für Krieg und Frieden zu bilden; durch die Art, wie nicht nur Auszeichnung im Frieden an Auszeichnung im Kriege, sondern selbst die Ausübung bürgerlicher Rechte an Kriegsdienste mehr und mehr geknüpft war; durch die innere Einrichtung der Heere; durch die Schmach, welche den traf, der ein schandbares Leben einem rühmlichen Tode vorzog; durch die Belohnung, mit welcher große Thaten für das gemeine Wesen gefeyert wurden, vom Triumph des Feldherrn an, durch die Kronen hindurch, bis zum Pferdschmuck, zur Halskette, zu Land und Vieh; endlich und besonders durch die Religion, die sich zur griechischen Religion eben so verhielt, wie der römische Republikanismus zur griechischen Freyheit, die aber bewunderungswürdig in alle Staatsverhältnisse, im Frieden

wie im Kriege, eingriff, und den Römersinn vollendete.

305. So begreiflich aber hierdurch auch die römischen Siege werden, und so rein die Freude ist, welche der denkende Mensch über diese Einrichtungen und Gesinnungen empfinden wird: so wenig rein ist die Freude, die er über die Maßregeln empfindet, welche Rom zur Erhaltung und Behauptung des Eroberten nahm, wenn er gleich bekennen muß, daß sie zweckmäßig waren zur Begründung einer dauernden Herrschaft. Denn indem Rom einigen Städten und Völkerschaften das Bürgerrecht, mehr oder minder vollkommen, gab, und andere mit dem schönen Nahmen von Bundesgenossen an sich band; indem sie hier den Gegner völlig in den Staub trat, über ihn als einen Unterworfenen verfügte, und dort durch Colonien ihre Erwerbungen sicherte — erreichte sie zwar das Nächste, das nähmlich, daß Alle gezwungen wurden, ihrer Größe zu dienen; aber sie zeigte auch zugleich, daß ihr eine echtmenschliche Staatsweisheit, daß ihr das Gefühl nothwendiger Selbstbeschränkung, daß ihr der Sinn für Begründung eines italischen Volksthums gänzlich fremd war. Rom wollte und schaffte Einheit, aber keine Einheit der Freyheit und des Rechts, keine Einheit der Gesinnung und des Strebens; deßwegen blieb überall Trennung, Zerrissenheit, Widerstreben, und nur Zwang und Gewalt erhielt das Zusammenwirken. Der Geist, der sich in den Verhältnissen, in welche Rom mit Italien trat, ausspricht, ist ein Geist ungemessener Herrschlust. Rom zeigte schon in diesen Verhältnissen, daß sie nach unbegränzter Vergrößerung strebe, und daß ihr die Mittel gleichgültig seyn wür-

den, wenn sie nur die Länder der Erde unterwerfen und die Völker zum Gehorchen bringen möchte. Je passender und wirksamer aber für Roms Zweck, bewußt oder unbewußt, die Maßregeln waren, die sie gegen andere Staaten beobachtete, desto mehr konnte ihr Streben gelingen; allein je besser es gelang, je mehr also Rom über Andere ihr Joch brachte, desto gewisser bereitete sie ihren Fall vor, und desto schrecklicher mußte einst ihr Fall werden. Auch in der Verkehrtheit kann der Mensch vieles erreichen, wenn er umsichtig verfährt, aber ungestraft wird keiner die Gränzen überspringen, welche die Natur festgestellt hat. Roms innere Verhältnisse mochten mit Weisheit geordnet seyn: da sie die äußern Verhältnisse nicht mit Weisheit zu ordnen verstand, so konnte sie durch jenes der Entartung, dem Verfall, dem Untergang nicht entgehen.

Viertes Kapitel.

Die Zeiten der punischen Kriege.

(Vergl. 179—186.)

306. Der Handelsvertrag, den Rom mit Karthago schon nach Vertreibung der Könige geschlossen hatte, (vergl. 289) war nachmahls, unter Umständen, die nicht bekannt sind, mit einigen, für die Geschichte beyder Staaten merkwürdigen Veränderungen erneuert worden (J. 345 nach R. E. 409). Pyrrhos hatte, als er in Ita-

lien und Sicilien gegen beyde Republiken zugleich kämpfte, ein Vertheidigungsbündniß zwischen ihnen veranlaßt. Bald aber nach der Unterwerfung Italiens durch die Römer, nachdem auch der größte Theil von Sicilien den Karthagern unterworfen war, entstand zwischen beyden Staaten ein Krieg, der, bey scheinbar unbedeutendem Anfang, bald auf nichts geringeres ging, als auf gegenseitige Vernichtung. Dieser Krieg war durch den Stand der Verhältnisse nothwendig. Allerdings mag der römische Senat einigen Anstand genommen haben, denselben zu beginnen, weil der Vorwand, den Mamertinern Hülfe senden zu wollen, zu schmachvoll war, und mit dem gerechten Verfahren gegen römische Krieger, die in Rhegion gethan hatten, was jene in Messana, den schneidendsten Widerspruch machte: aber der Sinn, der in den Römern war, hob Senat und Volk leicht genug über eine solche Bedenklichkeit hinweg. Auch ist die Frage sehr gleichgültig, ob die Römer den Krieg schon in der Absicht angefangen haben, die Karthager gänzlich aus Sicilien zu vertreiben, oder ob dieser Gedanke erst in ihnen nach bedeutenden Erfolgen entstanden sey? Sie wollten Sicilien, Sardinien, Alles, unterwerfen, wenn sie gleich im Anfange des Kampfs ihre Kräfte noch nicht genug erprobt hatten, um sich zum voraus für dieses Mahl ein bestimmtes Ziel zu setzen! Der Ausgang des Krieges aber konnte, wenigstens so lange er über Sicilien und die benachbarten Inseln geführt ward, nur etwa zweifelhaft seyn, in sofern man, in Vergleichung beyder Staaten, lediglich bey dem was gezählt und gemessen werden kann, stehen bleibt (bey der Ländermasse und Menschenzahl, bey Geld und Geldquellen, bey Schif-

fen und Bewaffnung, höchstens bey den Formen der Verfassungen): aber er konnte keineswegs zweifelhaft seyn, sobald man auf die Natur und Lage der Länder und auf den Geist der Völker und Staaten Rücksicht nimmt.

307. Der Consul Appius Claudius Caudex führt das römische Heer, das erste, welches über die Gränzen Italiens hinaus ging, (J. 264 nach R. E. 490) nach Sicilien. Er war glücklich. Hieron trat auf die römische Seite (J. 263); Agrigent fiel in römische Gewalt (J. 262). Aber ohne Seemacht konnte gegen Karthago nichts Gewisses, nichts Dauerndes errungen werden. Kaum war dieses erkannt, so bedeckten große römische Flotten das Meer. Aber der römische Geist ist weniger in der schnellen Zusammenbringung einer Anzahl von Schiffen zu bewundern: das war nach der Einnahme von ganz Italien und bey dem damahligen Zustande des Schiffbaues gar wohl möglich: als vielmehr in der Kühnheit, mit welcher die Römer sich auf das Meer wagten, und in der verwegenen Art, mit welcher sie den Charakter des Seekriegs zu verändern, die Karthager zu verwirren, sie nicht nur um ihre alte Kunst, sondern gleichsam um ihr Element zu betrügen, und solche Siege an sich zu reißen wußten, als wodurch Duillius sich (J. 260 nach R. E. 494) einen schönen Triumph verdiente, C. Attilius Regulus aber (J. 256) den Weg ins Karthagische Gebieth eröffnete. Und auch in diesem kühnen Unternehmen, jetzt schon einen solchen Feind auf seinem eigenen Boden anzugreifen, zeigt sich der römische Geist auf eine bewunderungswürdige Art. Wenn aber diese Unternehmung, so schön sie anfangs zu ge-

lingen schien, auch (J. 254) ganz mißglückte, sey es, daß das römische Volk mit zu weniger Macht zu viel wollte, sey es, daß Regulus, verführt durch sein bisheriges Glück, den Leidenschaften unterlag, sey es, daß unbekannte Umstände obwalteten: so wurden die Römer hierdurch nur belehrt, nicht der Zeit vorgreifen zu wollen, und mehr gewöhnt, durch beharrliche Anstrengung das Glück zu bestimmen. Freylich verzögerte das Unglück in Afrika den Gang des Kriegs; freylich drückte die Zerstörung, welche der Sturm wiederhohlt in ihren Flotten anrichtete, sie auf einige Zeit nieder: aber die inwohnende Kraft erhob sich bald mit neuer Stärke; und der lange Kampf, der um Lilybäum und Drepanum, die eigentlichen Haltpuncte Karthago's auf Sicilien, eine Reihe von Jahren zu See und Land geführt ward, bewährte diese Kraft, obgleich das Kriegsglück mehrmahls wechselte, auf eine schöne Art. Endlich aber wich Karthago, nach vier und zwanzigjährigem Kampf, der römischen Beharrlichkeit (J. 240 nach R. E. 514); sie trat Sicilien ab, erduldete andere Schmach, und ließ den Römern die Überzeugung, daß Anstrengung und Ausdauer zuverlässig zu Ruhm und Gewinn führen. Der Consul Luctat. Catulus schloß den Frieden nach einem schönen Seesiege bey Agusa, Lilybäum gegenüber.

308. Dieses Glück mußte natürlich auf Roms innere Verhältnisse zurückwirken und manche Veränderung veranlassen; aber Rom mußte auch durch dasselbe, bey ihrem inwohnenden Sinne, gegen Auswärtige kühner werden. Wie sehr sie in ihrer Politik gewonnen hatte, bewies schon die Art, mit welcher der, vom Consul geschlossene, Friede aufgenommen und ver-

ändert ward; aber noch mehr zeugte hiervon Roms Verhalten während des unglückseligen Krieges, den Karthago mit ihren Miethlingen führen mußte. Allerdings mag Rom Anfangs nichts gegen Karthago gethan und selbst die Aufforderung der aufrührerischen Miethsoldaten auf Sardinien abgewiesen haben; aber dieses geschah wohl nur, Theils weil Rom selbst ihrer Unterworfenen nicht gewiß war, Theils weil sie den günstigsten Augenblick erwarten wollte. Sobald sie aber sah, daß Karthago obsiegen würde, trug sie kein Bedenken, Sardinien an sich zu reißen, und die ermüdete Karthago noch zur Kriegskostenzahlung zu ängstigen. Gewiß ist: Rom mußte nach dem Besitz der Insel Sardinien streben, und hatte längst darnach gestrebt, aber die Art, wie sie dieselbe erwarb, war sündlich und verderblich. — Dagegen war der Krieg gegen die Illyrier, welche durch ihre Seeräuberey die Griechen ängstigten und auch den Italern manchen Schaden zufügten, politisch nothwendig, wenn er gleich durch die Heftigkeit, durch welche der römische Gesandte die stolze Königinn Teuta reitzte, beschleunigt ward (J. 229 nach R. E. 525). Die Art aber, mit welcher die Römer Korcyra, Apollonia, Dyrrhachium in ihren Schirm nahmen, und mit welcher sie ihre Siege über die Illyrier, die ihnen des Demetrios von Pharus Verrätherey erleichterte, den Griechen bekannt machten, zeugt von ihrer Feinheit, und bereitete künftige Ereignisse vor; was sie für sich selbst gethan hatten, das rechneten sie den Griechen als Großmuth vor, und empfingen den Dank, welchen die Schwäche der Stärke nicht verweigern darf.

309. Aber eine neue Gefahr erhob sich für Rom von den Alpen her. Die Gallier hatten seit einem halben Jahrhundert, nachdem sie, vor der Ankunft des Pyrrhos nach Italien, gegen die Römer wiederhohlt unglücklich gekämpft hatten, mit diesen im Frieden und Bündniß gelebt. Die Senonen gehorchten, und in Sena war eine römische Colonie gegründet. Die Römer aber mußten, nach der Lage und Beschaffenheit der Länder, auf alle Weise streben, Italien von diesen furchtbaren Fremdlingen zu befreyen, und sich, um vor künftigen Anfällen sicher zu seyn, der Alpenpässe zu bemächtigen. Von diesem Streben der Römer mochten sich die Gallier wohl besonders überzeugen, als jene auf den Vorschlag des C. Flamininus (J. 234) von neuem gallisches Land vertheilten, und hierdurch ihr Colonialwesen gegen sie erweiterten. Also vergaßen die gallischen Volksstämme ihre Zwiste unter sich; zwischen den Bojen, den Insubren, den kriegslustigen Gäsaten am Rhodanus u. a. entstand eine furchtbare Verbindung, und Rom erinnerte sich noch einmahl des Unglücks am Allia. Aber Rom zählte sieben Mahl hundert tausend Männer, die zu Fuß, und siebenzig tausend, die zu Pferde dem Feinde begegnen konnten; und gegen die wilden gallischen Schwärme hatten Bundesgenossen und Unterworfene mit ihr gleichen Sinn. Darum waren die Feinde im Einzelnen schrecklicher als im Ganzen furchtbar. Anfangs kamen sie zwar bis Clusium, (J. 226 nach R. E. 528); als sie aber von dort, mit vieler Beute belastet, einen Rückzug für nothwendig hielten, so wurden sie auf demselben von zwey Seiten, durch die Consulen L. Aemilius und C. Atilius, in einer furchtbaren Schlacht, die sie nicht ohne Übermuth begannen, aber dann mit großer Ta-

pferkeit zu bestehen suchten, überwältigt. Hierauf drangen die Römer in das gallische Gebieth ein. Die Bojer unterwarfen sich. Die Insubres versuchten zwar noch einmahl mit den Gäsaten, die alte Unabhängigkeit zu behaupten. Aber wenn sie sich auch noch ein Paar Jahre der Römer erwehrten: so entgingen sie doch nicht dem Geschick. Nachdem sie noch zwey Niederlagen erlitten hatten, und nachdem Mediolanum, ihr Hauptort, gefallen war, verzweifelten sie an ihrem Glücke. Also wurde J. 222 nach R. E. 532) Gallien, diesseits der Alpen, römische Provinz, und zur Befestigung der Herrschaft wurden Cremona und Placentia angelegt. Auch ward Istrien unterworfen (J. 221).

310. Diese Kämpfe Roms mit Illyrern und Galliern nöthigte sie, die großen Erwerbungen ungestört geschehen zu lassen, welche Karthago, unter Hamilkars und Asdrubals Anführung, in Spanien machte: den Letztern indeß lockte sie zu dem Versprechen, seine Eroberungen nicht auf das linke Ufer des Iberus auszudehnen. Zu derselben Zeit aber, da Rom die Gallier, zwar nicht gewann, aber unterwarf, kam Hannibal an die Spitze der Karthagischen Macht in Spanien, in großer Seele seines Vaters alten Haß, den Rom wohl verdient hatte, treu bewahrend, und entschlossen, den Kampf gegen Rom von neuem zu beginnen. Rom hätte freylich für diesen Augenblick, da die Gallier noch nicht ans Gehorchen gewöhnt waren, da viele Italer die alte Freyheit noch nicht vergessen hatten, und Demetrios von Pharos, zu spät erkennend, daß es kein erfreulicher Gewinn sey, welchen der Mensch für Verrätherey von Fremden zieht, Un-

ruhen in Illyrien erregte — Rom hätte für diesen Augenblick wohl gern den Krieg vermieden, aber gerade deßwegen hatte Hannibal noch einen Grund mehr, ihn zu beginnen; und Rom konnte durch ihre Gesandtschaften, als Sagunt belagert ward, nur etwas zu erreichen hoffen, weil sie weder den Mann kannte, der Karthago's Heere führte, noch die Gesinnung der Bürger dieser Stadt. Daß nun Rom den unvermeidlichen Krieg nach Afrika und Spanien zu setzen trachtete, das war groß und kühn gedacht; aber dieser Entwurf wurde wenigstens zur Hälfte dadurch vereitelt, daß Hannibal einen noch größeren und noch kühneren Gedanken, dessen Ausführung, auf diese Art wenigstens, Rom für unmöglich hielt, den Krieg nähmlich nach Italien zu bringen, mit unerwarteter Raschheit ausführte (J. 218 nach R. E. 536). Da mußte der Consul Tib. Sempronius Longus, der nach Afrika gehen sollte, aus Sicilien nach Italien zurückkehren; der andere Consul hingegen, Publ. Cornelius Scipio, welcher früher nach Spanien segelte, fand, als er am Rhodanus anlangte, den Feind schon in der Nähe der Alpen. Die Maßregel, welche hierauf Scipio ergriff, seinen Bruder Cn. Cornelius mit dem größten Theil der Truppen nach Spanien zu senden, während er selbst nach Italien zurück ging, war vortrefflich; es ist aber schwer zu sagen, ob er diese Maßregel aus tiefer Staats- und Kriegskunde ergriffen, oder in dem, allerdings verzeihlichen, Glauben (für welchen er jedoch am Ticinus gebüßt hätte!), Hannibal werde entweder die Alpen nicht übersteigen, oder doch so geschwächt in Italien anlangen, daß keine große

Macht nöthig seyn würde, ihn am Fuße des Gebirgs zu vernichten. Aber für Roms Geist und Sinn zeugt es auf eine schöne Weise, daß sie sich nicht damit begnügte, dem Baum einige Zweige und Äste abzuhacken, sondern daß sie ihm die Axt an die Wurzel zu legen strebte; daß sie wegen der nahen Gefahr nicht den wichtigen Krieg in Spanien aufgab, sondern lieber das Äußerste wagte, als zu einer kleinlichen Maßregel ihre Zuflucht nahm. Über das Gefecht am Ticinus geriethen die Römer in Erstaunen, aber der Ausgang machte sie nicht besorgt, obwohl die Unruhen der Gallier bedenklich waren. Der Verlust der Schlacht am Trebia hingegen, (J. 218) durch welche der Consul Sempronius den Krieg schnell zu entscheiden gehofft hatte, erschien gefährlich, weil nun die Gallier gänzlich abfielen und ein großer Theil Italiens verloren ging: aber Alles, was Rom that, ging nur auf Erhaltung und Sicherung entfernter Besitzungen, die leicht anzugreifen und schwer wieder zu erobern waren, und ruhete, wie es scheint, auf dem erhabenen Bewußtseyn, daß die ewige Stadt ihrer selbst gewiß wäre und darum für sich und ihre nächste Umgebung nichts zu fürchten habe. Als nach diesem (J. 217) Hannibal den heftigen Consul Flaminius, dessen Zornmuth wegen der feindlichen Verheerung Italiens aufs Höchste gestiegen war, am See Trasimenus ins Verderben gelockt hatte: da erschütterte zwar das so furchtbare als erhabene Wort des Prätors M. Pomponius: Wir haben eine große Schlacht verloren! die Gemüther der Römer: aber der Senat behielt seine Fassung; und wenn die fernere Nachricht von einem

neuen Unfall, die frische Wunde noch weiter aufreißend, auch ihn beunruhigte: so geschah doch auch in der allgemeinen Bestürzung nichts Kleinliches oder Unwürdiges. Nachdem die erzürnten Götter versöhnt waren, und ein Dictator, welcher in den Tagen der Vorzeit das gemeine Wesen oft aus großer Noth gerettet hatte, an der Spitze desselben stand, kehrte das Vertrauen zurück. Und als hierauf Hannibal, durch wichtige Gründe bestimmt, und vor Spoletum schwer gewarnt, nicht wider Rom selbst zog, sondern, wie vor den Besiegten furchtsam weichend, fern von Rom nach der nördlichen Küste des südlichen Italiens ging, da stieg das Vertrauen dergestalt, daß das weise Zaudern des Dictators, Q. Fabius Maximus, (der sich wie eine Wolke drohend an den Höhen der Gebirge zu lagern pflegte, und der lieber von einem klugen Feinde gefürchtet, als vom unwissenden Volke gelobt seyn wollte) viele Tadler fand, bis er sich durch den Erfolg und durch die Verlegenheit, aus welcher er den raschen und verwegenen Hauptmann der Ritter, Minucius, rettete, schön bewährt hatte.

311. Wenn aber hierdurch der Dictator gezeigt hatte, daß auch ein solcher Mann besiegt werden könnte; wenn die Feinde erst ihm gegenüber erkannten, daß sie wider Römer und in Italien stritten; wenn einige Vorfälle zur See für Rom günstig liefen, und wenn besonders der Krieg in Spanien, den die Scipionen — Publius war seinem Bruder Cnejus zu Hülfe gesandt — mit großem Nachdruck und noch größerem Glücke fortsetzten, schöne Hoffnungen erregte: so stand den Römern doch das schwerste Unglück noch bevor. Der Consul C.

Terentius Varro, der sich so wenig als Heer und Volk mit dem Grundsatze des Fabius, nur durch Lagerungen müsse ein von Haus und Vaterland abgeschnittener Feind überwunden werden, versöhnen konnte, ließ sich zu der Schlacht bey Cannä (J. 216 nach R. E. 538) verleiten, und erlitt in derselben eine so gräßliche Niederlage, wie fast beyspiellos in der Geschichte ist. Rom erinnerte sich in der ersten Bestürzung an den Tag am Allia und dieses um so mehr, da sie fast gleichzeitig eine andere Niederlage, unter dem Prätor Posthumius, von den Galliern erlitt; aber Hannibal mochte den schönen Sieg zu theuer erkauft haben, als daß er, auch abgesehen von seinen übrigen Anschlägen und Entwürfen, es hätte wagen sollen, vor Rom zu erscheinen. Dennoch schienen die Folgen groß genug zu werden. Durch ganz Italien verbreitete sich die Erinnerung an alte Freyheit und alte Schmach. Viele nahmen, um diese zu rächen und jene wieder zu gewinnen, des Puniers Partey; andere schwankten, auf keinen war zu rechnen. König Philipp von Makedonien, durch den vertriebenen Demetrios von Pharos über Roms Art und Absicht leidenschaftlich, aber nicht allein durch ihn, belehrt, schloß mit Hannibal ein Bündniß (J. 216), und der bald (J. 215) folgende Tod des Bundesgenossen Hieron von Syrakus, der vor seinem Ende seinen Enkel und Nachfolger, Hieronymos, umsonst ermahnt hatte, die Treue gegen Rom zu bewahren, gab den Römern einen neuen Feind. Aber ein Staat, dessen Bürger so zu sterben wissen, wie die Römer bey Cannä gefallen waren; der Jünglinge von solcher Gesinnung hat, als mit welcher P. Scipio die feigen Seelen vornehmer Jugend, die am Vaterlande ver-

zweifelten, einschüchterte; der gegen diejenigen, welche das Leben vorgezogen hatten, solche große Grundsätze zu befolgen vermag, als T. Manlius Torquatus aussprach; der nach solcher Niederlage den Gesandten des Siegers abzuweisen wagt, und der sich überhaupt mit solcher Würde und Größe zu benehmen weiß, wie Rom, ein solcher Staat braucht vor der Menge seiner Feinde nicht zu zittern, und wenn er das Unglück nicht abwenden kann, so ist er doch vor Schande sicher. Rom hatte große Anstrengung und große Vorsicht nöthig, aber der Erfolg konnte nicht zweifelhaft seyn, und wenn sich der Kampf in die Länge zog, so mußte der Ausgang nur um so entscheidender werden.

312. Indem aber Rom Alles aufboth für sich selbst und ihre Herrschaft (sie bewaffnete selbst Sclaven), gelang dem Hannibal nicht, seinen Verlust zu ersetzen; er gewann weder bedeutend durch die von Rom abgefallenen oder abgezogenen Italer: diese wollten wohl durch ihn von Roms Herrschaft befreyet werden, aber ihm mochten sie sich nicht so hingeben, daß sie mit ihm wie Ein Mann gestanden hätten; noch kam von außen die ersehnte Hülfe. Seine alten Truppen aber verloren den Kriegsgeist. Die üppige und verführerische Capua ward für Hannibal ein Cannä. Bey Nola, wo er mehr als einmahl (schon im J. 213) vor dem kühnen und tapfern Claudius Marcellus mit Verlust zurückweichen mußte, erkannte er, daß er andere Soldaten in Capua hinein, andere heraus geführt hatte. Und um dieselbe Zeit siegte sogar Tib. Gracchus in dem harten Gefecht bey Beneventum mit den römischen Sclaven, welche um die Freyheit wie freye Männer stritten. Diese und andere Vorfälle machten auf

Rom, auf das Karthagische Heer und die Italer einen tiefen Eindruck. Seitdem sank Hannibal unaufhaltsam, wenn er gleich vielfältig zeigte, daß er noch derselbe war, und wenn er gleich von Zeit zu Zeit den Römern empfindlichen Schaden zufügte. Selbst sein kühner Marsch, welchen er fünf Jahre nach der Schlacht bey Cannä, (J. 211) auf Rom wagte, konnte wohl einer Stadt, die nicht mehr gewohnt war, den Feind von der Mauer zu sehen, einigen Schrecken einjagen; aber eine Veränderung seiner Verhältnisse bewirkte er nicht. Wenn nach dem Cannäischen Siege sein Wille war, Rom zu bewältigen, so hielt ihn jetzt das Schicksal ab. Capua ward nicht gerettet, und das Unglück, welches diese berühmte und mächtige Stadt, obwohl nicht ohne Würde (denn einige Bürger, und unter ihnen Vibius Virrius, starben besser, als sie gelebt hatten) erduldete, mußte Alle Italer schrecken, die von Rom abgefallen waren oder dazu versucht seyn mochten. Und doch war um diese Zeit fast jede andere Hoffnung Hannibals schon vereitelt. Und Rom kämpfte um diese Zeit mit drey und zwanzig Legionen zu See und Land!

313. König Philipp von Makedonien, anfangs durch einen glücklichen Zufall hingehalten, und hierauf (J. 214) durch Q. Nävius Crista bey Apollonia geschreckt, wurde nachmahls mit großer Klugheit durch nähere Feinde, mit welchen sich Rom verbündete, dergestalt beschäftigt, daß er den Punier in Italien seinem Geschick überlassen mußte. — Auf Sicilien war der Krieg, nach der Ermordung des unklugen Jünglings, Hieronymos, eine Zeit lang bedenklich gewesen; durch Eines Mannes Geist und Wissenschaft, des Archimedes, hatte Syrakus drey Jahre lang der Tapferkeit

und dem Glück der Römer widerstanden: dann aber war sie, eine der schönsten und reichsten Städte jener Zeit, vor welcher Athens Macht, gerade vor zwey hundert Jahren, einen schrecklichen Untergang gefunden hatte, in die Gewalt Marcells, vielleicht eben so zufällig gefallen, als ihr großer Vertheidiger zufällig das Leben verloren hatte (J. 212). Hierauf war ganz Sicilien unterworfen und zur ersten römischen Provinz gemacht (J. 210 nach R. E. 544). — In Spanien hatten die Scipione fort und fort mit Glück gestritten und unterhandelt; und ob sie gleich beyde in demselben Jahre, in welchem Syrakus erobert ward, nach siebenjährigem Glück, innerhalb dreyßig Tagen, weil sie den Spaniern und sich selbst zu viel vertraueten, einen traurigen Untergang fanden; so hielt doch bald die kühne Besonnenheit des Ritters L. Marcius, der die Wuth der Verzweifelung in den Überresten ihrer Heere trefflich zu gebrauchen verstand, die Karthager ab, ihre Siege zu benutzen. Hierauf wurde P. Cornelius Scipio, ein Sohn des gefallenen Publius, zum Feldherrn in Spanien ernannt, da kein Anderer sich um diese gefährliche Würde zu bewerben wagte: ein Jüngling, der es zweifelhaft ließ, ob er bloß durch seine schönen großen, glänzenden und liebenswürdigen Eigenschaften für einen Göttersproß gehalten ward, oder ob er durch Kunst etwas hierzu beytrug. Dieser Jüngling, der vom Anfange des Kriegs an von Zeit zu Zeit bedeutend hervorgetreten war, gab dem Krieg in Spanien schnell eine entscheidende Wendung: durch Freundlichkeit und reine Sitte, durch Kriegskunst und Tapferkeit, auch wohl durch Gewalt und Schrecken (was zu Astapa geschah, zeugt so schwer wider die Römer unter ihm, als

es an sich bewunderungswerth ist), verbreitete er die römische Herrschaft mehr und mehr: und wenn er auch den Hasdrubal nicht verhindern konnte, sein Heer, als Spanien nicht neben Italien zu retten war, nach dem letzten Lande zu führen (J. 208): so wurde gerade hierdurch die gänzliche Unterwerfung Spaniens (J. 206) beschleunigt, so wie die völlige Entwickelung herbey geführt. Denn während jenes geschah, hatten der Consul Claudius Nero, der mit einer Verwegenheit, die Rom selbst in Erstaunen und Angst setzte, beyde große Feldherren der Punier, Hannibal und Hasdrubal, zu täuschen wagte, und sein College M. Livius gegen den letzten die Schlacht am Metaurus bestanden: Hasdrubal war gefallen, sein Heer vernichtet, Hannibals letzte Hoffnung verschwunden: der Sieg der Römer war dem Karthagischen Siege bey Cannä gleich, und Rom zeigte durch den Jubel, mit welchem sie denselben feyerte, daß sie fühlte, für Italien sey die Sache entschieden. Hierauf kehrte Scipio aus Spanien mit dem Ruhm zurück, keinen Karthager in jenen Ländern gelassen zu haben. Da ward er Consul (J. 205). Als Solcher wollte er, im Vertrauen auf seinen Geist, sein Glück; seine Jugend, sein Heer und seine afrikanischen Freunde, den Krieg nach Afrika, vor Karthago's Thore, versetzen, um das verwüstete Italien zu rächen, und den Kampf glorreich zu endigen. Umsonst widersetzte sich der alte Fabius Maximus, dem es gefährlich schien, den Feind im Lande zu lassen und einen fernen Krieg zu beginnen; umsonst mit ihm die Alten, welche sich voriger Zeiten erinnerten. Scipio ging hinüber; das Glück blieb ihm treu; Hannibal mußte Italien verlassen,

um Karthago zu retten; endlich führte die Schlacht bey Zama (J. 202) die Entscheidung herbey. Den Karthagern war der Grundsatz, daß ein Staat, der seinem Feind etwas bewilligt, Alles aufgibt, (ein Grundsatz, dessen Wahrheit die Römer tief fühlten) gänzlich fremd. Sie bathen um Frieden. Scipio schrieb den Frieden vor (J. 201 nach R. Er. 553) und einen solchen Frieden, daß Rom nicht mehr fürchten durfte, je wieder in ihren großen Bestrebungen von Karthago aufgehalten zu werden. Da wurde er der Afrikaner genannt.

314. Dieser Ausgang eines achtzehnjährigen, hartnäckigen, oft verzweifelten Kampfes mußte auf Roms Wesen und Art ungeheuer wirken. Italien war im Laufe des Krieges nach und nach fast ganz verloren; aber durch den Ausgang wurde die römische Herrschaft doppelt befestigt und das Verhältniß zu den Getreuen, wie zu den Abgefallenen, neu bestimmt. Das Land war im Verlaufe des Krieges schrecklich verwüstet und entvölkert: aber die gütige Natur sorgte bald für erneuertes Leben. Rom hatte durch die ruhmwürdigsten Anstrengungen in der mannigfaltigen, dringenden Noth in vieler Rücksicht unsäglich gelitten: aber dadurch war sie auch mehr als je zuvor zum Gefühl ihrer Kraft gekommen; sie hatte an Bürgergeist unendlich gewonnen, und durfte von nun an wohl glauben, daß die Herrschaft der Welt, nachdem sie solche Gefahr glücklich bestanden hatte, für sie kein zu großer Gedanke wäre. Die Verfassung Roms war nicht geändert; aber in solchen stürmischen Zeiten, wo der Augenblick so oft schnelle Entscheidung forderte, waren doch die Gewalten verrückt, und der Senat gegen das Volk ungemein gestiegen. Auch die Sitten fingen

an, sich von der alten Einfalt zu entfernen; das Fremde, das Gebildetere wirkte auf Alle, die es sahen, die darunter lebten; griechische Art und Kunst fand Liebhaber; die Schätze, die Marcellus aus Syrakus mit Bewunderung und Erstaunen nach Rom brachte, ergriffen die Gemüther! das Geld, welches Scipio aus Spanien und Afrika auf das Capitolium führte, blieb nicht ohne Wirkung; die Bestrebungen, durch Ruhm und Triumph hervorzuragen, rissen die edelsten Seelen zu kriegerischen Gedanken fort; Land und Beute reitzten auch den weniger edeln Sinn und entfernten von Tugend und Einfalt. Und wenn auch der Senat noch mit dem strengsten Ernst die Mißhandlung der Bezwungenen ahndete und die Hinneigung zu fremden Sitten untersuchte — dieses z. B. selbst wider Scipio, jenes an dessen Unterfeldherrn Q. Pleminius: — so zeigte doch die Nothwendigkeit eines solchen Verfahrens auf eine entartete Zukunft hin. Nachdem übrigens ganz Italien gehorchte, die Herrschaft über das Meer und alle westlichen Inseln gesichert, Spanien wenigstens dem Nahmen nach unterworfen, und Karthago also gebrochen und gebunden war, daß sie der Unterwerfung nicht entgehen zu können schien: was war bey diesem Geiste der Römer im Ganzen und Einzelnen natürlicher, als daß sie sich wider Makedonien und Griechenland wandten, die in jeder Rücksicht am meisten reitzen mußten! —

Fünftes Kapitel.

Kriege mit Makedonien, Syrien. (Rückblick auf diese Reiche auf Griechenland. u. a. Achäischer und ätolischer Bund).

315. Von der Schlacht bey Ipsos (J. 301), durch welche die Auflösung der makedonischen Herrschaft vollendet ward (vergl. 281), bis auf den Augenblick, da das Ende des zweyten punischen Krieges den Römern Zeit ließ, ihr Auge auf Makedonien und Griechenland zu wenden, waren gerade hundert Jahre verflossen. In diesem Zeitraum war in Makedonien und Griechenland wohl Vieles geschehen, welches, obgleich wenig erfreulich für ein menschliches Gemüth, höchst lehrreich zeigen könnte, wie unglücklich ein Staat ist, dessen schön aufblühende Kraft zu naturwidriger Eroberung mißbraucht wird, wie erbarmungswürdig ein Volk, das sich selbst überlebt, weil es ohne Einheit und Tugend in unglückseliger Selbstverblendung zu seinem eigenen Verderben gehandelt hat: aber alsdann ist nöthig, den Begebenheiten recht ins Einzelne zu folgen. — Kassander der Mörder der Familie Alexanders des Großen, blieb König von Makedonien; Antigonos war in der Schlacht gefallen, sein Sohn aber der sinnreiche, tapfere, üppige und ruhmsüchtig-unruhige Demetrios Poliorketes suchte Griechenland, welches ermüdet und seiner edelsten Männer beraubt war, besonders aber die so geliebte als knechtische und unbeständige Athen an sich zu bringen, und nicht ohne Glück. Nach Kassanders Tode (J. 209) rieb seine Familie, in tol-

ler Wuth, sich selbst auf. Da erhielt Demetrios den blutigen Thron (J. 294); diesem gehorchte fast ganz Griechenland. Nach sieben Jahren aber unterlag auch er seinem Übermuth und seinen ausschweifenden Entwürfen. Hierauf rissen inner fünf Jahren drey fremde Könige nach einander das Reich an sich: Pyrrhos, in welchem das für allgemeine Geschichte unbedeutende Epeiros einen neuen Alexander ausgehen zu lassen schien (vergl. 303); der alte Lysimachos, dem Thrakien geblieben war, und der noch ältere Seleukos Nicator, welcher Syrien beherrschte. Als aber der Letztere durch den grimmigen Ptolemäos Keraunos (J. 282) meuchlerisch ermordet war, da erhielt Makedonien diesen, und nach diesem, in weniger als vier Jahren, drey andere Könige, während barbarische Völkerschwärme, wie der Norden sie aussandte, und die man Gallier nannte, wenn sie auch nicht über den Rhein gekommen seyn dürften, Makadonien mit wilder Verwüstung anfielen und überzogen. Nachdem aber die Gallier sich durch Theilung geschwächt und hierauf ein Haufe in der Gegend von Delphi, mehr durch Uneinigkeit, Hunger und Kälte, als durch die Griechen, deren Anstrengung nur ihre Schwäche zeigte, einen fabelhaften Untergang gefunden hatten, wußte sich Antigonos von Gonni, Sohn des Demetrios Poliorketes, auf den wankenden Thron des verwüsteten Reichs zu schwingen (J. 278). Und als dieser den König von Syrien gewonnen und einen neuen Schwarm Gallier geschlagen hatte; als Pyrrhos von Epeiros, der hier wieder zu gewinnen suchte, was er in Italien verloren, und der ihn (J. 274) wirklich verdrängte, in seinen weitern Entwürfen wider Griechenland zu Argos ein elendes Ende gefunden hatte, und

als endlich der neue gefährliche Kampf mit des Pyrrhos Sohn Alexander glücklich bestanden war: da saß Antigonos Gonatas nicht nur fest auf dem Throne, sondern er hinterließ auch denselben (J. 242) seinem Sohn, Demetrios II.

316. Bey diesen Soldatenspielen mit dem makedonischen Reiche; bey dem schnellen Wechsel der Könige und bey der Noth und Verwirrung, welche die Gallier verbreiteten, erhielten die Griechen Gelegenheit, ihr Schicksal noch einmahl selbst zu bestimmen. Aber wie hätte ein so tief gefallenes Volk in dieser späten Zeit weiser handeln sollen als in schöneren Tagen; Freylich hatte man große Erfahrungen gemacht, und hätte sich, nach dem was geschehen war, wohl sagen können, was bevorstand, und wie es abzuwenden. Aber fast scheint es, daß man den Quell des Übels im Allgemeinen wenig erkannt habe; wenn auch einzelne Männer eingesehen oder gefühlt haben mögen, daß Vereinigung aller Griechen, daß Verbesserung der Sitten und Rückkehr zu alter Tugend einzig und allein retten könnte, so wußten sie doch diese Vereinigung keineswegs zu bewirken; für große Maßregeln, die auch den Gemeinsten mit fortreißen, fehlte es an Sinn und Kraft; ein lächerlicher Stolz auf den Ruhm der Väter verschlang das Gefühl für Volksehre mehr als je und die Meisten waren zufrieden mit sinnlichen Genüssen. Also zeigten die Griechen fort und fort, daß sie so wenig frey als gehorsam seyn konnten. Wenn die Könige von Makedonien nicht ihr Schwert über ihnen hielten, wie über Thessalien fast immer und über den andern oft, so trieb es jede Stadt für sich und auf ihre Weise: die Meisten mußten einem Tyrannen ge-

horchen und gewöhnlich wohl einem Soldaten, der an Makedonien gehängt hatte; andern gefiel es, sich frey zu nennen, wie die, wegen vormahliger Würde und Bildung, fast über die Gebühr geschonte Athen, bis sie (schon im J. 267) vom Antigonos bewältigt wurde; noch andere endlich sahen einzelne Männer, die wenigstens den guten Willen hatten, zu alten Gesetzen, zu alter Zucht und Ordnung zurückzuführen, wie Sparta, die doch von Zeit zu Zeit daran erinnerte, was sie einst gewesen war: Lykurgs allgewaltiger Geist zeigte sich noch in einzelnen Männern und Bestrebungen, und die Geschichte Sparta's ist die lehrreichste in dieser Zeit. Alle aber verwandten, wie immer, so auch jetzt noch, den Rest der Kraft, die ihnen geblieben war, wider Griechenland und Griechenthum.

317. Nur die Achäer, von Alters her ein verständiges und gerechtes Völklein, wenn sie gleich für das gemeine Vaterland wenig gethan, hatten erkannt, wie verderblich Trennung ist, und wie wenig einem kleinen Staate die Freyheit nützt, der von einer mächtigen Herrschaft erreicht werden kann. Darum benutzten sie die Verwirrung Makedoniens, durch dessen Könige sie verwirrt waren, und alle zwölf Städte schlossen sich nach und nach dem Bunde an, zu welchem sich, um die Zeit als Pyrrhos nach Italien ging (J. 280), Paträ und Dyme vereinigten. Ein solcher Bund konnte allerdings in dieser Zeit der Gewalt, in welcher — wie in jeder, die zur Ordnung hinaufstrebt oder aus Ordnung hinabgesunken ist — das Faustrecht herrschte, eine Art von Landfrieden erhalten; auch mochte die ganze Verbindung wohl im Stande seyn,

sich gegen Fremde zu schützen, so lange die allgemeine Verworrenheit, die rings um sie her galt, fortdauerte. Ja, die Grundsätze des Achäischen Bundes, welche allen Mitgliedern völlige Gleichheit gewährten und von keinem etwas anders verlangten, als Mitwirkung zum innern Frieden, zum leichtern Verkehr, und zu gemeiner Vertheidigung, waren vielleicht die einzigen, unter welchen eine Vereinigung griechischer Staaten möglich war. Daher ist auch nicht zu verwundern, daß sich, etwa dreyßig Jahre nach der ersten Verbindung (J. 251) Aratos den Achäern anschloß, als er seine Vaterstadt, Sikyon, von ihrem Tyrannen befreyen und dann sicher stellen wollte; es ist nicht zu verwundern, daß ein so wackerer, wohlgesinnter Jüngling für eine Verbindung Alles aufboth, welche ihm bey seinem schönen Streben, die alte Freyheit seines Vaterlandes herzustellen, allein einige Hoffnung geben konnte: es ist nicht zu verwundern, daß ihm wirklich gelang, fast die ganze Peloponnes zu vereinigen, besonders da Antigonos Gonatas alt war, und da so viele Städte unter Tyrannen standen, die sie auf keine andere Art zu stürzen wußten. Aber wenn auch alle griechische Staaten zusammen getreten wären, eine solche freye Verbindung, zumahl zwischen Staaten Eines Volks, die von Alters her getrennt gewesen waren, hätte nur, mit ihren Bundestagen (zu Ägion), mit ihren wechselnden Heerführern und Vorstehern, bestehen mögen, wenn etwa zwey oder drey benachbarte Staaten sich gegenseitig gehindert hätten, sie zu unterwerfen, d. h. nur dann, wenn sie auch ohne Verbindung von außen sicher gewesen wären, und in diesem Falle hätte sie zur Erhaltung des innern Friedens vor-

trefflich wirken können; aber nie konnte sie gegen einen mächtigen Staat in der Nähe Sicherheit verschaffen; sie war viel zu lose, als daß nicht Trennung und hierdurch Vernichtung leicht gewesen wäre. Was war also jetzt zu erwarten; von Anfang an stand ja diesem achäischen Bund ein anderer gegenüber, welchen das rohere, und, obgleich nicht ohne Kunstsinn, eben so kriegslustige als raubgierige ätolische Völklein wahrscheinlich schon früher (J. 284)? geschlossen hatte, um sich vor dem Druck makedonischer Könige sicher zu stellen! In diesem ätolischen Bund, dessen Einrichtungen übrigens den Einrichtungen des achäischen in vielen Stücken ähnlich war, stand sogleich ein Gegensatz da, und die Nothwendigkeit eines innern Kriegs oder einer fortdauernden Trennung war gegeben. In sofern der erste Zweck beyder Bündnisse gegen Makedonien gerichtet war, konnten Achäer und Ätoler allerdings wohl zu einander stehen: aber sobald der eine Bund auf den andern eifersüchtig oder vor ihm besorgt ward: und dieses konnte nicht ausbleiben: mußten die Verbindungen sich an Fremde hängen, der eine an den gemeinsamen Feind, der andere an jeden, der sich darboth, und so die völlige Unterwerfung Griechenlands beschleunigen. Und da nun nochmahls (J. 236 und ff.) Kleomenes III. ein kraftvoller, kühner Mann, den seine hohe Gesinnung über die Zeit täuschte, in Lakedämon nicht nur die Lykurgische Verfassung, über deren Herstellung schon Agis III. (J. 241) zu Grunde gegangen war, wirklich hergestellt zu haben glaubte, sondern auch strebte, Lakedämon von den Achäern frey zu halten und wieder zu ihrem alten Ansehen zurück zu führen: da lag es in der Natur der Verhältnisse, daß die Achäer sich an Makedonien schlossen, die Äto-

ler aber zunächst an Sparta und dann an jeden andern und also auch an die Römer, sobald diese sich naheten; aber es lag eben so sehr in der Natur der Verhältnisse, daß Makedonien und Rom diese Verbindungen zur Unterwerfung der verblendeten und bethörten Griechen aufs Beste zu gebrauchen suchten.

318. Anfänglich standen die Ätolier in der That zu den Achäern gegen Demetrios von Makedonien (J. 244), aber ihre Eifersucht zeigte sich schon bey dieser Gelegenheit. Dennoch fuhr Aratos mit gewohntem Eifer fort, den Bund, dessen Seele er war, zu verstärken, und nach und nach mehrere Städte, und unter diesen auch Athen (J. 243) von ihren Tyrannen oder von makedonischer Besatzung zu befreyen und in den Bund zu ziehen: da suchten die Ätoler schon eine Verbindung mit Makedonien. Endlich (J. 227) brach um dieselbe Zeit, als Rom sich hier zeigte (vergl. 309), zwischen Lakedämon und den Achäern ein Krieg aus — der s. g. Kleomenische —: da gestalteten sich die Verhältnisse nach der Natur und Lage weiter. Aratos, er, welcher früher nichts Höheres erstrebt hatte, als die Makedonier aus der Peloponnes zu entfernen, wandte sich an den (seit J. 122) König Antigonos den Versprecher (Doson), einen Bruder des Demetrios, und war selbst bereit, diesem Korinth, die Thür des Hauses, zu übergeben, um nur Hülfe gegen Lakedämon zu erhalten, welche allein, etwa von Ägypten unterstützt, noch im Stande gewesen, die ganze Macht der Achäer, denen es an einem geschickten Anführer fehlte, (Aratos war ein schlechter Feldherr), drey Mahl zu schlagen, und hierdurch den Bund in Gefahr zu bringen. Antigonos kam wohl nicht ungern (J. 224); die Schlacht

bey Sellasia, wo Lakedämon gegen die vereinte Macht Makedoniens, der Achäer und anderer Griechen stritt, und wo der Jüngling Philopömenes durch seine erste Waffenthat zeigte, was in ihm war: entschied (J. 222) für die Verbündeten; Lakedämon fiel in die Gewalt des Antigonos, und Kleomenes fand fern vom Lande seiner Geburt und seines Strebens sonderbare Schicksale. Aber als nun kurz nachher Antigonos starb, und sein Neffe, Philipp III. zu derselben Zeit, da Hannibal in Spanien an die Spitze der karthagischen Macht kam, (J. 221) den Thron bestieg: so standen die Ätoler nicht an, durch Mißhandlung der Messenier, der uralten Feinde Sparta's, Veranlassung zu einem Kriege wider die Achäer zu geben, dem so genannten ätolischen oder Bundesgenossenkrieg; denn auf Lakedämon, obgleich sie nach ihrer Besiegung gut behandelt war, glaubte man mit Recht rechnen zu können. Die Achäer waren ohne geschickte Feldherren, und versäumten, aus Liebe zur Ruhe, das Kriegswesen; und der sechszehnjährige König von Makedonien, der noch einen, allerdings gluͤcklich laufenden, Krieg mit Illyrern geerbt hatte, schien den Achäern keine Hülfe gewähren zu können. Aber sie sahen sich bald in ihren besten Hoffnungen betrogen. Philipp, von den Achäern herbey gerufen, zeigte, daß er nur an Jahren ein Knabe, in Entwürfen und in ihrer Ausführung aber ein Mann war, obgleich er sich nicht frey zu halten wußte von wohl- und übelmeinenden Freunden und Günstlingen, die in der Folge zu seinem Verderben mitwirkten. Und wenn der heillose Rauf- Raub- und Verheerungskrieg auch anfänglich höchst verwirrt und schwankend zu werden

schien, Theils weil es den Achäern und ihren Bundesgenossen im Ganzen wie im Einzelnen an Einheit und Thätigkeit fehlte, Theils weil Philipp, obwohl mit schönen Fürstentugenden ausgerüstet, von ränkevollen Männern umgeben war, und weil er selbst auch wohl mit seinen Räthen es nicht ungern sah, daß sich Freund und Feind immer reifer zur Unterwerfung machten, Theils endlich, weil die Ätoler unter ihrem Anführer, Skopas, das Heilige so wenig als das Gemeine achteten: so lief er doch im Ganzen gegen die Ätoler, und der endliche Friede (J. 217) schien Griechenland gänzlich in Abhängigkeit von Makedonien zu bringen.

319. Dieser Friede, den Philipp vorschreiben konnte, wurde beschleunigt, und für Griechenland billiger gemacht, durch die Nachricht von der Niederlage der Römer am See Trasimenus. Hierdurch erhielt der römisch-punische Krieg für Makedonien und Griechenland eine solche Wichtigkeit, daß die Besorgniß des Agelaos von Naupaktos, es würde künftig, gleichviel ob Karthago oder Rom die Herrschaft über Italien erhielte, den Griechen und Makedoniern nicht mehr vergönnt seyn, unter sich selbst Kriege zu führen und Frieden zu schließen, sehr gegründet war. Also war es schon deßwegen keineswegs unpolitisch, daß Philipp an dem Krieg in Italien Theil zu nehmen suchte; es war aber noch weniger unpolitisch, weil er, wie einst der große Philipp, hoffen durfte, durch einen solchen Krieg in der Ferne alle Griechen in Ruhe und Abhängigkeit zu erhalten. Sollte er jedoch den Gedanken gehegt haben, sich selbst zum Herrn von Italien zu machen: so würde dieses beweisen, daß er seine Lage

und seine Verhältnisse gar schlecht begriffen gehabt habe. Im Übrigen war es in jeder Rücksicht verständig, daß Philipp sich nach der Schlacht bey Cannä mit Hannibal verbündete; die Leidenschaft des Demetrios von Pharos, der ihn gegen Rom aufreitzte, fiel mit den Forderungen seines Reiches zusammen. Aber Philipp sah sich bald schwer in seinen Hoffnungen betrogen. Durch mehr als einen Zufall wurde er verhindert, nach Italien überzusetzen. Da sollte wenigstens Griechenland gehorchen! Aber Philipps Geist war nicht gemacht, ein solches widerspenstiges Volk, wie die Griechen waren, zu gewöhnen oder zu gewinnen. In Mißmuth über vereitelte Entwürfe, und im Verdruß über die Ungunst des Glücks, dazu von den Männern, die ihn umgaben, hin und her gezogen, wurde er mißtrauisch, willkührlich, gewaltthätig, und gewiß würde er alle Griechen gegen sich aufgeregt haben — denn die Achäer wurden nicht allein durch den Tod der beyden Aratos empört, — wenn nicht die alte Feindschaft gegen einander stärker bey ihnen gewesen wäre als der neue Unwille. Die Römer fanden Verbündete an den verhärteten Ätolern, Eleern und Lakedämoniern, die nicht einsehen wollten, welch einen Feind sie durch eine solche Verbindung nach Griechenland zogen; eben so waren mit ihnen, im verkehrten Sinn, Attalos von Pergamos und illyrische Fürsten; zu Philipp aber standen die Achäer. Also wurde Griechenland, anstatt daß ein auswärtiger Kampf der vereinten Griechen und Makedonier den Rest der Kraft hätte erhalten und mehren können, von neuem (J. 211) die Bühne eines unglückseligen innern Kriegs, der zu den alten Übeln

noch das neue und schwerste fügte, daß Rom die griechischen Angelegenheiten verwirren konnte. Weil aber den Römern jetzt nur daran gelegen war, in Griechenland das Kriegsfeuer zu unterhalten, und weil sie auch durch den weit verbreiteten, furchtbaren Kampf mit Karthago nicht im Stande waren, den Ätolern hinreichende Hülfe zu senden; weil ferner die Achäer an dem Philopömenes einen Feldherrn hatten, dem keiner seiner Zeitgenossen gleich kam, und weil Sparta dagegen seit der Flucht des Kleomenes aufs Gräulichste zerrüttet war: so mußte der Krieg wohl zum Vortheil Philipps und der Achäer laufen. Aber wie wenig war selbst mit dem Frieden gewonnen, den sie nach siebenjähriger Fehde (J. 204) den Ätolern und den Bundesgenossen zugestanden, und dem selbst die Römer, nicht ohne Verdruß darüber, daß man nicht fortfuhr, sich gegenseitig zu schwächen und wehrloser zu machen, beytraten. Es blieb die alte Zerrissenheit und Feindschaft, und der Same zu einem Hauptkriege mit Rom war reichlich gelegt.

320. Und der Friede Roms mit Karthago trieb denselben schnell empor. Noch ehe dieser Friede geschlossen wurde, bald nach Beendigung des Krieges in Griechenland, hatte Philipp einen neuen Kampf mit dem Könige von Pergamos — welches kleine Reich auch aus den Trümmern der Herrschaft Alexanders des Gr. hervorgegangen war — und den Rhodiern angefangen; zu diesem war auch durch kleinliche Veranlassung ein Streit mit der entwürdigten Athen gekommen. Philipp hatte gewiß gute Gründe zu diesen Kriegen. Wenn er die Freunde der Römer, die, Theils durch ihre Lage, Theils durch ihre Art, für ihn sehr gefährlich werden konnten,

bewältigt hätte, während Rom noch mit Karthago kämpfte, so würde er unstreitig freyer in seinen Bewegungen gewesen seyn, und für künftige Fälle unendlich viel gewonnen haben. Aber auch dieß Mahl zerfielen seine Entwürfe. Zu Lande fand er, wiewohl Manches gelang, harten Widerstand; zur See erlitt er schmachvolle Unfälle: der ungeheure Untergang der Abydener ist der höchsten Bewunderung werth. Unterdeß beugte sich Karthago den Römern, und diese eilten, ihren vorfechtenden Freunden Hülfe zu bringen. Das römische Volk war zwar der beständigen Kriege, von welchen der eine stets den andern zu erzeugen schien, herzlich müde, und wünschte einige Erhohlung nach der langen Anstrengung. Die alten Sünden, die man Philipp aufbürdete, konnte das Volk nicht auf Gedanken der Rache bringen; aber die Vorstellung, daß die belagerte Athen ein Saguntum und Philipp ein Hannibal, und gefährlicher als Hannibal, werden könnte, stimmte dasselbe für den Wunsch und Willen des Senats, dem jetzt schon Krieg Bedürfniß war. Also begann der Kampf (J. 200); barbarische Völker nahmen gern Theil wider Makedonien; die Griechen aber, in der Mitte zwischen den beyden großen und mächtigen Staaten, unter einander getheilt und darum schwach und von keinem geachtet, endlich auch ohne Willen und Tugend, kamen in ein arges Gedränge. Athen wurde der römischen Hülfe wenig froh; sie kämpfte gegen Philipp heftig mit Worten und Briefen als in welchem Kampfe sie nur noch stark war; dafür aber hatte sie den Jammer, rings um sich her eine gräuelhafte Zerstörung des Heiligen, wie des Gemeinen zu sehen. Die Ätoler hegten gegen Makedonien und Achäa noch stets die alte Feindschaft, aber sie wa-

ren auch nicht ohne Groll gegen Rom, weil sie im letzten Kriege treulos verlassen zu seyn glaubten; jetzt wurden sie durch die Makedonier über Roms Art und Absicht wohl belehrt; also zögerten sie, und beschlossen, was für große Staaten unwürdig ist, kleine aber leicht um ihre Selbstständigkeit bringt, irgend ein Ereigniß abzuwarten, das zeigen könnte, auf welcher Seite die wenigste Gefahr seyn würde. Bald aber standen sie zu den Römern, als eine Vertreibung derselben über das Meer, durch die Makedonier, nicht mehr möglich schien. Die Achäer blieben anfänglich den alten Verhältnissen treu, wenn sie gleich wenig thaten; als aber Rom in dem T. Quinctius Flamininus einen Mann gefunden hatte, der nicht nur in der Schlacht zu siegen verstand, sondern der auch durch Natur und Kunst eine bewunderungswürdige Gewandtheit besaß, Völker zu täuschen, Staaten zu betrügen, und mit den Leidenschaften und Neigungen der Menschen, für Roms und seine Absichten, zu spielen: da wurden auch sie bald um Rath und Wort gebracht; getheilt und zerrissen, wurden sie zu der römischen Partey gezogen. Hierauf folgte auch Lakedämon, deren Freyheitsversuche in eine grausame Tyranney, die der schreckliche Nabis verübte, ausliefen: Philipp hatte diesen Tyrannen umsonst zur Treue zu erkaufen gesucht. Endlich schwankte der Rest von Griechenlands hin und her, und stellte sich mehr und mehr auf die Seite der Römer.

321. Unter solchen Verhältnissen fiel die Schlacht bey den Hundsköpfen in Thessalien (J. 197); die unbehülfliche Phalanx, ohnehin nicht mehr vom alten Geiste beseelt, wurde, durch Elephanten geschreckt, und durch das Gelände getrennt, von den be-

weglichern Legionen in die Flucht geschlagen; der Sieg der Römer war vollkommen, und Philipp, der ohne Schlacht alle Forderungen der Römer einzugehen, für schimpflich gehalten hatte, sah sich nunmehr gezwungen, die Bedingungen anzunehmen, unter welchen Rom ihm Frieden zu bewilligen für gut fand. Rom, neuen Kriegen entgegensehend und überhaupt von der Wahrheit geleitet, daß eine große Herrschaft nur durch große Mäßigung und Umsicht gegründet werden kann, und daß es besser ist, einen Schritt zurückzubleiben, als einen Schritt zu weit zu gehen, schien den Griechen zu milde: aber Makedoniens Macht ward durch den Frieden gebrochen und Philipp, wie es schien, unschädlich gemacht. Die griechischen Städte in Europa und in Asien sogar wurden für frey erklärt, d. h. sie sollten, gleich dem übrigen Griechenlande, keinem andern als den Römern dienen. Und die Griechen geriethen über diese Unabhängigkeit, als Titus Quinctius sie ihnen bey den isthmischen Spielen verkündigen ließ, in eine so überschwengliche Freude, daß die Äußerung derselben dem Befreyer selbst fast gefährlich ward. Nichts ist dem menschlichen Gemüthe mehr zuwider, als wenn der Feige und Schwächling nach der Ehre des Siegs und dem Preis der Tugend greift. Wenn daher auch der Jubel Derer, welche ohne Kraft und Anstrengung die Freyheit als ein Geschenk anzunehmen sich nicht schämten, von der einen Seite für das Streben der menschlichen Natur und für das göttliche Wesen der Freyheit zeugen kann, so erregt der Übermuth, mit welchem sie höhnisch um dieselbe betrogen wurden, von der andern Seite, doch auch mehr Ingrimm als Schmerz. Selbst der Umstand, daß Quinctius Griechenland nicht ver-

ließ; selbst sein Krieg gegen Nabis, und die Schonung desselben, als er besiegt war, öffnete den Griechen nicht die Augen. Sie erkannten nicht, daß man darauf ausging, Trennung und innerliche Kriege in Griechenland zu erhalten, weil man, Theils im Allgemeinen bey den engen Beziehungen, in welchen die Staaten der zertrümmerten Herrschaft Alexanders des Großen zu einander standen, Theils wegen der besondern Verhältnisse zum Könige Antiochos dem Großen von Syrien, einen neuen Krieg nahe sah, für welchen man ihre Unschädlichkeit, ihre Theilnahme wünschte. Sie waren wohl reif genug, sogleich gänzlich unterworfen zu werden, aber so lange Hannibal lebte, und Syrien nicht bezwungen war, konnte es nur vortheilhaft seyn, und ihren künftigen Gehorsam sichern, wenn man sie mit Gaukeleyen umstrickte, mit Lockungen bethörte, mit Verhetzungen aller Art vollends ermattete. Denn wenn auch Einzelne, wie die Ätoler gar bald mit den Römern unzufrieden wurden, so ging doch diese Unzufriedenheit nicht aus Volkssinn oder Vaterlandsgeist hervor, sondern vielmehr daraus, daß man sich in Erwartung eines größern Lohns getäuscht sah. Darum war diese Unlust nicht eben gefährlich; und der fortgehende Kampf der Verstockten bewies deutlich, daß man sich weitern Entwürfen überlassen könnte, und auch einen Krieg mit Syrien nicht scheuen dürfte. —

322. In den Bewegungen, durch welche das von Alexander dem Großen verwirrte Leben zu einiger Ordnung zurückstrebte, hatte Seleukos vor mehr als hundert Jahren (J. 312) den Grund zu dem Reiche, welches nach ihm benannt worden ist, durch die Gewinnung der alten Babylon gelegt. Nachdem er aber in zehn

Jahren seine Herrschaft östlich sehr erweitert und befestigt hatte, und nachdem hierauf der übermüthige Antigonos in der Schlacht bey Ipsos (J. 301) um sein Leben, sein geistvoller und erfindungsreicher Sohn, Demetrios, aber um seine schönsten Hoffnungen gekommen war, suchte Seleukos westlich die Küsten des Meers zu gewinnen, und machte Syrien zum Hauptlande seines großen Reichs. In der That hatte dieses Land an sich selbst und durch die Verhältnisse, zwischen Ptolemäos und Lysimachos, eine besondere Wichtigkeit; aber ein geheimer Zug zum Vaterlande und ein Verlangen, von Alexanders Herrschaft so viel als möglich an sich zu bringen, mögen ihn auch dazu bewogen haben. Und wenn auch nicht zu läugnen seyn möchte, daß es unnatürlich gewesen, den Sitz der Herrschaft über Asien nach Syrien zu verlegen, so dürfte doch auch nicht minder wahr seyn, daß Seleukos für diese, so ganz und gar unnatürliche, Herrschaft, ohne die Erwerbung Syriens schwerlich die achtzehnjährige Ruhe gefunden haben würde, die ihm möglich machte, durch die Anlegung vieler Städte (z. B. Antiochia's, wo sein Hof war, und Seleukia's welche die alte Babylon erschöpfte, um selbst blühend zu werden), und durch manche gute Einrichtung seiner Regierung Glanz zu geben; aber freylich mochten die alten, abgematteten und entwürdigten Völker Asiens über diesen Glanz des Eroberers viele bittere Thränen weinen, die keiner gezählt oder beachtet hat. Bey seinem nachmahligen (J. 282) Versuch, Kleinasien zu erobern, wundert man sich fast am meisten darüber, daß derselbe nicht früher gemacht ward und erst durch Familienverhältnisse veranlaßt werden mußte. Aber seine Ermordung, als er zu Asien

auch die makedonischen Besitzungen in Europa an sich bringen wollte (J. 281), bezeichnete in der That den Wendepunct des Syrischen Glücks. Denn sein geliebter Sohn, Antiochos I., führt zwar den Nahmen: Erretter (Soter), aber es war doch unläugbar ein Vorbothe des Verfalls, daß er, in den neunzehn Jahren seiner Herrschaft (vom J. 281 — 262) nicht nur die Absichten seines Vaters auf Makedonien aufgeben mußte, sondern daß er auch Bithynien umsonst bekämpfte; daß er die kriegerischen Gallier, die nach mannigfaltigen Wanderungen (J. 277) bis nach Asien kamen, nicht zu vertreiben vermochte, und daß er es ansehen mußte, daß in Pergamos ein neues Reich gegründet ward, welches, wie klein es auch seyn mochte, doch durch seine Lage sehr bedeutend werden konnte. Unter dem dritten Könige, Antiochos II. (vom J. 262 — 247) offenbarte sich dieser Verfall sowohl durch die Unruhen im östlichen Theile des Reichs wo die kräftigen Parther und Baktrier ihre Unabhängigkeit vorbereiteten, als auch in dem traurigen Kriege mit Ägypten, (vom J. 260 — 252), und in dem königlichen Hause. Solch ein elender Gott, wie dieser Antiochos II. war, verdiente solchen Tod zu sterben! aber mit Seleukos II. war dem Reiche nicht geholfen. Seine Regierung war eine zwanzigjährige (vom J. 247 — 227) ungeheuere Verwirrung. Zu dem unglücklichen Kriege wider Ägypten, den eine schlechte That veranlaßte, wenn er gleich in den Verhältnissen beyder Staaten zu einander seinen Grund haben mochte, kam der Verlust von fast ganz Kleinasien an Eumenes von Pergamos, es kamen hinzu böse Händel mit Antiochos Hieron, des Königs Bruder, es kamen endlich hinzu Kämpfe

mit den Parthern, welche diesen (J. 238) die Freyheit sicherten, dem König hingegen Gefangenschaft und Tod brachten. Seleukos III. aber fand zu früh gewaltsamen Tod (s. 224), als daß durch ihn etwas hätte gebessert werden können, wenn er es auch vermocht hätte.

323. Antiochos III., mit Philipp III. von Makedonien beynahe gleiches Alters, bestieg drey Jahre früher als dieser, fast noch als Knabe den Thron. Den Beynahmen des Großen, den man ihm gegeben hat, mag er immerhin tragen, da er unter den syrischen Königen in der That hervorragt, und da seine lange Regierung (vom J. 224 — 187) fast in unaufhörlichen Kriegszügen, für welche man jenen Beynahmen ja aufbehalten zu haben scheint, hinlief. Aber wenn man auf die Tiefe des Geistes und auf das Sittliche im Menschen, auf reines Wollen und festen Sinn, achtet: so möchte Antiochos den stolzen Beynahmen schwerlich verdienen. Anfänglich verwirrte der feige und trotzige Hermeias, den der König haßte, dem er aber aus Furcht folgte, durch grausame Ränke das Reich: denn wenn die Empörung der Brüder Molon und Alexander, Satrapen von Medien und Persien, auch nicht durch ihn veranlaßt ward, so wurde sie doch von ihm begünstigt. Indeß wurde dieser gefährliche Aufruhr mit mehr Glück als Geschick unterdrückt (J. 220), und der König auch von dem fürchterlichen Karier, aber nur durch Meuchelmord, befreyt (J. 218). Der Krieg, der hierauf unternommen ward, um die Ägyptier, oder vielmehr die Ptolemäischen Soldaten, von der syrischen und phönikischen Küste zu vertreiben, hatte politisch und militärisch gute Gründe; aber er war bedenklich bey der Stimmung des Achäos,

Oheims des Königs, und Satrapen in Kleinasien. Zuerst indeß lief der Krieg glücklich aber mehr durch Verrätherey als durch Geschicklichkeit. Alsdann verlor Antiochos durch Unterhandeln die Zeit des Handelns. Endlich entschied die Schlacht bey Raphia in Judäa (J. 217) gänzlich gegen ihn; und wenn Ptolemäos Philopator zu üppig und faul war, um den Sieg gehörig zu benutzen, so kann dieses nur als ein unverdientes Glück des Königs von Syrien angesehen werden. Nach diesem wurde Achäos, der sich König nannte, bekämpft; aber einmahl bedurfte Antiochos zu diesem Krieg eines Bündnisses mit Attalos von Pergamos, in welchem Syrien doch nichts anders als einen Feind sehen konnte, und dann ward Achäos erst im dritten Jahr (J. 214) in Sardes mehr durch die überraschende Kühnheit einiger Männer als im offenen Kampfe vom Könige bewältigt. Die siebenjährigen Züge, welche hierauf nach den östlichen Theilen des Reichs unternommen wurden, fielen siegreicher aus, als man erwarten mag; aber Arsakes III. wurde umsonst aus Parthien vertrieben; Antiochos hielt für das Beste, ihn als unabhängigen König (J. 210) anzuerkennen, obgleich die Parther durch die Eroberung Mediens (J. 214) gezeigt hatten, welch' ein Sinn in ihnen war; selbst der Krieg wider Baktrien endigte (J. 206) mit förmlicher Anerkennung dieses Reichs; endlich zeigt der Zug gegen Indien (J. 205) mehr von Schwäche als von Stärke. Das Bündniß, welches hierauf (J. 203) Antiochos mit Philipp von Makedonien zur Theilung Ägyptens, das nach Philopators Tode bey der Minderjährigkeit seines Nachfolgers vielfach verwirrt ward,

geschlossen haben soll, begreift man nicht, wenn man die Verhältnisse Philipps bedenkt. So beschränkt war dieses Königs Ansicht von der Lage der Welt wohl, nicht daß er im Ernst an eine Erwerbung Ägyptens hätte denken können. In jedem Fall ist die Ereiferung des Polybios, nicht über das Unpolitische, sondern über die Ungerechtigkeit dieses Bündnisses sonderbar. War denn nicht die ganze Herrschaft der Griechen über asiatische und ägyptische Völker Eine große Ungerechtigkeit? Kann es etwas Abscheulicheres geben, als diese elenden Raubkriege mit entwürdigten Knechten und mit Miethlingen ohne Ehre und Vaterland? Und hatten die Römer weniger Landgierde, und verfuhren sie weniger ungerecht, als jene beyden Fürsten? Wie es aber auch mit dem Bündnisse stehen mag, dem Antiochos gelang, die Küsten Phöniciens und Palästina's, die bisher der Herr Ägyptens noch in seiner Gewalt gehabt hatte, zu gewinnen und zu behaupten; aber darüber verlor er die Zeit (bis J. 198); und als er nochmahls in Kleinasien vordrang, Theils um auch hier die Ptolemäer zu vertreiben, Theils vielleicht, um seinem Bundesgenossen Philipp wider die Römer Hülfe zu leisten, mit welchen er schon in Berührung gekommen war, da kam er für den letzten Zweck zu spät; die Schlacht bey den Hundsköpfen hatte entschieden, das Bündniß, zu welchem auch Karthago, wo Hannibal noch an der Spitze der öffentlichen Verhältnisse stand, gezogen werden sollte, war zum voraus vereitelt, und das Vordringen des Antiochos bis an die westlichste Küste (J. 196), bis nach Europa

hatte keine Folge, als daß es die Römer stärker gegen ihn aufreitzte.

324. Rom würde wohl den Krieg wider Antiochos sogleich begonnen haben, wenn nicht drey Dinge zurückgehalten hätten. Zuerst waren um dieselbe Zeit die furchtbaren Rachekämpfe, zu welchen sich die bejochten Spanier unaufhörlich erhuben, bedenklich; der Proconsul Sempronius erlitt eine Niederlage, die gefährlich schien; und der schwere, der abscheuliche Krieg gegen die heiligsten Gefühle der Menschheit erhielt erst (J. 195) durch M. P. Cato, der die Celtiberer, Spaniens Stärke, brach, eine andere Wendung. Nicht minder ernsthaft aber waren auch die Kriege mit den gallischen und ligurischen Völkern in Italien, die (J. 193) bewiesen, daß sie die alte Freyheit noch nicht vergessen hatten. Zweytens mußte doch die Menge in Rom, die, dem richtigen Sinne getreu, ermüdet war, zu einem neuen und zu einem so fernen und großen Kriege gehörig vorbereitet werden. Und endlich durfte man auch hoffen, durch Verhetzung, Verlockung, Verwirrung der Völker wie der Einzelnen den Ausgang des Kampfes zu sichern. Aber je lieber Rom den Ausbruch verzögerte, desto mehr hätte Antiochos eilen sollen, den nothwendigen Krieg zu beginnen. Antiochos jedoch war nicht im Stande, sich in Roms Sinn und Art zu finden; ihm lagen Ägypten und Asien mehr am Herzen; er war zu sicher vor dem fernen Volke. Also verliefen noch einige Jahre, ehe es zur Entscheidung kam. Das Getreibe in diesen Jahren, die Aufreitzung der Leidenschaften, die Hoffnungen und Erwartungen, zu beachten, ist äußerst lehrreich. Aber

Antiochos verstand weder die erbitterten Ätoler, die auf ihn alle ihre Hoffnungen setzten, noch den heiligen Zorn Hannibals, der, Roms Ingrimm und seiner Mitbürger Verzagtheit entfliehend (vergl. 188) sich (J. 195) zu ihm begab, oder die Stimmung Philipps und der Griechen; die Römer hingegen wußten, was sie wollten: nähmlich, verhetzen, umstricken, bewältigen, beherrschen. Denn als endlich Antiochos, die Unterhandlungen und Zänkereyen abbrechend (J. 191), mit morgenländischer Pracht, nach Griechenland hinüberging, da zeigte sich bald, wie sehr er die Griechen, wie sehr die Griechen ihn mißverstanden hatten. Er hatte gehofft, die Griechen würden sich Alle erheben, und zu seinen Fahnen stellen; die abgelebten und entsittlichten Griechen hingegen hatten gemeint, Antiochos sollte auf eigene Kosten sie von der Freyheit befreyen, mit welcher Rom sie zu beknechten drohete. Aber es zeigte sich bald, daß sich alle geirrt hatten. Die Griechen thaten nichts, als jubeln: nur die Ätoler nahmen Partey, wiewohl weder einstimmig, noch ohne Kühnheit; Antiochos aber war gar nicht im Stande, mit solchen Mitteln die Hoffnungen der Griechen zu erfüllen, wenn er auch leicht mehr, als geschah, hätte thun können. Philipp von Makedonien aber lag, wie das Blech zwischen Ambos und Hammer; es ist keine Frage, wohin sein Sinn treiben mußte, aber der Verstand rieth ihm anders, und er that in sofern Recht, als er vielleicht kein Vertrauen zum Antiochos haben mochte, sey es wegen seiner Absichten, sey es wegen seiner Art und seiner Mittel für seine Zwecke, und als es besser ist für einen Staat, den

Untergang am Abend dem Untergang am Mittage vorzuziehen, weil vielleicht noch ein Wechsel der Verhältnisse jenen abwenden kann. Es ist unmöglich zu sagen, wie die Sachen gelaufen seyn würden, wenn Antiochos den Rath Hannibals befolgt, und die Römer in Italien angegriffen hätte; schwerlich wäre auch dieses gelungen; aber schlechter hätte die Sache nicht ausfallen können, als sie jetzt, bey dieser Lage auf der einen Seite, und bey dem bewunderungswerthen Ernst und bey der großen Rüstung auf der Seite der Römer, ausfallen mußte. Glabrio vertrieb den Antiochos durch das Treffen bey den Thermopylen aus Griechenland; seine Flotten wurden geschlagen; endlich entschied L. Scipio (der Asiate) in der Schlacht bey Magnesia am Sipylos (J. 190) in Asien, wohin Antiochos den Römern verzagt selbst den Weg geöffnet hatte. In dem Frieden, den er hierauf erbitten mußte, wurde er für die römischen Entwürfe, Theils durch seine Zurückweisung aus Kleinasien, Theils durch die neue Macht des Königs von Pergamos, der mit den Rhodiern von den gemäßigten Römer Alles erhielt, was Antiochos verlor, unschädlich gemacht: der Krieg, der zur Sicherung des von Antiochos abgetretenen Landes gegen die furchtbaren Gallier geführt ward, (J. 180) welche vormahls der Schrecken dieser Gegenden gewesen waren, lief an sich eben so glücklich, als er die Römer in der Ausführung ihrer Eroberungsentwürfe weiter brachte. Die armen, getäuschten Ätoler aber, die von mehreren Seiten zugleich angegriffen waren, versuchten umsonst ihre neuen Sünden gegen Rom durch alte Verdienste um Rom abzurechnen; es ward ihnen schwer, einen harten Frieden von den gestrengen Siegern zu erlangen.

325. Unterdeß war Rom auch mit dem dritten großen Reiche, welches aus der makedonischen Herrschaft hervorgegangen war, mit Ägypten in Berührung gekommen; zwar auf eine ganz andere Art, aber auf eine Art, die eben so sehr für die Meinung der Welt über Roms Macht und Sinn zeugen kann, als sie den Zweck Roms, allgemeine Herrschaft, fördern mußte. — Unsere Kunde von Ägypten nach den Zeiten Alexanders des Großen ist äußerst gering; die wenigen Bruchstücke, welche sich uns aus der Geschichte desselben erhalten haben, beziehen sich nur auf den königlichen Hof und etwa auf die glanzvolle Stadt, Alexandreia, in welcher jener sich aufhielt; aber den Zustand des Landes, die Verhältnisse des unglücklichen Volks, verschweigt die Geschichte. So viel möchte wohl gewieß seyn: durch eine gemäßigte und verständige Benutzung der Kräfte des Landes und Volkes gaben die ersten Herrscher über Ägypten aus griechischmakedonischem Stamm ihrer sogenannten Regierung einen großen Glanz; der Handel wurde sehr lebhaft; Kunstwerke aller Art entstanden; große und kostbare Büchersammlungen wurden veranstaltet, und Gelehrte fanden einen angenehmen und bequemen Aufenthalt. Hierüber können wir in fernen Landen und in dieser späten Zeit uns wohl freuen. Bey dem allgemeinen Verfall alter Bildung in jenen Tagen war es gewiß ein Glück für die Menschheit, daß die ersten Ptolemäer auf die Erhaltung und Mehrung der Werke des menschlichen Geistes in Wissenschaft und Kunst die Kräfte verwandten, die weniger edle Menschen zu Eroberung und Knechtschaft oder zu schlechten Künsten vergeudet haben würden. Aber ist denn das ein Loos, welches zu preisen,

welches menschlich wäre, daß ein fremder Herr ein altes unterworfenes und gebrochenes Volk durch fremde Verwalter, durch gemiethete Soldaten, durch verknechtete Menschen überhaupt, für die Erhaltung des Ertrags eines fremden, gleichfalls veralteten Lebens mißbraucht, und sich mit Pracht und Herrlichkeiten einer fremden Natur umgibt? Und kann man auf das Lob fremder Dichter und Schriftsteller etwas setzen, die hier bequeme Muße und feine Genüsse fanden? Heißt das: ein Land blühet, wenn Eroberer dasselbe mit Glanz erfüllen, und es nicht durch Erzeugung, sondern durch Zusammentragung fremder Erzeugnisse zieren? Aber freylich: ein altes Volk, das sich in seiner Eigenthümlichkeit kräftig ausgebildet, dann aber zwey hundert Jahre lang in der Knechtschaft gelebt hatte, und durch wiederhohlte Empörung und Wiederbewältigung verwirrt, zerrüttet, vernichtet war, mag auch in jeglicher Ruhe sein Glück gefunden haben! Darüber ist es indeß nicht zu beneiden.

326. Ptolemäos, des Lagos Sohn, von Rhodiern mit dem Beynahmen des Erretters (Soter) begrüßt, erhielt schon früh (J. 325) Ägypten, und verbreitete dann seine Herrschaft über die benachbarten Länder ringsher, deren Besitz ihm zum Theil, wie Palästina und Kölesyrien, für seine Handelsentwürfe nothwendig, zum Theil aber wünschenswürdig seyn mochten. Vierzig Jahre lang (bis zum J. 284) blieb er Herr dieser Länder bey allem Wechsel der übrigen Verhältnisse, und legte sinnvoll und verständig den Grund zu einem neuen, aber freylich gewaltsamen Leben. Sein zweyter Sohn, Ptolemäos Philadelphos, bauete, nach einem erweiterten Plan, auf diesem Grunde fort. Für Han-

del und Gelehrtheit that dieser König erstaunlich viel, aber er selbst kam durch seine Umgebung und durch seine Gelehrsamkeit nicht zu einer großen Gesinnung; er war ein üppiger Schwächling, feig und grausam. Der Druck des Volks muß entsetzlich gewesen seyn, da er bey allen seinen Bauten und Bücherkäufen u. s. w. noch eine so große Kriegsmacht zu halten vermochte; er mußte doppelt entsetzlich seyn durch die Art, mit welcher man die Steuern erhoben zu haben scheint. Im Übrigen knüpfte dieser Ptolemäos die erste Verbindung mit Rom an. Unter dem dritten Ptolemäos (Euergetes) (der jenem im J. 247 folgte) wurden große Eroberungen, Theils in Asien, gegen die Seleuciden gemacht, Theils im Süden von Ägypten. Dadurch gewann aber Ägypten nicht; vielmehr verkündigte die Abweichung von den Grundsätzen der ersten Könige einen nahen Verfall. Dieser Verfall würde sich wahrscheinlich unter diesem Ptolemäos schon gezeigt haben, wenn er nicht (durch seinen eigenen Sohn)? einen gewaltsamen Tod gefunden hätte (J. 221). Denn schon der abscheuliche und wollüstig zerrüttete Zustand der königlichen Familie schien verderblich werden zu müssen. Und welch' ein fauler und üppiger Mensch war Ptolemäos Philopator! Sein Krieg mit Antiochos von Syrien wurde durch die ägyptische Herrschaft über die syrische Küste nothwendig; aber, wenn dieser Krieg durch den Sieg bey Raphia glücklich entschieden ward, so war das nicht ein Verdienst dieses schwelgerischen und grausamen Königs. Als aber Philopator sein unwürdiges Leben geendigt hatte (J. 204): wie hätte der abscheulichen Verwirrung, die, fortgesetzt, gefährlich werden mußte, besser begegnet werden können, als daß man dem römi-

schen Senat, als dieser den glorreichen Frieden, der den zweyten punischen Krieg endigte, ankündigen ließ, die Vormundschaft über den fünfjährigen Ptolemäos Epiphanes übertrug (J. 201)? —

Sechstes Kapitel.

Unterjochung Makedoniens, Griechenlands, Karthago's; Kriege in Spanien; gleichzeitige Verhältnisse. (Juden).

327. So waren die vier wichtigsten Staaten, die Roms Herrschaft umgaben, Karthago, Makedonien, Syrien und Ägypten, zwar nicht vernichtet, aber doch unmstrickt und gelähmt. Von der Schlacht bey Cannä, die Roms Erhaltung wenigstens zweifelhaft gemacht, bis zum Frieden mit Antiochos waren nur sechs und zwanzig Jahre verlaufen; von der Schlacht bey Zama bis zu diesem Frieden kaum zwölf. Wenn man zurück denkt an den traurigen Zustand Roms während der langen unglückseligen Kämpfe zwischen den Patriciern, die verstockt und verhärtet, gegen Gott und Natur, alte Gewalt mißbrauchten, und der Plebs, die, dem Drange des menschlichen Geistes nach Freyheit und Bildung folgend, die alten Ketten zu zerreißen suchte; und wenn man diesen traurigen Zustand der gegenwärtigen, seit dem Aufhören jener innern Kämpfe schnell errungenen, Macht Roms vergleicht: so zeigt sich auf die ergreifendste Weise, daß die Stärke eines Staats in der Gesammtheit seiner Bürger wohnt, daß nichts mehr lähmt, schwächt, entsittlicht, als ständischer Zwist, daß nichts

mehr hebt, stärkt, kräftigt, als das erhabene Bewußtseyn, daß dem Verdienst und der Tugend die Schranken nicht verschlossen sind, um die Stelle einzunehmen, die ihnen gebührt. Aber, weil die Römer sich nicht zum Volksthum erhoben, und die hohen Tugenden, die in ihnen waren, nicht durch Selbstbeschränkung reinigten und heiligten, sondern weil sie dieselben mißbrauchten für Herrschaft und Unterjochung: so mußten ihre Tugenden selbst in den Erfolgen nachtheilig auf die innern Verhältnisse Roms zurück wirken. Zuerst mußte in den unaufhörlichen Kriegen der Sinn, der von Anfang an streng und hart gewesen war, noch mehr verwildern, die sanfteren menschlichen Gefühle mußten ersterben, und je mehr die Fremden darum alle als Feinde angesehen wurden, weil man sie alle unterjochen wollte, desto weniger schonend und menschlich konnte die Behandlung seyn. Zweytens mußten die alten einfachen Sitten der Väter verdorben werden, so wie man zu den abgelebten Völkern einer frühern Bildung kam; und wenn durch den Anblick dieser Bildung auch von der einen Seite der Geist erweitert und für Werke einer Kunst, die Rom fremd war, nach und nach gewonnen ward, so mußten doch von der andern Seite diese, mit den Lockungen aller Wollüste angefüllten, Länder um so verderblicher auf die Römer wirken, je kräftiger sie waren. Wirklich verführte der reichwerdende Staat bald zu Geitz und Verschwendung; der Anblick geraubter Schätze verlockte die Seelen; eine schreckliche Üppigkeit riß schon ein; die (im J. 186 entdeckte und zerstörte) scheusliche Feyer des Bacchus, die alle Verbrechen und Frevel erzeugt, und zahllose Anhänger gefunden haben soll, ist ein gräuelhafter Be-

weis für das einreißende Verderben; ja selbst schon die eitle Unbändigkeit der Frauen, als die plebejischen Tribunen (und ein Valerius stand an der Spitze) das oppische Gesetz abzuschaffen suchten (J. 195), verkündigt die Zeit. Drittens mußte die Verfassung Roms, wenn nicht im Buchstaben, doch in der That durch die großen Anstrengungen und Erfolge leiden; der Senat mußte ein Übergewicht bekommen, und die Patricier mußten in einer andern Gestalt wieder emporsteigen, nicht als gesonderter Stand, sondern als ein Erzeugniß des neuen, auf Kriegsthaten und Geld gerichteten Lebens, und darum zwey Mahl gefährlich. Eben darum aber konnte die Einigkeit in Rom nicht fortbestehen; und die sonderbaren Auftritte, die bald nach dem Frieden mit Antiochos statt fanden, und bey welchen die Scipionen sogar durch den gestrengen Eiferer für altväterische Sitte, M. Portius Cato, den sein großer Irrthum in Rücksicht Karthago's nicht um seine übrigen Tugenden bringen soll, nicht geschont wurden, verkündigten gewaltsame Ereignisse; und wenn der Afrikaner auch noch, durch die ergreifende Erinnerung an den Tag seiner Größe, der Schmach wegen unterschlagenen Geldes verurtheilt zu werden, entging, um in stiller Abgeschiedenheit sein Leben vielleicht um dieselbe Zeit (J. 183?) zu beschließen, da Hannibal sich den Tod gab, um nicht von dem unedlen König Prusias von Bithynien ausgeliefert zu werden: so mußte der Asiate schon die Verurtheilung über sich ergehen lassen. Die That mochte stehen, wie sie wollte: man sieht an diesen Vorfällen, was man zu glauben, und also auch wohl zu thun, im Stande war.

328. Aber der Geist der Eroberung trieb zu neuen Unternehmungen. König Philipp von Makedonien war mit mißtrauischer Freundlichkeit behandelt, so lange man ihn entweder, während des Kriegs wieder Antiochos, gebrauchen, oder ihn doch ruhig halten wollte; nachdem aber Syrien nicht mehr zu fürchten war, konnte man seiner Freundschaft entbehren. Philipp aber vermochte nicht zu vergessen, was einst Makedonien gewesen war; seine Seele nährte Groll gegen Die, welche die Römer gegen ihn gerufen hatten und die ihnen noch immer anhingen, und sein Geist erkannte gar wohl das Spiel, welches Rom mit Staaten und Völkern trieb. Also suchte er sich für künftige Gelegenheiten zu stärken und zu mehren. Aber er betrieb seinen Plan mit mehr Eifer als Vorsicht. Diejenigen, welche ihm zunächst wohnten, erhoben daher Klagen gegen ihn, sey es, daß sie noch immer glaubten, Rom wollte nichts als der Völker Freyheit, sey es, daß sie hofften, unter Rom zu stehen, würde das kleinere Übel seyn, sey es, welches das Wahrscheinlichste ist, daß sie, eingedenk alter Zwiste, lediglich der Leidenschaft gehorchten. Rom hörte gern die Klagen gegen einen König, dessen Bewöltigung nicht mehr schwer zu seyn schien; und wenn die Thessaler „das störrische Pferd" gezüchtigt wissen wollten, so war sie geneigt genug, einem Könige, der, ergrimmt über eine unkönigliche, über eine unwürdige Behandlung, den stolzen Untersuchern jener Klagen, mit zweydeutiger Beziehung, (S. 185) ins Gesicht zu sagen wagte, daß er bey Römern keine Gerechtigkeit fände, daß aber die letzte Sonne noch nicht untergegangen sey, ihre Macht zu bewähren. Dennoch verzögerte sich der Krieg. Warum hätte

man auch die Lanze gebrauchen sollen, wenn man mit dem Netze das edle Wild fangen konnte? Es wäre allerdings etwas gewagt, wenn man geradezu sagen wollte, die Römer hätten das makedonische Königshaus verwirrt, und mit schrecklicher List gegen sich selbst gehetzt: aber bey der Betrachtung dieses unseligen Familienzwistes kann man sich (nach dem, was wir erlebt haben) des Gedankens nicht erwehren, daß hier ein böses Spiel getrieben sey. Wie den aber auch seyn mag: dieser Zwist, der den verlockten, oder begünstigten, Demetrios (im J. 181) mit Gift, und den betrogenen Vater (J. 179) mit Gram und Kummer tödtete, den grimmigen Perseus aber auf den Thron brachte, war den Römern anfangs gewiß sehr gelegen, wenn gleich der Ausgang nicht seyn mochte, wie man ihn gewünscht hatte.

329. Mit dem neuen König Perseus wurde das alte Bündniß erneuert. Die harten Kriege in Spanien, in Istrien und Ligurien, auf Sardinien und Korsika, mochten dazu rathen. Aber es rieth auch dazu Griechenland. Denn der achäische Bund hatte, nachdem der ätolische gedemüthigt war, von Rom die Erlaubniß für seine Treue nach alter griechischer Art gegen Griechen zu kämpfen, damit sie sich selbst immer mehr der völligen Unterwerfung entgegen drängen sollten. In diesen Kämpfen, besonders gegen Sparta, auch gegen Messenien, hatte Philopömen Eigenschaften entwickelt, deren Anwendung man unter so jammervollen Verhältnissen nicht ohne Schmerz sehen kann; er hatte dann (J. 183) im hohen Alter durch sie seinen Tod gefunden; aber nach ihm war die ganze Peloponnes (durch Lykortas, des Polybios Vater) zum achäischen Bunde

vereint. Es war räthlich, diese Einheit sich entweder wieder auflösen zu lassen, oder sich wenigstens der Achäer zu versichern. Endlich schien es auch wegen der asiatischen Staaten gut, einen günstigen Zeitpunct zu erwarten. Perseus aber, überzeugt, daß von einem neuen Fürsten Alles zu dulden sey, ging den Bund ein, um Zeit zu gewinnen, um Verbindungen anzuknüpfen mit fremden Fürsten, um mit andern Staaten zu unterhandeln, damit, wo möglich, der gemeinen Gefahr mit gemeiner Kraft begegnet würde, endlich um zu rüsten. In der That versäumte auch Perseus die Zeit nicht. Aber, was vermochte er gegen Roms Glück, Größe und arglistige Politik? Bey der Erinnerung des Vergangenen, bey dem Anblicke der Gegenwart, blieb er vielleicht kaum seiner selbst gewiß; auf die Regierungen der übrigen abgelebten Staaten, die das Gefühl alter Sünden und gegenwärtiger Schwäche nicht los werden konnten, war nicht zu rechnen. Sie mochten zum Theil wider Rom seyn, aber weder aus tiefem Gefühl für die Freyheit, die Wenigen etwas werth war, noch aus klarer Einsicht in die Lage der Verhältnisse, sondern aus dem Ungestüm, welcher die Schwäche begleitet, aus Besorgniß vor dem eigenen Schicksal. Einige, die durch Rom nur sicher zu seyn glaubten, wie Eumenes von Pergamos, (der sich vor einer Verbindung zwischen Makedonien, Syrien und dem traurigen Bithynien allerdings zu fürchten Ursache hatte), wie griechische Staaten, die, wenn auch einzelne Männer, wie Lykotas, das Richtige erkannten, nie klug wurden, und andere, erhoben gegen ihn lautes Geschrey, und machten die ersteren um so schüchterner. Also konnte es den römischen Gesandten, die

überall erschienen, um Thaten und Worte zu bespähen und zu belauern, nicht schwer werden, die Bande zu zerreißen, die Perseus anzuknüpfen versucht hatte, und überall zu bemerken, „daß die Fürsten und Völker vortrefflich an der Treue festhielten und zu Allem bereit wären, was Rom verlangte.“ Dennoch stand Perseus beym Anfange des Kriegs (J. 171) nicht ganz allein, obgleich er wenig Hülfe erhielt. Hätten die unglückseligen Achäer keine so schändlichen Menschen, wie den Kallikrates, in ihrer Mitte gehabt, und treu und fest zu Perseus halten können: so hätte Rom gewiß ihr Ziel dieß Mahl nicht erreicht; aber wäre etwas damit gewonnen gewesen für diese Griechen? Ja, wenn Perseus nur gewagt hätte, sich selbst ganz zu vertrauen, und, entschlossen zum Kampf auf Tod und Leben, Alles kühn zu unternehmen, was die Entscheidung rasch herbey zu führen im Stande war: so möchte er in den beyden ersten Jahren, in welchen er den furchtbaren Feinden so rühmlich widerstand, wenigstens seine Erhaltung erzwungen haben. Nun aber entschied, als der sechszigjährige Paulus Aemilius an die Spitze der Römer gekommen war, die Schlacht bey Pydna (J. 168) auf ein Mahl. Das ungeheuere Unglück, welches den König und seine Kinder verfolgte, ist weit über Thränen hinaus, aber es warnt und kann, so wie das unglückliche Schicksal des Königs Gentius von Illyrien, der wider die Römer zu stehen gewagt hatte, aber auch gleichzeitig von ihnen besiegt ward, Rom zeigen, wie sie war in Sinn und Art.

330. Und nun, welch eine Zeit! Während Könige und Völker, in sclavischem Sinn oder knechtischer Furcht, in der niedrigsten Schmeicheley den Rö-

mern Glück zu diesem Siege wünschten und sie dadurch als die Herren Aller anerkannten, betrugen diese sich mit einem Übermuthe, der beweiset, daß ihnen nach und nach der Gedanke, Alle zu unterwerfen, schon geläufiger ward. Dem Antiochos Epiphanes von Syrien, der (im J. 176) dem furchtsamen und unbedeutenden Nachfolger des großen Antiochos (J. 187), Seleukos Philopator, gefolgt war, und, während des makedonischen Krieges thöricht und verblendet wider Ägypten gestritten hatte, um mit der Vormundschaft über des Ptolemäos Epiphanes (vergl. 326) unmündige Söhne die Herrschaft an sich zu bringen, wurde nach Beendigung dieses Kriegs von dem römischen Gesandten auf die trotzigste Art Frieden gebothen. Er aber bezeugte, glückwünschend, in Rom „er habe den Befehlen der römischen Gesandten, wie Göttergebothen gehorcht." Ägyptens Herrscher, welche, fast durch Antiochos bezwungen, wirklich durch jene römischen Befehle gerettet waren, erkannten an: „sie verdankten den Römern mehr als selbst den unsterblichen Göttern." Der traurige Prusias von Bithynien nannte sich selbst „einen Freygelassenen Roms." Masinissa, Karthago's schreckliche Geißel, erröthete nicht zu gestehen, „wie er darüber erröthet sey, daß Rom ihn um Hülfe gegen Makedonien ersucht habe; sie hätte befehlen sollen, da sein Reich ja den Römern gehöre, und nur von ihm verwaltet würde." Die Rhodier konnten, damit sie für die Verirrung, mit welcher sie früher zu Rom gehalten hatten, gezüchtigt würden, ihren Glückwunsch nicht einmahl anbringen; sie hatten keine Hülfe geleistet, also warfen sie sich umsonst zu des Consuls Füßen, und wenn sie sich auch vom Kriege los jammerten,

so wurden sie doch der Ehre beraubt, ferner Bundesgenossen zu seyn. Eumenes endlich von Pergamos durfte, weil er zweydeutig gewesen war, nicht einmahl nach Rom kommen. Während aber auf solche Weise Viele die Knechtschaft anerkannten, zeigte Rom durch Thaten der Welt, daß sie solche Gesinnungen verstehe und zu behandeln wisse. Epeiros, wo man Theil für Perseus genommen hatte, sah 70 Städte auf die schrecklichste Weise geplündert und zerstört, und seine Einwohner in die Knechtschaft verkauft. Makedonien selbst ward, „um den Völkern zu zeigen, daß, wenn die Römer Könige zu bekriegen gezwungen würden, sie doch den Völkern Freyheit brächten," unter römischen Schwertern, in vier Marken scharf zerschnitten, und jede mit römischer Freyheit beknechtet; die Hälfte der gewohnten Steuern ward erlassen, damit die Makedonier um so gewisser arm würden. Bey den Griechen aber war nun auch keine Schonung mehr nöthig; es nahete sich die Zeit der längst verdienten Auflösung. Darum schmerzt auch die Entwürdigung durch die Fremden weniger, weil man so ganz unwürdig gelebt hatte. Und der schändliche Überfall der ätolischen Versammlung, und die freche Entscheidung der zehn Commissarien, welche Griechenlands Zwiste versöhnen und Übelgesinnte richten sollten, und die Art, mit welcher alle bedeutende Männer, die im achäischen Bunde noch einigen Sinn für Vaterland und Freyheit bewahrten (und deren Zahl war noch über tausend), auf Anklage des verruchten Kallikrates, nach Rom zur Verantwortung gelockt, dann aber „für das Wohl Achäa's, in einer harten Gefangenschaft, ohne gehört zu seyn, gehalten wurden — Alles dieses muß jedes menschliche Gemüth

mit bitterm Zorn gegen die Römer erfüllen; aber die Griechen kann man nur in sofern beklagen, als man ihrer frühern schönen Zeiten eingedenk ist. Für die Nachwelt war es übrigens ein Glück, daß Polybios unter diesen Geißeln war, und dadurch Gelegenheit erhielt, die Kenntnisse zu erwerben, welche zur Beschreibung der Einrichtungen und Ereignisse, welche den Römern die Herrschaft der Welt verschafften, gehörten; für sein Vaterland war seine Entfernung auch kein Verlust; und was ihn selbst betrifft, so mag man freylich mit seinem Urtheil leicht in einige Verlegenheit kommen, aber die Bemerkung beruhigt, daß er sich in seiner Lage nicht schlecht gefallen zu haben scheint: denn die glänzenden Freundschaften im glänzenden Rom wurden ja nicht von ihm verschmähet. Es mag wahr seyn, daß dem Polybios so wohl die große Gesinnung, als die hohe politische Weisheit des Thukydides fehlte, und daß seine Geschichte bey weitem das nicht sey, wofür er sie selbst hielt; aber es ist auch nicht minder wahr, daß sie unendlich lehrreich ist, daß schwerlich ein Anderer seiner Zeit hätte leisten mögen, was er geleistet hat, und daß es aufs Höchste zu beklagen ist, daß uns das Schicksal von dem großen Werke nur so wenig erhalten hat.

331. Nachdem man aber so weit gekommen war, konnte man die Frucht der bisherigen Ereignisse eine Zeit lang ruhig reifen lassen, und durfte nur dafür sorgen, daß überall die Trennung, das Mißtrauen, die Furcht und die Verwirrung unterhalten ward. Der Gedanke indeß, Alles, was bisher nur gelähmt oder geleitet war, wirklich zu unterjochen, wurde mit jedem Tage um so klarer gefaßt, je mehr die Staaten rings-

her sich der Unterjochung würdig zeigten. Nun mag allerdings wahr seyn, daß durch Cato's Leidenschaft, welche, auf Jugendeindrücken ruhend, durch den Anblick von der unermeßlichen Stadt unterhalten und durch persönliche Beleidigung vielleicht vermehrt war, der Entwurf zur Zerstörung Karthago's immer von neuem zur Sprache gebracht und vielleicht beschleunigt sey; aber auch ohne Cato würde man Karthago zerstört haben. Denn das, was Cato gegen einen Staat leidenschaftlich wollte, das war Grundsatz des römischen Senats gegen Alle, und mußte Grundsatz einer Regierung seyn, die, ohne Ahndung eines Volksthum, keinen andern Gebrauch der Kraft kannte, als die Herrschaft, wenn gleich zugegeben werden mag, daß sich ein einzelner Senator diesen Grundsatz nicht bestimmt gestanden habe. Darum hatte Scipio Nasica allerdings großes Recht, wenn er Karthago zu erhalten wünschte, damit Rom nicht ohne Besorgniß für ihre Freyheit, als das beste Mittel gegen Selbstversäumniß, seyn sollte: an Karthago hatte sich Rom, wenn so zu sagen erlaubt ist, eigentlich groß und stark gelebt, mit Karthago schien die aufgeregte Kraft in sich selbst zusammensinken zu müssen, besonders weil die übrigen Staaten nicht zu fürchten waren. Diese Wahrheit indeß konnte bey glücklichen Eroberern schlechterdings keinen Eingang finden. Das Verhältniß zu Masinissa, der schon ein mißtrauischer Freund geworden war, und in welchem man bey fortgehendem Glück einen argen Feind zu fürchten hatte, mag übrigens auf den Anfang des wirklichen Kriegs gegen die lange geneckte, gehöhnelte, mißhandelte Karthago Einfluß gehabt haben; aber der Grund zu diesem Kriege war eben so eitel, als die

Führung desselben unedel und verrätherisch, und als das Ende abscheulich war. Vielleicht jedoch mag es dem menschlichen Gemüth einigen Trost geben, daß Karthago weder unverdient, noch ohne einen ungeheuern Kampf, oder zu Roms Glück vor des Paulus Aemilius Sohn, dem jüngern afrikanischen Scipio, dahinsank. (J. 146 n. R. E. 608) (vergl. 188 — 191).

332. Aber noch ehe das lang erstrebte Ziel erreicht ward, war Makedonien über die Natur der ertheilten Freyheit und der verminderten Steuern zur Einsicht gekommen. Die Versüche jedoch, welche, unter Andriscos oder Philipp IV., unter Alexander, und Philipp, die sich alle Söhne des unglücklichen Perseus nannten, (vom J. 152 — 142) gemacht wurden, das Joch römischer Freyheit zu zerbrechen, konnten wohl Hoffnung erregen, aber nicht gelingen: Makedonien wurde nach einem Kampfe, zu welchem gleichfalls das tiefe Gefühl erduldeter Schande aufreitzte, der römischen Herrschaft förmlich unterworfen. Unterdeß konnte sich auch Griechenlands endliches Geschick nicht mehr verzögern. Die, durch die schnödeste Behandlung von Seiten Roms, durch das Verfahren der Verräther im Lande, und durch die gewohnten innern Zwiste (mit Sparta), stets gereitzten Gemüther wurden noch mehr erbittert, als, nach siebenzehn Jahren schrecklicher Gefangenschaft, von jenen tausend unglücklichen, verrathenen und betrogenen Männern aus dem achäischen Bunde, einige, und unter ihnen Kritolaos und Diäos, (J. 150) zurückkehrten, das Herz erfüllt von tiefstem Ingrimm und glühender Rache. Der doppelte Krieg aber, den Rom noch mit Karthago und Makedonien zu bestehen hatte, schien um so gewisser einige

Hoffnung zu geben, daß die übermüthigen, höhnischen, grausamen und habsüchtigen Fremden vertrieben werden könnten, als die Römer selbst, unter Metellus, durch eine gewisse Nachgiebigkeit bey den innern Zwisten, die nie aufhörten, Besorgnisse zu verrathen schienen. Aber die Griechen waren keines Glücks mehr werth, wie gerecht auch die Gesinnung einzelner Männer gewesen seyn mag. Der Krieg in Makedonien wurde zu früh geendigt; und auf dem korinthischen Isthmos, wo gerade vor fünfzig Jahren Quintius Flamininus durch Verkündigung allgemeiner Freyheit einen überschwenglichen Jubel erregt hatte, fiel jetzt der Schlag, der alle griechische Freyheit zertrümmerte. In demselben Jahre, in welchem Karthago vor dem jüngern Scipio Africanus hinsank, fiel durch Mummius die erhabene Korinth (J. 146), und ganz Griechenland wurde, nach so vielem Jammer, so vielen Verkehrtheiten, so vielen Abscheulichkeiten, römische Provinz: der Nahme dieser Provinz, Achäa, sollte vielleicht diejenigen, in welchen noch einige Erinnerung war, über das Ende, wo möglich, täuschen. — Was lange erwartet ist, kann nicht überraschen. Wäre der griechische Geist nicht so groß und tief, und wären nicht die Verhältnisse der Welt so sonderbar gewesen, so hätte viel früher erfolgen müssen, was jetzt erfolgte. Dennoch durchdringt eine tiefe Wehmuth das menschliche Herz beym Anblick des jammervollen Geschicks! —

333. Während auf diese Weise die nächsten Staaten von alter Bildung zu Grunde gingen, reiften auch Syrien und Ägypten immer mehr zum Untergange heran, und die Römer versäumten auch in dieser Entfernung nichts, ihre Herrschaft vorzubereiten. — König

Antiochos Epiphanes von Syrien, dessen früher (330) gedacht ist, hatte das Reich weder auf eine erfreuliche Weise, noch unter erfreulichen Umständen erhalten: es war den Römern so gut als zinsbar. Er war ein Fürst, der, bey vielen tadelnswerthen Neigungen, doch wenigstens viele Thätigkeit hatte, und auch wohl ziemlich klar die Noth seines Reichs sah. Seine Kriege mit Ägypten mochten durch die Verhältnisse unvermeidlich seyn, so unglückselig sie auch waren. Die freche Art aber, mit welcher der Römer Popillius Länas ihn in seine Gränzen zurück wies, mag ihm doppelt die Nothwendigkeit fühlbar gemacht haben, daß der mürbe Leib seines Reichs zusammen fallen müßte, wenn nicht allen Gliedern ein Geist neuer Kraft eingehaucht werden könnte. Aber unbegreiflich ist, wie er geglaubt haben kann, diesen neuen Geist in der alten, entkräfteten, sinnlichen Religion der Griechen zu finden, und durch diese den erhabenen Geist morgenländischer Regionsansichten zu verdrängen. Unter den Unruhen aber, welche durch dieses Bestreben des Königs, griechische Sitten und Bräuche überall einzuführen, veranlaßt wurden, z. B. in Persien, ist das neue Leben, welches in den Juden aufgeregt ward, unstreitig am merkwürdigsten. Die Juden nähmlich hatten nach ihrer Rückkehr aus der s. g. babylonischen Gefangenschaft (vergl. 116) unter der persischen Herrschaft in ruhiger Dienstbarkeit, nach dem Gesetze der Väter gelebt, und selbst der entstandene Zwist mit den Samaritanern hatte zur Erhaltung dieses, in der Fremde tief aufgegriffenen, Gesetzes mitgewirkt. Beym Verfalle des persischen Reichs hatte sich der Oberpriester, wie es scheint, ziemlich unabhängig von dem Landvogte gemacht.

Bey Gründung der makedonischen Herrschaft mögen auch sie gelitten haben durch die allgemeine Verwirrung. Nachmahls wurden sie zwischen Ägypten und Syrien hin und hergeworfen, und häufig nach Ägypten, nach Alexandria, verstreut. In den Kriegen, welche Antiochos der Große wider Ägypten führte, wirkten sie mit zu seinem Glücke, nicht ohne Nachtheil und Gefahr. Aber unter der syrischen Herrschaft erfuhren sie bald einen harten Druck. Die großen Schätze ihres Tempels reitzten die geldbedürftigen Könige; auch fanden sich Menschen die sich nicht scheueten, die Priesterwürde zu erhandeln und griechische Sitten zu begünstigen. Aber vor der gänzlichen Entartung, welche hereindrohete, bewahrte des Antiochos Epiphanes Gewaltthätigkeit, indem sie (J. 167) den Religionseifer aufregte und in den Makkabäern ein Heldengeschlecht erweckte, welches durch kühne und herrliche Thaten, ungeachtet alles Unglaubens, alles Mißtrauens und aller Verworrenheit im Volke selbst, dieses Volk zu einem höhern Sinn erhob und zu dem Gedanken der Selbständigkeit. Denn, wenn auch Matthatias ursprünglich nichts beabsichtigte als die Freyheit, seinem Gott auf seine Weise zu dienen: so kamen doch seine Söhne und Enkel, Judas, (J. 166) Jonathan (J. 161), Simon (J. 143), und Johannes Hyrkanus (J. 134), unter mannigfaltigen Kämpfen bis zu diesem Ziel. Aber ohne die innere Zerrüttung des syrischen Reichs und des seleukidischen Hauses, unter Antiochos Epiphanes und seinen Nachfolgern; ohne das mächtige Vordringen der Arsakiden im Parthischen Reiche (vergl. 325) seit Mithridates I. (J. 147 — 137), der das ganze syrische Reich zu zertrümmern drohete; und ohne die Theilnahme und die wiederhohlten Bünd-

nisse der Römer, welche die Juden gegen Syrien aufreizten und beschützten, — würde dieses Ziel schwerlich erreicht seyn. — Während aber Syrien auf solche Weise immer kleiner und schwächer wurde, ward das, durch Machtspruch, von dem syrischen Könige befreyete Ägypten unter des Epiphanes Söhne, Ptolemäos Philometor und Ptolemäos Physkon, getheilt, und durch Bruderkriege und Grausamkeiten aller Art immer tiefer hinabgewürdigt.

334. Aber in demselben Jahr, in welchem die herrliche Karthago und die erhabene Korinthos vor Roms Glück und Macht hinsanken, erhob sich unter den lusitanischen Spaniern ein Feind, der den Römern hätte zeigen können, was einst für sie von den Barbaren zu fürchten seyn würde, wenn sie solchen Gedanken hätten Raum geben mögen. Der Spanische Krieg überhaupt kann die Römer am besten zeigen, wie sie waren in ihrer Feindschaft. Je roher die Bewohner des reichen Landes zu seyn schienen, desto frecher glaubten die Römer unter ihnen ihren Lüsten, die sie vor altcultivirten Völkern jetzt noch etwas zähmen zu müssen meinten, nachgeben zu dürfen. Aber je grausamer, niederträchtiger, unmenschlicher (wessen Herz erbebt, wessen Haar sträubt sich nicht bey den Erzählungen römischer Gräuel in Spanien!) sie den Krieg der Unterjochung führten, und je habsichtiger sie den Sieg benutzten, desto hartnäckiger, desto erbitterter vertheidigten die unglücklichen Bewohner ihre Freyheit von Mark zu Mark; und kaum war das Feuer hier gelöscht, so loderte es dort wieder hoch empor. Das war Spaniens Unglück, daß es sich nie mit aller Kraft erheben konnte, weil es schon von den Römern in Besitz genommen war, ehe

es sich kennen lernte. Dennoch hatten seit den ersten Scipionen, welche wegen des punischen Kriegs nach Spanien kamen, seit hundert und siebenzig Jahren die Kämpfe nicht aufgehört; die ersten Männer Roms, wie Cato, Tiberius Gracchus der Vater, Metellus hatten sie geführt; und dennoch wurden dieselben erst jetzt recht gefährlich, als die Lusitanier, durch Galba's scheusliche Grausamkeit aufgereitzt, an dem herrlichen Viriathus einen Anführer erhielten, der sie durch Geist und Art zu vereinigen und für die Freyheit zu entflammen verstand, und als die Numantiner, von Roms Härte und Treulosigkeit bis zu dem erhabensten Entschlusse der Sterblichen gebracht waren, ehrenhaft zu leben oder ehrenhaft zu sterben. Viriathus stand acht Jahre lang siegreich den römischen Legionen gegenüber zwang die Römer zum Frieden, und würde vielleicht sein Vaterland vom Joche römischer Knechtschaft auf immer befreyet haben, wenn nicht der elende Cäpio die abscheuliche Kunst verstanden hätte, den Mann durch Meuchelmörder zu vernichten, (J. 140) den römische Legionen nicht zu besiegen vermochten. Numantia aber, Spaniens Zierde, reich in ihrer Armuth, stark durch ihre Tugend, und mächtig durch das heilige Bewußtseyn gerechter Sache, wurde selbst durch den Fall Lusitaniens nicht geschreckt. Vierzehn Jahre lang widerstand sie auf eine Weise, die man der Geschichte kaum zu glauben wagt, großen römischen Heeren. Dabey zeigte sie sich immer menschlich und groß den grausamen und treulosen Römern gegenüber. Und wenn es endlich dem Scipio, der durch Karthago's Brand an Zerstörung gewöhnt und durch die Grausamkeit gegen Lucia verhärtet war, gelang, sie durch Hunger zu ent-

kräftigen, so ging sie doch (J. 137) auf eine so erhabene Weise zu Grunde, daß der Sieger, ohne Ehre, ohne Beute, ohne Gefangene nur über den Nahmen Numantia triumphiren konnte.

Siebentes Kapitel.

Die Gracchen.

335. Also unterwarf Rom mehr und mehr die Welt; sie plünderte die Länder, zerbrach die Völker und sog sich voll an dem Blute Derer, die das Unglück hatten, ihr erreichbar zu seyn. Die großen Reichthümer, welche hierdurch in Rom zusammen gehäuft wurden, die verschiedenen Genüsse, Verfeinerungen, Sitten, Bräuche, Laster und Frevel, bildeten eine so entsetzliche Masse, daß eine starke Gährung nicht ausbleiben konnte. Die bewunderungswürdige Tugend und Kraft, welche römischen Männerseelen inwohnte, hätte das Höchste und Schönste des Menschenlebens erreichen mögen, wenn sie mit Sinn für Volk und Vaterland vereint gewesen wäre; da aber dieser Sinn fehlte, da man nichts Höheres kannte, als Rom, als Herrschaft und Gewalt: so mußte gerade diese Tugend und Kraft gegen Feinde zu grausamer Härte führen, gegen Freunde zu dünkelvollem Stolze, gegen Rom zu Herrschlust und Parteyung. Je weiter man durch die Waffen die Völker bezwang, je mehr man die Bezwungenen durch römische Gesetze und Rechte, Sprache und Art zu ver-

nichten, zu verrömern suchte, und dadurch alle Tugend und Kraft erstickte, je verkehrter man endlich in der Verwaltung der s. g. Provinzen war, denen die abgegangenen Prätoren und Consulen mit einer Gewalt vorgesetzt wurden, die ihnen erlaubte, für Roms Zwecke und zu eigener Bereicherung den Unterworfenen auch das Letzte abzupressen: desto weniger konnte das Verderben von Rom entfernt bleiben, desto zerrütteter und verwirrter mußte Alles, desto ungleicher mußte das Vermögen werden, desto greller der Gegensatz zwischen den erlauchten und dunkeln Familien, desto gewaltiger der Senat, desto beschränkter die bürgerliche Freyheit. Diejenigen, welche das Glück hatten, entweder durch das alte Ansehen ihres Hauses, oder durch Geist und Geschick aus der Plebs zur Nobilität emporgekommen, sich auf Kosten der eroberten Provinzen bereichern zu können, erdrückten die kleinen Freyen immer mehr, erhielten sich hierdurch (denn die Bestechungen waren vortrefflich erleichtert) auf ihrer Höhe, und erfüllten Rom und Italien mit wenigen mächtigen Herren, mit einem hungrigen und feilen Pöbel und mit einer schrecklichen Menge Sclaven; eine furchtbare Zerrüttung der Sitten, eine Auflösung der edelsten Verhältnisse des Lebens war die nothwendige Folge: das römische Volk schien, nachdem es die Völker besiegt und die Welt erobert hatte, ohne Habe, ohne Würde, ohne Haus, ohne Altar. Das geht aus den einzelnen Erscheinungen dieser Zeit unläugbar hervor, wenn wir gleich nicht gehörig unterrichtet sind über den innern Zustand Rom's, daß Rom baldiger Hülfe bedurfte, oder daß sie in sich selbst zu Grunde gehen mußte.

336. Solcher Hülfe schien sie von dem edlen Sinne des Tiberius Sempronius Gracchus zu erwarten; solche Hülfe zu bringen, trieb diesen seine große Seele. Denn, wenn man des Tiberius Familienverhältnisse und früheres Leben betrachtet, so scheint es keinem Zweifel unterworfen zu seyn, daß er nichts gewollt habe, als eine Verbesserung des jammervollen Zustandes in Rom und Italien; und wenn man auch zugäbe, er sey dadurch zum Kampfe gegen den Senat und die Erlauchten gereitzt worden, daß jener einen gerechten Vertrag, den Gracchus mit den Numantinern geschlossen hatte, frech brach, und ihn selbst gern aufgeopfert hätte, wenn er nicht von der Menge beschützt worden wäre: so folgt daraus nichts gegen die Reinheit seiner Absicht. Aber in menschlichen Verhältnissen ist das Mittel, welches zuverläßig zum Zwecke führt, um so schwerer zu finden, je verwickelter sie sind, und Derjenige, der sie zu bestimmen strebt, wird nicht selten von ihnen fortgerissen. Wer gerecht seyn will, der muß auf den Anfang sehen; für die spätern Schritte ist jeder nur in sofern verantwortlich, als sie frey sind. Könnte man daher auch unmenschlich genug seyn, zu behaupten, daß die Fortdauer eines Staats immer wünschenswerth sey, gleichviel wie nichtswürdig und abscheulich das Leben desselben seyn möge: so würde man doch dem Tiberius keinen andern Vorwurf zu machen berechtigt seyn, als daß er sich über die Zeit, und vielleicht über die Natur gewöhnlicher Menschen betrogen habe; wie viel weniger wird man es thun, wenn man ein Leben ohne Freyheit und Menschlichkeit, ein Leben voll Elend, Jammer, Üppigkeit, Untugend und Verruchtheit des Unterganges werth hält. Also mag wahr seyn, daß der Stoß, welchen Gracchus den römischen

Verhältnissen gab, fortgewirkt habe bis zur Auflösung des Ganzen; aber sehr thöricht wäre, zu glauben, diese Auflösung sey durch denselben bewirkt worden. — Allerdings war es ein großer Mißgriff des Tiberius Gracchus, daß er als Tribun (im J. 133 n. R. E. 621) noch ein Gesetz wegen Beschränkung des Landbesitzes, vorzubringen wagte, für welches schon Licinius Stolo, vor zwey hundert Jahren, den härtesten Kampf zu bestehen gehabt hatte (vergl. 301): aber eine gründliche Heilung der faulen Wunde war nothwendig; und gewöhnlich ist eine durchgreifende Maßregel nicht schwerer geltend zu machen, als eine kleine Veränderung, welcher sich Vortheile und Vorurtheile entgegenstemmen. Der Widerstand, welchen Tiberius von seinem Mittribunen, Octavius Cänina, fand, dessen knechtischer Sinn durch die Kunstgriffe der Senatoren gewonnen ward, reitzte seine große Seele, und zwang ihn um so stärker, über die Gränze des Rechts zu gehen, da der Sclavenaufruhr, unter Eunus in Sicilien, so stark an das Elend der Zeit mahnte. Das Ableben der wahnsinnigen Attalos III. von Pergamos (J. 133), der den Römern sein Reich (aber wahrlich nicht zu ihrem Glücke) vermacht haben sollte, gab ihm eine neue schöne Gelegenheit, den Aristokraten, deren unbürgerliche Denkungsart und unredliche Verfahrungsweise ihn immer mehr kränken mochte, wehe zu thun. Indeß ist nicht zu läugnen: die Ausführung seiner Gesetze mußte ungeheuere Schwierigkeiten finden. Deßwegen mögen manche Aristokraten, und selbst Scipio Nasica, wohl nicht gerade unedle Absichten bey ihrem heillosen Kampfe gegen den Freund der Freyheit und Menschlichkeit gehabt haben. Aber daß die gewaltthätige Art, mit welcher Tiberius, der geheiligte

Plebstribun, ermordet wurde, nothwendig war, das zeugt am schwersten wider die Aristokraten, und war der sicherste Beweis, daß mit dem Tiberius Gracchus nicht seine Gesetze vernichtet seyn würden.

337. Der tiefe, aber ganz verschiedene Eindruck, den der blutige Frevel auf die verschiedenen Classen des Volks machte: die Ungewißheit, das Schwanken, das Mißtrauen überall; die Fortdauer der Commission, welche die Vertheilung der Äcker besorgen sollte; die Gereiztheit der Vornehmen, die sich in Scipio (dem zweyten Afrikaner) so laut aussprach; das Bewußtseyn, welches die Tribunen von ihrer Stärke erhielten, (J. 131 erhielten sie Sitz im Senat?) die Gährung unter den Gemeinen, die Unruhen durch ganz Italien wegen der Landvertheilung — Alles dieses zu der Art, wie der Senat die Freunde der Gemeinen, die Tribunen aber die Senatoren behandelten und kränkten, (die Ermordung des Scipio gibt ein großes Beyspiel), mußte bald eine Erneuerung der Vorschläge des Tiberius Gracchus, und eine Erweiterung derselben herbey führen. Der Bruder des Tiberius, Cajus Sempronius Gracchus, übernahm es, das Werk desselben zu vollenden. Es mag seyn, daß dieser Cajus, in seinem kräftigen Gemüth von dem Schicksal seines geliebten Bruders ergriffen und durch die Art, mit welcher man ihn, den Gefürchteten, unschädlich zu machen strebte, gereitzt, zu dem Unternehmen, welches er als Plebstribun (J. 123) versuchte, mitveranlaßt sey; es mag gleichfalls seyn, daß er in der Heftigkeit seines Wesens, im Bewußtseyn seines Werths und in der Fülle seiner Kraft, dem Widerstande gegenüber, weiter gegangen, als er gesollt hätte: aber das scheint auch keineswegs zu bezweifeln, daß seine

Absichten ursprünglich rein und sein Sinn gut und edel gewesen; es scheint keineswegs zu bezweifeln, daß Cajus, durch die Verhältnisse zu seinem Unternehmen aufgerufen, ja gezwungen worden, und daß auch ohne jene persönlichen Rücksichten im Ganzen geschehen seyn würde, was geschehen ist. Aber gelingen konnte sein Versuch so wenig, als der seines Bruders: der Gang des Menschenlebens war über einen solchen Republikanismus, als sie beabsichtigten, hinaus; das römische Volk war dafür verdorben, und darum dienten die Unruhen nur dazu, die Auflösung des alten Zustandes zu beschleunigen. Unter allen seinen Gesetzen konnte den Erlauchten kein einziges gefallen; das beweiset zwar nichts gegen ihren Werth, aber beweiset, daß kein einziges ohne Erschütterung durchgesetzt werden konnte.

338. Außer dem Gesetz wegen Vertheilung der Staatsländereyen war unstreitig das Wichtigste, daß er den Bundesgenossen das Bürgerrecht ertheilen wollte; aber dieses Gesetz war schon früher durch den Consul M. Fulvius Flaccus (J. 129) in Anregung gebracht, und konnte daher von ihm nicht übergangen werden. Allein dieses Gesetz konnte auch, bey dem Mangel an volksthümlichem Sinn in Rom, und bey dem uralten Streben nach Herrschaft und Gewalt, nur Unruhen und Gefahr bringen. Andere Gesetze waren tief gedacht, wie das, durch welches die Gerichtshöfe allein mit Männern von ritterlichem Stande besetzt werden sollten; andere waren vortrefflich für Freyheit und gute Ordnung; andere wenigstens nicht unbillig; endlich andere wohl nur auf die Gunst des großen Haufens berechnet, wenigstens konnten sie leicht so

gedeutet werden. Von welcher Art sie aber auch seyn mochten: sie erhielten kein Leben. Der Senat verstand die Kunst, den Gracchus zu entfernen, ihn durch einen Mittribunen, Livius Drusus, zu überbiethen, ihm hierdurch die Volksgunst zu entziehen, ihn endlich frevelhaft, in einem großen Aufstande, nebst 3000 seiner Anhänger zu vernichten (J. 121). Also siegte die Kühnheit, die kein Blut und kein Verbrechen scheuete. Aber wenn durch des Gracchus Ermordung auch möglich ward, seine Gesetze zu umgeben, zu untertreten, aufzuheben, so konnte man doch weder im Allgemeinen die Erinnerung vernichten, noch besonders den Bundesgenossen den Anspruch, den sie durch so viele Aufopferungen von Gut und Leben auf das Bürgerrecht zu haben glaubten, wieder entreißen; die Gründe für denselben waren zu deutlich zu ihrem Bewußtseyn gekommen und zu bestimmt ausgesprochen. Daher gewannen die Nobiles wohl an Furcht, aber nicht an Macht; daher war der Tempel, welchen der Consul Opimius (fast höhnisch) der Eintracht errichten ließ, nichts als eine steinerne Masse; daher dauerte die Ungewißheit, die Zerrissenheit, das Schwanken fort; und auch Solche, die minder edel waren als die Gracchen, die nur sich wollten und ihre Leidenschaften, konnten von nun an leicht eine Menschenmasse gewinnen, durch welche Vieles zu bewirken war. In der That: hätten die Gracchen geahndet, daß sie ihren Zweck nicht erreichen, daß sie aber schlechtern Männern so gefährliche Mittel bekannt machen würden, sie möchten ihr Mitleiden mit dem Elende der Menge, und ihren Unwillen über den Mißbrauch der Gewalt wohl tief in ihre Brust zurückgedrückt haben. Von nun an lösete sich das römische Volk

mehr und mehr in Parteyung auf; der Römer glaubte nur in den Waffen Sicherheit vor Römern zu haben; deßwegen mußte, nachdem in den unglückseligen Bürgerzwisten die Kraft gebrochen, die Tugend verlockt, die Sitten vernichtet und Alles ermüdet war, alle Gewalt in die Hand Dessen kommen, der entweder die mächtigste Partey zu gewinnen, oder doch die seinige am kräftigsten und besonnensten zu gebrauchen verstand.

Achtes Kapitel.

Marius; Jugurthinischer und Cimbrischer Krieg.

339. Einige Jahre nach diesen Vorfällen, die nur in scheinbarer Ordnung hinliefen, zeigte sich an einem großen Beyspiele, wie auswärtige Fürsten von Rom dachten, und wie in Rom, ungeachtet verhindernder Gesetze, die Verdorbenheit, die Üppigkeit, die Feilheit überhand nahm. Masinissa's Sohn, Micipsa, hatte sein Reich getheilt zwischen seine beyden Söhne, Hiempsal und Adherbal, und einen unehelichen Neffen, Jugurtha, der unter Scipio gegen Numantia gekämpft, dort großen Geist und große Thätigkeit bewährt, die Freundschaft der Römer errungen, aber auch ihre Art, ihren Sinn, ihre Habsucht und Feilheit kennen gelernt hatte. Hierdurch wurde das Unglück vorbereitet, das über Masinissa's Haus kom-

men sollte, und das von ihm, durch sein Betragen gegen Karthago und durch seinen knechtischen Sinn, ohne Besonnenheit und Redlichkeit, für Rom, schwer verschuldet war. Denn Jugurtha, dem nichts heilig war, mißbrauchte große Gaben auf die nichtswürdigste Weise. Vertrauend auf seine Kenntniß der Römer, verfolgte er rasch seinen Plan, die heftigen, aber schwachen und verzagten Vetter zu vernichten, und Masinissa's ganzes Reiches zu beherrschen. Und als er den einen meuchlerisch ermordet hatte, und als hierauf der andere den römischen Senat um Hülfe gegen den heillosen Menschen anflehte: da gelang dem Jugurtha, acht volle Jahre (vom J. 118—109) durch fortgesetzte Bestechungen bald die Commissarien, welche in Afrika die Sachen untersuchen und entscheiden sollten, zu seinem Vortheile zu bestimmen, bald in Rom selbst sich eine große Partey zu machen, bald die Consulen, die ihn bekriegen sollten, zur Unthätigkeit, zu Verrath und Schande zu verlocken. Also ging er weiter und weiter in seinem Frevel, immer mehr überzeugt, daß er in Rom unter den Vornehmen mächtige Menschen finden müßte, die ihn für Geld an der verdienten Züchtigung vorüberführen würden. Und wenn nicht der feurige und beredte Plebstribun, L. Memmius, der an Geist und Sinn den Gracchen ähnlich war, zum Beginn und zur Fortsetzung des Kriegs, durch Erregung und Aufklärung der Menge, gedrungen hätte, und wenn sich Jugurtha in Rom selbst, eines gar zu plumpen Verbrechens hätte enthalten können: so würde dieser elende Senat, dessen Ehre einzelne großgesinnte und vortreffliche Männer nicht retten können, dem gefährlichen Feinde so lange Alles

verziehen haben, als er seinen Golddurst zu stillen Kraft oder Willen behalten hätte.

340. Der Krieg wider Jugurtha ward erst mit Ernst geführt, als Q. Metellus die Anführung erhielt (J. 109). Da zeigte sich aber auch, was bisher für Jugurtha gestritten hatte. Denn Metellus war erhaben über die Habsucht der meisten Römer; dabey war er thätig, umsichtig, ernst sowohl in Herstellung der Ordnung in dem verwilderten Heer, als bey seinen Unternehmungen. Überhaupt würde dieser Mann eines reinen Lobes würdig seyn, wenn nicht seinen Geist das gemeine Übel der Nobilität niedergehalten hätte, hochmüthiger Ahnenstolz und Geringschätzung plebejisches Verdienstes. Hierdurch hat er höchst unglückselig gewirkt; denn hierdurch reitzte er während des Kriegs wider Jugurtha, einen Mann, der durch seinen Geist und seine Kraft dem gemeinen Wesen unendlich wichtige Dienste hätte leisten mögen, zu unversöhnlichem Haß gegen die Nobilität, zu furchtbarer Rache, zu verderblichen Parteyanschlägen. Dieser Mann war sein Unterfeldherr C. Marius, von dunkler Geburt, von rauhen Sitten, ohne gelehrte und feine Kenntniß, aber ein Mann von großen Gaben, von altrömischer Tugend, und von ursprünglich edler Gesinnung. Denn C. Marius hatte allerdings den Sinn der Gracchen, den wohl jeder edle Mensch jener Zeit theilte, aber er hatte sich in seinem frühern Leben wohlwollend, gemäßigt, bescheiden gezeigt. Im Gefühl seiner Kraft jedoch, seiner Tugend und seiner Verdienste strebte er zur höchsten Würde; vorzuwerfen war ihm nichts, als seine Herkunft: wie hätte ihn die höhnische Kränkung nicht in tiefster Seele erbittern sollen, mit welcher ihn Metellus, den er doch

redlich und brav unterstützt hatte, von der Bewerbung um das Consulat zurückzuhalten suchte! Aber bey der Stimmung, in welcher das Volk in Rom seit den Gracchen war, bey dem Unwillen gegen die üppige, habsüchtige, verschwenderische und grausam = trotzige Nobilität, war nur nöthig, daß er die Bewerbung wagte, und freymüthig und kräftig die Sachen zeigte, wie sie waren, um das Consulat zu erhalten. Er erhielt es (J. 107) und hatte den Triumph, zum Nachfolger des Metellus bestellt zu werden. Da bildete Marius sein Heer aus den Geringsten (capite censis) des Volks; diese folgten gern und die höhern Classen ließen die unbeschreiblich wichtige Neuerung auch gern geschehen, weil sie vielleicht nicht begriffen wie gefährlich ihnen die Waffen in der Hand dieser Menschen werden konnten, die ganz an ihrem Führer und nicht am gemeinen Wesen hingen, und weil sie es bequem finden mochten, die Last des fernen Kriegs von sich abzuwälzen. Von diesem Augenblick an war die Herrschaft der Nobilität vernichtet, und die der Feldherren entschieden. Der Krieg gegen Jugurtha aber war noch sehr hart, und Marius bezwang ihn mehr durch des L. Cornelius Sulla schlaue Kunst, die den König Bocchus von Mauritanien, Jugurtha's Schwiegervater und Verbündeten, zum Verräther zu machen wußte, als im offenen Kampf (J. 106). Aber gerade der Ruf, den sich der patricische, feine, gelehrte, geistreiche, üppige, verschwenderische und ehrgeitzige Sulla bey diesen, wahrhaftig nicht eben ehrenvollen, Verhältnissen erwarb, nährte den Haß in des Marius aufgeregter Seele gegen die Aristokraten, und bereitete künftige große Ereignisse vor. Übrigens war Jugur-

thas Schicksal schrecklich, obgleich wohl verdient. Sein Reich wurde getheilt.

341. Aber noch ehe dieser Krieg geendigt wurde, nahete sich für Rom und alle Bildung der alten Welt eine unerhörte Gefahr. Aus unbekannten Gegenden des dunkeln Nordens, der die Menschen nicht nähren konnte, die er erzeugte, zog ein großer Schwarm eines furchtbaren Geschlechts heran zu des Südens Licht und Leben. In demselben wurden Cimbrer, Teutonen und Ambronen unterschieden; die Tiguriner schlossen sich später an, wie vielleicht noch andere. Ohne Zweifel gehörten diese Menschen meist zu dem großen Volke der Deutschen, das, durch ein Übermaß eigenthümlicher Kraft gedrängt, sich nach höherer Bildung sehnte und dazu einer Berührung mit den Erben früherer Cultur bedurfte. Aber die Verhältnisse mit den Römern sind eben so wenig klar, als ihre Herkunft und ihr Zug. Nachdem sie zuerst (J. 113) den Consul Cn. Papirius Carbo bey Noreja gezüchtigt hatten, zogen sie durch Helvetien nach Gallien. Dort hatten die Römer, von den Massiliern (J. 124) zu Hülfe gegen ihre Feinde, die Salyer gerufen, eine Provinz an sich gebracht und Colonien zu deren Schutz angelegt. An der Gränze derselben forderten die Barbaren, für Faust und Waffen, Land. Als sie dieses nicht erhielten, da schlugen sie nach einander die Consulen M. Silanus (J. 109), M. Cassius Longinus, Servil. Scäpio und Cn. Manlius (J. 105) auf die fürchterlichste und schimpflichste Weise. Da entstand ein ungeheurer Schrecken und eine Noth in Rom, aus welcher keine Nobilität, sondern nur unverzagter Geist und unermüdlicher Heldensinn retten zu können schien. Daher bewarb sich kein Mann, der auf seine Geburt

zur Zeit des Genusses getrotzt haben würde, um das Consulat: feig zitterte die Nobilität. Also erhielt Marius, der Bezwinger Jugurtha's, er, der Emporkömmling, die Sehnsucht der Gemeinen und der Haß der Nobilität, (J. 104) abwesend die höchste Würde zum andern Mahl, damit er Gallien, Rom, alle alte Bildung vertheidigte. Die Barbaren waren nach Spanien gegangen; in Rom aber blieb die Furcht; also erhielt Marius zum dritten und vierten Mahl das Consulat (J. 103 und 102), und zugleich Zeit, sein Heer durch strenge Ordnung, und scharfe Zucht, durch Wort, Lehre und Beyspiel zu der drohenden Entscheidung vorzubereiten. Der Entwurf der Deutschen, als sie aus Spanien zurück kamen, war groß: sie wollten von zwey Seiten in Italien eindringen; aber die Unkunde der Länder betrog sie; darum gereichte die Trennung, die ihnen heilsam seyn sollte, zu ihrem Verderben. Als Marius, in seinem vierten Consulat, das Glück gehabt hatte, die Teutonen bey Aquä Sextiä, unter ihrem gewaltigen König Teutoboch, zu vernichten, da konnten ihm, im fünften Consulat die Cimbern, (die unterdeß durchs Noricum mit bewunderungswerther Kühnheit in Italien eingedrungen waren, aber sich dann unter dem schönen Himmel, im Genuß von Brod, Fleisch und Wein etwas vergessen hatten,) nicht widerstehen, so schrecklich auch der Kampf war, in welchen sie (J. 101) den Römern deutsche Art und deutschen Sinn bewiesen. Das ist nicht zu läugnen: Marius war der Retter Italiens und Roms, und konnte als der zweyte Gründer der ewigen Stadt betrachtet werden; Er verdiente die Vergötterung, die er fand, und alle spätere Zeiten verdanken ihm viel.

342. Aber dieses hohe Glück verblendete den Marius; er verlor, was der große Mann nie verlieren darf, Besonnenheit, Mäßigung, Selbstbeherrschung. Allerdings mag sein ungestümer Geist auf mannigfache Weise, durch die Händel in Rom, gereitzt, und der Ingrimm, den Metellus in seine Seele gesetzt hatte, genährt seyn; allerdings möchte wohl wahr seyn, daß Marius, als einer der edelsten Menschen in der Geschichte glänzen würde, wenn er nicht das zerreißende Gefühl gehabt hätte, andere wähnten durch blindes Glück über ihm zu stehen, die er an Tugend und Kraft weit hinter sich wußte: aber gerade das, daß er dieses Gefühl nicht los werden konnte, daß er der Leidenschaft erlag, daß er mit dem Glück haderte, und über seine Ehre das gemeine Wesen vergessen konnte, hat ihn um den Ruhm eines großen Mannes gebracht, wiewohl er doch oft härter, als billig, gerichtet ist. Die Art, wie Marius sich zum sechsten Mahl (J. 100) um das Consulat bewarb, und wie er dasselbe erhielt; seine Verbindung mit dem abscheulichen Plebstribunen Apulejus Saturninus und dem Prätor Glaucia; die heillosen Auftritte, welche hierauf in Rom Statt fanden: Alles dieses zeigte von neuem den zerrütteten Zustand des gemeinen Wesens, das sich mehr und mehr in Parteyungen auflöste, und vor den Leidenschaften verschwand; es zeigte die Feigheit des Senats, aber es zeigte auch schon, wie verderblich die Waffen in der Hand eines besitzlosen Pöbels sind. Das Betragen des Marius bey diesen Auftritten ist schwer zu beurtheilen. Fast scheint es, er habe von Anfang an nicht recht gewußt, was er wollte; und da Saturnin über alle Gränzen hinauszustreben schien, weil er gar keine

Gränze achtete, so mochte ihm bange werden in der ungeheuern Gesellschaft. Was ihn aber auch zu dem Schwanken bewogen haben mag: er konnte, eben weil er zweydeutig war, bey keiner Partey gewinnen. Selbst das Ziel, welches er mehr erstrebte, als seine eigene Herrschaft, die Demüthigung der Nobilität, mußte er auf diese Weise verfehlen; und der verhaßte Metellus mußte gegen ihn gewinnen, weil nur der die Menschen hat, der fest an Einem hält. Daher war sehr natürlich, daß Saturnin zu Grunde ging, daß Marius das Feld räumte (J. 99), und daß der vertriebene Metellus zurückgerufen wurde.

Neuntes Kapitel.

Sulla und seine Zeit.

343. Wiederum einige Erhohlung, aber keine Ruhe. Aus dieser Zeit wissen wir, weniger, aber genug, um die fortdauernde Gährung zu bemerken, und ein Vorgefühl herannahender Stürme zu erhalten. Einiges geschah, welches vom Fortschritte der Einsicht und des wissenschaftlichen Geistes zeugt; auch wurden Versuche gemacht, leidenschaftlichen Veränderungen vorzubeugen, und die Weisen der Väter so viel als möglich zu erhalten. Aber es geschah auch genug, um die Gemüther zu erhitzen. Besonders wurden die Italischen Bundesgenossen gereitzt, die, immer tiefer durchdrungen von dem Gefühl, das Bürgerrecht verdient zu haben, mit

welchem einige Parteyhäupter in Rom sie stets zu verlocken suchten, mehr und mehr (besonders aber seit dem Gesetze vom J. 96) zu der Überzeugung kamen, daß sie nur mit Gewalt würden erzwingen können, was die Ungerechtigkeit der Römer ihnen vorenthielt. Aber in diesen Reibungen und bey diesen Forderungen, die man vor sich selbst und der Welt rechtfertigen mußte, erhoben sie sich zu Ideen, unter welchen die Römer, die durch ihre stadtthümliche Herrschsucht niedergehalten wurden, immer geblieben sind. Silo Popädius und seine Freunde faßten den Gedanken eines italischen Volks, vor welchem Rom, die Besiegerinn Afrika's und Asiens, als unbedeutend erscheinen mußte. In diesem Gedanken stand Popädius höher als einer der Römer; durch ihn aber gelang ihm, weil das Große, welches zugleich wahr ist, die Gemüther der Menschen ergreift, Verbindungen unter allen Volksstämmen Italiens anzuknüpfen. Unter solchen Umständen trat als Plebstribun in Rom Livius Drusus auf. Die Handlungsweise dieses jungen Mannes von edlem Geschlecht ist zwar entgegengesetzter Deutung fähig; man wird aber nicht gezwungen, die Reinheit seiner Absichten zu bezweifeln. Die Gewaltsamkeit der Verhältnisse, in welchen er persönlich zu Cäpio, und in welchem Senat, Ritter und Volk zu einander standen, nöthigte ihn, weiter und weiter zu gehen. Also kam er (J. 91) zu Erneuerung des verhaßten Vorschlags: den Bundesgenossen das wohlverdiente Bürgerrecht wirklich zu ertheilen. Hierauf gelang zwar dem Senat, ihn selbst zu vernichten; aber dieselbe Fackel, die ihn verzehrte, zündete den Brennstoff an, der durch ganz Italien verbreitet war, und ein furchtbarer Aufruhr flammte empor. Eine neue

Republik stand da; Corfinium trat Rom gegenüber, und ein Krieg (der marsische oder der Bundesgenossenkrieg) brach aus, für Rom doppelt gefährlich, weil die Feinde ihr an kriegerischer Bildung gleich waren. In der That ist kaum zu begreifen, wie Rom den Krieg nur noch mit einigem Erfolg hat führen können, wenn gleich der Römersinn, der die Herrschaft der Stadt behaupten wollte, und darum innere Zwiste bey äußerer Gefahr unterdrückte, dann die Gewohnheit, hier, zu herrschen, dort, zu dienen, ferner die Kriegserfahrenheit der römischen Feldherren, hierauf die Verschiedenheit der italischen Stämme, die sich nur durch ein loses Band gegen Rom vereinten, und endlich der Tod des großen Silo Popädius, Vieles erklären. Obsiegen jedoch konnte auch Rom nicht. Sie mußte, nach einem mehrjährigen verheerenden und unbeschreiblich gräuelhaften Kriege die Forderungen der Bundesgenossen bewilligen; aber sie war klug genug, dieses nach und nach auf eine so gute Art zu thun, daß die Siegesfeyer nicht allzu lügenhaft erschien. Auf jeden Fall war diese Ertheilung des Bürgerrechts an die Italier, ungeachtet die neuen Bürger in 8 oder 10 besondere Tribus vereint wurden, für das Römerthum höchst gefährlich, ohne daß für ein italisches Volksthum etwas damit gewonnen wäre.

344. Aber dieser Kampf in der Nähe dauerte noch fort, als sich in der Ferne ein neuer großer Krieg entspann, der die Endigung desselben beschleunigen mußte. In Kleinasien, in der Provinz Pontos, hatte sich seit Alexanders des Großen Eroberung ein Reich gebildet, dessen Könige ihrer dunkeln Unbedeutsamkeit dadurch einiges Ansehen gaben, daß sie sich dem alten Hause der

Achämeniden, welches der Makedonier vom persischen Thron gestürzt hatte, anzureihen pflegten. Seit etwa dreyßig Jahren (seit dem J. 120 ?) saß auf dem Thron dieses Reichs, und jetzt in der vollsten Kraft des Lebens, Mithradates (geboren im J. 132 ?), ein Mann, der durch seinen Geist, durch seine Kühnheit in Entwerfung großer Plane, durch seine Entschlossenheit in der Ausführung derselben, und durch seinen unendlichen Haß gegen die Römer, welche der Welt allgemeine Knechtschaft droheten, und, während sie die überwundenen Asiaten übermüthig mißhandelten, ihn selbst mit arglistiger Späherey umlauerten, den Beynahmen des Großen vor vielen andern verdient hat, die ihn führen. Durch sein früheres Leben, durch seine Kriege und seine Reisen, waren seine Entwürfe gegen die Römer vorbereitet; seine Hoffnungen gründeten sich auf große Verbindungen und auf die Gewißheit, daß die Gesinnung der Welt gegen Rom war; die Bedrängniß aber, in welche Rom durch den Bundesgenossenkrieg gerieth, kam ihm ungemein gelegen. Denn gerade um diese Zeit wurde er, auf Betrieb der Römer, durch den dienstbaren König Nikomedes von Bithynien zum Zuschlagen gereizt und gezwungen. Die Macht, mit welcher er hierauf zu Land und Meer erschien, die Schnelligkeit, mit welcher er den Bithynier, wie die römischen Feldherren schlug, ganz Kleinasien unterwarf und Griechenland bedrohete, die Art, mit welcher er die gefangenen Römer behandelte und der nachmahlige furchtbare Befehl, alle Römer in Kleinasien zu erwürgen, zeugen eben so sehr von seinem Entschluß und von seinem Geist, als die Freudigkeit, mit welcher die Erwürgung der Römer vollbracht ward, von

der tiefen Erbitterung der Völker gegen ihre Unterjocher und von dem Verfahren der Letztern. Seit Hannibal hatte Rom keinen solchen Feind gehabt; aber Mithradates schien viel gefährlicher werden zu können, weil er auf einem festern Grunde stand, und noch mehr gegen Rom hatte als seinen Geist und seinen Grimm. Also war wohl gut, in Italien Ruhe um jeden Preis zu erkaufen, damit Mithradates, der von leichtsinnigen Griechen mit Sehnsucht erwartet, und bald mit brausendem Jubel als Befreyer von der Sclaverey der frühern Befreyer empfangen wurde, nicht mit verstärkter Macht nach dem verwirrten Italien kommen, und sich mit Rom's Feinden verbinden möchte. Aber das Ende des marsischen und der Anfang des Mithradatischen Kriegs wurden durch ein gräßliches Zwischenspiel in Rom selbst blutig und folgenreich, bezeichnet.

345. Es war natürlich genug, daß der Senat die Anführung eines solchen Kriegs, wie der gegen Mithradat, gern dem Sulla zuwandte: Kraft und Einsicht fehlte diesem patricischen Mann nicht; mehrmahls hatte ihn das Glück seltsam begünstigt, besonders im Jugurthinischen und im marsischen Kriege, und durch unerhörte Schauspiele und durch Lindigkeit gegen die Soldaten und durch andere verführerische Künste hatte er die Gunst des Volks zu gewinnen gesucht. Aber es war eben so natürlich, daß der alte Marius, der Retter Roms und Italiens, es nur mit dem schmerzlichsten Unwillen bemerken konnte, daß ein Mann aus der Nobilität, der ihm mehrmahls seinen Ruhm geschmälert und seine Triumphe verkümmert hatte, ihm vorgezogen werden, und ihn um die schöne Gelegenheit, die Ehre seines Lebens zu retten, bringen sollte: und weder seine grimmige See-

le noch die Verdorbenheit der Zeit, erlaubten ihm, die Kränkung mit Würde zu ertragen. Je ausgezeichneter aber beyde Männer waren, desto verderblicher mußte ihre Zwietracht werden, desto heilloser ihre Leidenschaftlichkeit wirken; und sie mußten gerade nach einem so schrecklichen Kriege, der so viele edle Männer, welche die Freyheit hätten vertheidigen mögen, vernichtet hatte, dreyfach und vierfach verderblich werden und heillos wirken; übrigens war der stürmisch zufahrende alte Marius dem feinen und heuchlerischen Sulla, der scheinen konnte, was er zu scheinen wünschte, in einem fortgehenden Kampfe, keineswegs gewachsen. Die Art, wie Marius den Sulla aus seiner Würde zu verdrängen trachtete; seine Verbindung mit dem achtbaren Plebstribunen Sulpicius, den heftiger Ingrimm gegen die Nobilität unaufhaltsam fortriß und mit dessen höhnischem und gewaltthätigem Antisenat; die fürchterlichen Auftritte in Rom; Sulla's Kunstgriffe, sein Heer zu verführen; sein Zug mit 6 Legionen von Nola aus wider die Stadt, der erste, der ungeheure, aber wohlberechnete; die vergebliche Vertheidigung Roms gegen die kalte Entschlossenheit des Sulla, die selbst nicht von dem Gedanken zurückbebte, Rom zu verbrennen; sein unglückseliger, blutiger Sieg; seine willkührlichen Verhandlungen mit Volk und Senat — Alles dieses waren Erscheinungen, welche, bey den fortdauernden Unruhen in Italien, und bey der Gefahr vor Mithradat, den fortgehenden Verfall, die Verworrenheit, Zerrüttetheit, Verdorbenheit Roms unverkennbar bewiesen und den Ausgang verkündigten. Einiges jedoch richtet auch unter diesen Freveln das menschliche Gemüth auf, oder erfüllt die Seele mit großen Gedanken über die Macht des Geistes und über die

Schicksale der Völker: wie der alte Mucius Scävola, oder der siebenzigjährige Marius auf seiner abenteuerlichen Flucht, in Minturnä und über den Trümmern Karthago's. Was aber die Anordnungen des Sulla betrifft: so ist kaum zu glauben, daß er etwas von ihnen gehofft habe; vielmehr scheint sein kaltberechnender Geist die Nothwendigkeit erkannt zu haben, daß zuerst der furchtbare Feind der römischen Herrschaft, der sich schon Herr von Griechenland und von fast allen Inseln zu seyn rühmte, bewältigt werden müsse, und daß es, um in Rom allgewaltig zu werden, und volle Rache zu üben an ständischen und persönlichen Feinden, gut seyn werde, das Volk, welches noch nicht reif genug war, noch mit neuen Verwirrungen zu umstricken und zu lähmen. Auch ließ der Sieg über Mithradat das nöthige Geld (durch Raub und Plünderung) für größere Zwecke in Rom hoffen. Also zog er (als Proconsul) wider diesen, und wie es schien mit ganzer Seele, und einzig von dem Gedanken getrieben, den Mithradat zu bezwingen. (J. 87).

346. In dem Kriege zeigte Sulla eben so viele Kühnheit als Einsicht, und überhaupt die schönsten Gaben des Geistes, aber auch die Kälte seiner Brust. Die unglückliche Athen, von Mithradat mit List genommen und hartnäckig vertheidigt, ward (J. 86) unter schrecklichen Gräueln durch Sulla erobert. Hierauf fiel eine Schlacht in Böotien, unweit Chäroneya, und eine andere bey Orchomenos, mit Archelaos, des Mithradats Feldherrn. Die Nachrichten von diesen Schlachten sind zum Theil fabelhaft; indeß ist wohl gewiß, daß Sulla sie, mit einer weit geringeren Macht, rühmlich bestanden ha-

be. Während aber Sulla mit Erfolg in Griechenland kämpfte und heiliges und gemeines Gut, aus Noth und Lust, grausam raubte und rauben ließ, wurden Roms Bürger durch den Geist, welcher die zerrüttete, zertretene und versclavte Welt rächen wollte, in neuer Wuth ihrem Schicksal entgegen getrieben. Die neuen italischen Bürger strebten, ihr errungenes Recht weiter auszudehnen, und in die alten Tribus aufgenommen zu werden. Der Consul L. Cornelius Cinna, von jenem Rachegeist ergriffen, nahm mit Heftigkeit ihre und die Parten der Anhänger des Marius. Sein College Octavius, welcher die Nobilität vertrat, vertrieb ihn zwar aus Rom; jedoch nicht ohne viel Bürgerblut, aber hierdurch ward er nur furchtbarer, weil ihm nicht schwer ward, ein Heer zu gewinnen, und weil Die zu ihm standen, deren Sache er zu führen schien, besonders nachdem der alte Held zurückgekommen war, dessen Anblick die Gemüther der Menschen, bey der Erinnerung seiner Thaten, seines Ruhms, seiner Leiden, ungeheuer ergreifen mußte. Aber Grimm und Rache übermannten den Marius, und durch eine ungezügelte Wuth verdarb er vor Welt und Nachwelt seine Sache, welche Kerker, Fesseln und Verbannung etwas hätten behüllen mögen. Ein kurzer, aber blutiger Bürgerkrieg. Unter Jammer und Gräueln zog Marius mit den Seinigen (und welch' ein Geschiecht!) in die ausgehungerte, unglückselige Stadt. Wer von Sulla's Verwandten und Freunden, oder aus den Angesehensten der Nobilität entkommen konnte, der floh: Einige endigten selbst ihr Leben; Viele aus vornehmen Geschlechtern, Gefürchtete oder Gehaßte, wurden auf Wink und Befehl der Sieger erwürgt; viele Andere fanden durch die losgelassene Wuth

grimmiger Sclaven und erbitterten Pöbels einen gräßlichen Tod. Schrecken und Verzweifelung herrschten in Rom. Aber wenn Marius, fühllos durch Alter und Rache, anfangs mit mehr Wildheit und Härte die scheuslichen Auftritte ansah und förderte, als Cinna: so erlag er auch, da sein Gewissen erwacht war, schneller der Last seiner Verbrechen; nach siebzehn Tage starb er den Tod eines Elenden (J. 86). Sulla aber, durch seine geflüchtete Frau, durch entflohene Freunde von diesen Vorfällen, von seiner Achtung, von der Zerstörung seines Hauses benachrichtigt, faßte wohl sogleich seinen Entschluß; aber ehe er denselben ausführen konnte, war nöthig, den Mithradat zuvor zum Frieden, nach römischer Art, zu zwingen: was half es, Rom zu beherrschen, wenn Rom nicht herrschte! Es war ferner nöthig, das nach Asien geschickte Heer seiner Gegner unter dem elenden Fimbria, der den Consul Valerius Flaccus ermordet hatte, zu vernichten, oder zu gewinnen, und endlich, das eigene verwilderte und habsüchtige Heer zu verführen, damit es ihm unbedenklich ergeben nach Italien und Rom folge, hinweg von der Beute, die Asien versprach, hinweg über Gesetz und Recht. Also folgte er siegreich dem Mithradates nach Asien, immer gleich besonnen, wie wenn Rom ihm nicht entgehen könnte. Und ihm gelang zu erreichen (J. 84), was er wollte, und das unglückliche Asien empfand den Jammer der Knechtschaft, den Griechenland unter Sulla so schwer empfunden hatte dreyfach hart, da der glückliche Sieger eben so sehr durch seine Verhältnisse zu Rom und seinem Heer zu grausamen Erpressungen und Verheerungen gezwungen

war, als ihm seine Natur solche Grausamkeit gleichgültig machte.

347. Die Art, wie hierauf Sulla seinen Rückkehr nach Italien, bey seinem Heer, wie beym Senat, vorbereitete, und wie er denselben, ruhig, vorsichtig, berechnend, ausführte; die Vorbereitungen, welche Cinna mit Eifer traf, um ihm in Griechenland zu begegnen, und die Ermordung desselben durch seine eigenen Truppen; die ungehinderte Landung Sulla's mit etwa 40,000 Mann in Apulien (J. 83) und der Zug durch Italien; das Betragen der großen (über 200,000 Mann starken) Heere, die ihm Theils Widerstand leisten zu wollen schienen, Theils es auch wirklich thaten; Sulla's Sieg über den ungeschickten Norbanus; der Übergang des Heers, welches Lucius Scipio mit wankender Seele führte; die Gewandtheit, mit welcher der Jüngling Cn. Pompejus seine Partey ergriff und sich bald einen Triumph und den Beynahmen des Großen erwarb; der Entschluß des wackern Sertorius, nach Spanien zu gehen, um dort dem Kampf eine andere Wendung zu geben; die schreckliche Ermordung der Anhänger des Sulla in Rom, welcher selbst der alte Mucius Scävola vor der Vesta ewigem Feuer nicht entging; die Niederlagen der beyden Consulen, (J. 82) Carbo's, der dem Fuchs eben so wenig gewachsen war, als dem Löwen, und des jungen Marius, welcher den Hohn Sulla's weder durch seine Vertheidigung Präneste's, noch durch seinen Tod verdiente; das entsetzliche Abschlachten der Einwohner von Präneste; der entscheidende Kampf unter den Mauern Rom's der Einzug Sulla's in die erschrockene, blutige Stadt; die Ermordungen nach Willkühr und Lust, die

Niedermetzelung von 6 oder 8 tausend Gefangenen; die schrecklichen Proscriptionslisten, als man endlich zu der erhabenen Einsicht kam, daß man doch nicht Alle umbringen könnte, wenn man selbst leben und herrschen wollte; der Fortgang des abscheulichen Kriegs in den Provinzen; hierzu das Wuthgeheul der entmenschten, raubgierigen Sieger, die sich selbst durch Verbrechen zu Verbrechen fortstießen, das Jammergeschrey der unglücklichen Schlachtopfer, die ausgesuchten Qualen, an welchen sie die teuflische Lust weidete, die Entehrungen und Schändungen überall; die Entweihung und Besudelung des Heiligen; die Selbstmorde und Wechselmorde von Freunden und Geliebten, von Ältern und Kindern, und über Allem Sulla's kalter Hohn und goldreicher Triumph — in der That, alles Dieses und die Gräuel aller Art, die bey Entfessellung der niedrigsten Leidenschaften ohne Nahmen und Zahl vollbracht sind, bilden ein so schaudervolles Ganze, daß das menschliche Gemüth, von Wehmuth und Entsetzen durchdrungen, der Betrachtung fast erliegt, und zu abgestumpft zu Sulla's Dictatur (J. 81) kommt, um seine Anordnungen (die Cornelischen Gesetze) recht zu würdigen, und um sich viel um die Frage zu kümmern, was er wohl eigentlich gewollt habe, da er scheinbar so ruhig endigte? Von dem, was er anordnete, mag Einiges im alten römischen Geiste gewesen seyn; aber bey dieser Umkehrung aller menschlichen Verhältnisse, bey dieser Zerrüttung Italiens, die dadurch erhalten ward, war nichts davon zu hoffen. Ein solcher Acker, von solcher Hand bestellt, treibt keine gute Früchte. Wegen seines Thuns aber soll den Sulla Keiner entschuldigen wollen. Es mag wahr seyn, daß alle Die, welche um-

kamen, den Untergang verdient hatten: waren denn Sulla und seine Gesellen durch ihre Tugend etwa berechtigt, sich zu Werkzeugen der ewigen Gerechtigkeit aufzuwerfen? und wer kann in solcher Zeit, Schuld von Unschuld scheiden? Es mag auch wahr seyn, daß Sulla nicht alle die Gräuel befohlen oder gebilligt habe: das aber kann ihm nicht zu Gute kommen; die Geschichte sieht in ihm die Seele des raubgierigen und entmenschten Haufens, der diese Gräuel vollbrachte; sie nennt ihn anstatt Aller; wer sich nicht scheuet eines solchen Haufens Haupt zu seyn, der soll sich auch nicht beschweren, wenn ihm die Thaten desselben zur Last gelegt werden. Wenn ihm aber Das abgerechnet werden könnte, daß die Gegenpartey ihm Manches für seine eigene Erhaltung nothwendig gemacht hatte: so drängte diese Nothwendigkeit doch gewiß nicht zu solchen Gräueln, und am wenigsten läßt sich durch sie rechtfertigen, was in Asien, Griechenland und den Landstädten Italiens geschah; auch stößt die Ruhe des Mannes, seine Gleichgültigkeit, seine Kälte, immer zurück. Endlich dürfte er dadurch kein edles Gemüth versöhnen, daß er seine Gewalt (J. 79) niederlegte, freywillig in die Einsamkeit ging und unter allerley Genüssen seine eigene Geschichte schrieb; vielmehr hat es etwas Grausenhaftes, daß ihm, nach einem solchen Leben, ein solches Ende erträglich war; und welche Wahrheit mag diese Geschichte gehabt haben! — Mehr ist in Ansehung Sulla's auf keine Weise zu fordern, als daß man ihn unter die Räthsel der menschlichen Natur stellt. — Er starb ekelhaft J. 78.

Zehntes Kapitel.

Pompejus und seine Zeit.

348. Durch Ströme von Blut hatte Sulla das Feuer gedämpft, aber nicht gelöscht. Die Ruhe, welche er hergestellt und erhalten hatte, war theils durch die Ermüdung seiner Anhänger in Gräuelthaten bewirkt, theils durch ihre Lust, sich einzurichten in geraubten Gütern und dem Genuß der Früchte ihrer Dienste zu leben, theils durch den Schreck, welche die ungeheuern Ereignisse nicht nur in Denjenigen, die unmittelbar durch sie litten, sondern auch in jedem menschlichen Gemüthe zurück ließen. Aber bey der schauderhaften Erinnerung an das Geschehene, bey der Umkehrung aller Verhältniße, bey der gewaltthätigen Vertreibung so vieler Familien durch ganz Italien aus ihrem Eigenthume zu Mangel und Elend, bey dem unermeßlichen Reichthum, den sich Sulla's Anhänger durch Frevel und Verbrechen, oder durch feine Benutzung der Umstände, oder durch beydes, erworben hatten (Crassus kann neben Sulla und seinen Freygelassenen zum Beweise dienen), bey dem gefährlichen Beyspiel endlich, welches durch Sulla gegeben war, mußten Wuth und Rache, Argwohn und Verzweifelung, Furcht und Hoffnung und alle menschlichen Leidenschaften bald die Gemüther wieder aufpeitschen, und das Feuer mußte von neuem emporlodern. Die aristokratischen Einrichtungen Sulla's waren unnatürlich in ihrer Zeit: alle klugen Männer unter den Senatoren erkannten es immer deutli-

cher, daß nur durch die Menge und in der Menge etwas zu erreichen sey; Popularität war eine nothwendige Tugend. Aber die Menge war der Freyheit nicht mehr werth und verlangte einen Herrn; unter den Häuptern hingegen gab es allerdings einzelne Männer, welche das Wohl des gemeinen Wesens, Rom's alte Größe und Art, redlich wollten, und welche festhielten an Sitte und Tugend der Väter, aber die meisten wollten nur sich; sie wollten herrschen in der herrschenden Rom; die Zeiten wurden immer schlechter, weil die Grundsätze der Religion, der Sittlichkeit, der Ehre, immer mehr vergessen oder unter die Füße getreten wurden; mit jedem Tage hatten die Guten mehr zu fürchten, und die Bösen mehr zu hoffen; und der Despotismus, auf dem bewaffneten Pöbel ruhend, konnte noch wohl von diesem zu jenem gehen, aber er gewann täglich größere Festigkeit. Dennoch ist diese Zeit nach Sulla eine der wichtigsten und merkwürdigsten in der Geschichte wegen des ungeheuern Kampfs, in welchem Menschen mit den größten Talenten entweder für sich selbst, oder für Rom, rangen. Welch' eine Reihe ausgezeichneter Männer! Cn. Pompejus der Große, der durch Schönheit, Liebenswürdigkeit und Glück wunderbar emporstieg; L. Licinius Lucullus, der zwar unter und mit Sulla gewesen war, aber den menschlichen Sinn nicht geschwächt, und den Adel einer feinen Bildung nicht befleckt hatte; M. Licinius Crassus, weniger bedeutend durch Geist und Kraft, als durch unermeßlichen Reichthum, den er zeitgemäß zu vermehren nicht scheuete; C. Jul. Cäsar, welchen an Reichthum und Raschheit des Geistes Keiner übertroffen hat, und dem zu einem wahrhaftig großen Mann nichts fehlte, als strenge

Sitten und die großen Grundsätze menschlichere Freyheit; M. Porcius Cato, der durch seine alte und reine Tugend die Ehre der Zeit rettete und das menschliche Gemüth immer erquicken wird, wenn es ermüdet über der Betrachtung des eitlen Getreibes; M. Tullius Cicero endlich, der immer noch bewunderungswürdig bleibt, wenn man auch Fehler und Schwächen keinesweges zu behüllen sucht! — Und alle diese Menschen in den Jahren vollendeter Kraft oder kühner Jugend! und neben und unter ihnen so viele andere, die ohne sie gleichfalls höchst ausgezeichnet erscheinen würden!

349. Sogleich nach Sulla's Tode eröffnete sich, während zu Rom selbst an seinen Einrichtungen gestoßen und gebrochen ward, eine Reihe von Kriegen, neben und nach einander, gegen äußere und gegen innere Feinde. Diese Kriege waren zum Theil eine wahre Erbschaft der Sullaischen Proscription, Alle aber hingen wenigstens mit den Ereignissen seiner Zeit genau zusammen. Und wenn der Körper der römischen Herrschaft durch sie von der einen Seite vergrößert ward, so wurde von der andern die Seele durch sie nicht nur im Allgemeinen noch mehr verdorben, sondern sie dienten auch im Besondern dazu, den Mann in die Höhe zu bringen, der dazu bestimmt war, Rom fast mit Sullaischer Gewalt, die er freylich mit einem ganz andern Geist erwarb und mit einem ganz andern Sinn gebrauchte, ihrem wohlverdienten Geschick näher zu treiben. Dieser Mann war Pompejus der Große, bey welchem das außerordentliche Glück, das ihn, man möchte sagen, verfolgte, und das weit über seiner inwohnenden Kraft war, recht anschaulich machte, wie

er durch seine Zeit erzeugt und erzogen wurde. Schon die Versuche, welche Lepidus (J. 77) machte, kamen dem Pompejus, der die Begrüßungen Sulla's nicht in Vergessenheit kommen ließ, zu Gute; aber das war nur ein kleinliches Vorspiel. Von größerer Wichtigkeit war der Krieg, welchen Sertorius, der kühnste und wackerste Mann, der sich aus der Partey des Marius gerettet hatte, in Spanien, mit der Kraft der Barbaren, für Rom's Geist und Freyheit, glücklich führte. Pompejus stritt gegen ihn mehrere Jahre eben so umsonst, als seine Vorgänger; aber Perperna's Meuchelwaffe erleichterte ihm endlich den Kampf (J. 72), und Pompejus gewann dann schnell über diesen Elenden einen Ruhm, den er gegen Sertorius nie gewonnen haben würde: für diesen ist die Trauer in Spanien ein eben so schönes Zeugniß, als der schnelle Sieg des Pompejus nach seinem Tode. — Unterdeß in Italien (Sicilien hatte Ähnliches gesehen) ein großer, alle menschlichen Gefühle aufregender Kampf vieler tausend Gladiatoren, die, von einem Waffenkundigen, herrlichen Mann, Spartakos, angeführt, die Menschheit an ihren grausamen Zwangherren furchtbar zu rächen bestimmt gewesen zu seyn scheinen; ein Krieg, schwer für Rom, verwüstend für Italien, entehrend für manchen stolzen Mann (J. 73 — 71). Unter den Gladiatoren waren auch Deutsche. Endlich gelang einem schlechten Feldhauptmann, Crassus, damit ihn neben seinem Reichthum noch ein anderer Grund zur Verwirrung Rom's treiben sollte, den edlen Spartakos zu besiegen; aber Pompejus kam früh genug heran, um sich wenigstens einige Zweige des Lorbeerkranzes um das schon reich gezierte Haupt winden zu dürfen. — Um aber bey so

vielem Ruhm auch eine Gewalt zu gewinnen, wie sie noch keinem Bürger übertragen war, durfte Pompejus nur während seines Consulats (J. 70), die Macht der Tribunen herstellen, die Sulla zerstört hatte; er durfte nur den Rittern schmeicheln, die Schatzung hinabwürdigen, und andere Gaukeley treiben: und mit aller Volksspeiserey konnte der eifersüchtige und erbitterte Crassus, der zweyte Consul, hiergegen nichts erreichen. Der Krieg gegen die Korsaren gab eine gute Veranlassung, ihn zu heben. Diese Menschen, Cilicier genannt, durch die Noth römischer Zwangherrschaft erzeugt, durch Rachlust gereitzt, überall von Königen und Völkern begünstigt durch Übung endlich kühn gemacht, hatten in der That seit etwa acht Jahren den Römern eben so vielen Schaden als mannigfaltige Schmach zugefügt. Etwas Kräftiges mußte gegen sie geschehen, wenn ihr Reich nicht so gefährlich als nachtheilig werden sollte. Die unbeschränkte Gewalt über alle Küsten und Meere jedoch, die Pompejus, nach einiger Zeit heuchlerischer Unthätigkeit, sich gegen sie begierig aufdringen ließ (J. 67), war noch weit gefährlicher, als ihre Waffen, und die Art, wie der Tribun Gabinius ihm diese Gewalt, gegen den Willen und das Gefühl aller verständigen Bürger, die Rom wollten und nicht sich allein, erpreßte, war noch nachtheiliger, als ihre Räubereyen und Zerstörungen. Aber die schnelle, siegreiche und verständige Entscheidung mit dieser Gewalt ist eben so wenig zu bewundern, als die neue Gunst des Volks, die Pompejus hierdurch erwarb, oder als sein Zufahren wider fremdes Verdienst, z. B. gegen das von Metellus Creticus, der ihm jedoch zu begegnen nicht scheuete.

350. In des Pompejus Plan indeß sollte die große Gewalt gegen die Piraten ihm wohl nur den Weg zu einer noch größern bahnen; er wollte nach Asien, gegen Mithradat; daselbst schien er als unumschränkter Befehlshaber Alles gewinnen zu können, was er suchte: und auch dieser Wunsch wurde erreicht. — Mithradat nähmlich, in königlicher Seele den Haß und den Ingrimm gegen Rom treu bewahrend, und, wie es scheint, innig überzeugt, daß ein beständiger Kampf auf Tod und Leben gegen Rom's Art und Grundsatz das Einziggeziemende für Fürsten und Völker wäre, die er überall aufzubringen suchte und aufzubringen wußte, hatte schon bald nach Sulla's Abgang einen zweyten Kampf, wenn auch für seine kühnen Gedanken ohne Erfolg, doch für künftige Fälle nicht ohne Vortheil geführt. Die Verwirrung im Umfang der römischen Herrschaft, die angedeuteten Kriege, welche nebst andern Unruhen Rom's Macht theilten und schwächten, hatten seinen reichen Geist mit neuen Hoffnungen erfüllt, als er von neuem durch die Art, wie Bithynien (J. 75) an Rom kam, gereitzt ward. Seine Verbindung mit Sertorius, der ihm Kriegshauptleute gab, hatte diese Hoffnungen vermehrt; die mit Thrakern, Skythen und den Korsaren, nicht minder; auch hatte der Anfang des Kriegs die Erfüllung dieser Hoffnungen verheißen. Hierauf war dem Lucullus, der Asien kannte, dem es an Kriegserfahrung nicht fehlte, wenn er gleich seit einigen Jahren friedliche Studien vorgezogen hatte, und der sich auch jene Bewerbungsart, welche Zeit und Sitten verlangten, gefallen ließ, die Führung des Kriegs übertragen (J. 74). Die Strenge aber, mit welcher Lucull das verwilderte Heer in Asien zu Zucht und

Gehorsam zu bringen, die Thätigkeit, mit welcher er die blutsaugenden römischen Wucherer und schänderischen Beamten daselbst zu einiger Ordnung und Menschlichkeit zurück zu führen suchte (wiewohl er sich auch nicht vergaß), hatten ihn von Anfang an zu keiner angenehmen Erscheinung für die Römer in Asien gemacht; aber den armen Unterworfenen hatte er einige Erquickung gebracht, und Mithradat war von ihm mit Glück und Geschicklichkeit bekämpft und besiegt worden (Schlacht bey Cabira, J. 71). Aber das harte Schicksal, welches den König von Pontus zu verfolgen schien, konnte ihn nur zu gewaltsamen Maßregeln treiben; der ungeheuere Geist ward nicht gebändigt. Um diese Zeit war die Dynastie der Seleukiden in Syrien auf eine Weise, die Ekel und Entsetzen erregt, zu Grunde gegangen. Die Syrer, der Gräuel müde, durch welche sich das königliche Haus, nach Antiochos Epiphanes (vergl. 330 und 333.), eben so widerlich schändete und aufrieb, als das Reich unglückselig geschwächt, verödet und mißhandelt ward, hatten sich dem König Tigranes von Armenien, welches Reich sich seit Antiochos des Großen Zeit auf Kosten der Seleukiden gebildet hatte, unterworfen (J. 85). Zu diesem Tigranes, seinem Schwiegersohn, dem trotzigen König der Könige, entfloh Mithradat und riß ihn fort zum Kampfe gegen die verhaßten Feinde (J. 70). Lucull über den Euphrat; neue Siege (J. 69), neue Feinde; aber die Meuterey des eigenen Heers, das, immer ohne guten Willen, von Pompejus und dessen Anhängern leicht aufgewiegelt werden mochte, verhinderte die Besiegung dieser neuen Feinde (der Parter) und nöthigte zum Rückzug (J. 68). Dieser Vorfall

mit seinen Folgen (Mithradat brachte leicht Viele auf seine Seite, schlug römische Truppen und gewann sein Reich wieder) kränkte des Lucull's Seele um so tiefer, da er sich von aller Schuld nicht freysprechen konnte, und da sie ihn dem römischen Volke, welches durch sie um eine liebe Hoffnung betrogen ward, als unwahr erscheinen ließen; aber sie gaben auch Veranlassung, daß dem Pompejus durch den Tribunen Manlius die Führung des Kriegs mit der unbeschränkten Gewalt, die er wünschte, verschafft wurde. Da er gegen die Korsaren solche Wunderdinge vollbracht hatte; da Cicero, der sich an des Pompejus Volksgunst zu der Höhe empor zu arbeiten hoffte, nach welcher seine Seele dürstete, mit bewunderungswürdig schlauen Rednerkünsten für ihn sprach; da Julius Cäsar, um die Größe, nach welcher er strebte, desto fester durch scheinbare Freundschaft mit dem Lieblinge des Glücks und des Volks zu begründen, mit der Kraft, die ihm eigen war, die Gemüther bearbeitete: wie hätte das römische Volk ihm nicht Alles bewilligen sollen!

351. Pompejus erschien (J. 61), nach seiner Art, um sich die siebenjährigen Anstrengungen Lucull's zuzueignen; aber den Triumph, dessen Pracht einen neuen Beweis für die römische Art Krieg zu führen geben mag, entriß er ihm nicht; wenn ein Mann, wie Lucull, so viel den bezwungenen Ländern nahm: was mochten die schlechten thun! Während nun Lucull, entfernt vom öffentlichen Leben, in verschwenderischen, feinen und unwürdigen Genüssen seine erbitterte Seele zu täuschen suchte, gewann Pompejus über die gebrochene Kraft der Asiaten leichte Siege; die Länder vom Hellespont und dem schwarzen Meer bis zum ka-

spischen See, zum Euphrat, zu Arabien, wurden von ihm guten Theils nicht erobert, sondern genommen, nachdem nur erst der alte Mithradat einmahl geschlagen war. In der That: wenn man den Gang der Ereignisse in Asien bis zu dieser Zeit überdenkt, die mannigfaltigen Eroberungen und den Wechsel der Herrschaft: so wird das menschliche Gemüth von schmerzlichen Gefühlen ergriffen, bey Bemerkung der Art, wie sich die Fürsten Asiens benahmen, und der Leichtigkeit, mit welcher Pompejus in vier Jahren so Vieles unterwarf. Die Ereignisse, unter welchen Judäa, das, seit es von Syrien (vergl. 333) die Unabhängigkeit gewonnen hatte, in religiösen Parteyungen (der Pharisäer und Sadducäer) und in bürgerlichen Zwisten sein Loos verdient hatte, zur Zinsbarkeit hinabgewürdigt ward, sind nicht unmerkwürdig. Am meisten Theilnahme jedoch erregt der Ausgang des alten Mithradat, der, nachdem er fünf und zwanzig Jahre gekämpft und in der Gluth seiner Seele Alles gethan und gewagt, und nichts gescheuet und nichts geschont hatte, endlich, von Allen verlassen, vom eigenen Sohne verrathen, nach Erschöpfung menschlicher Mittel und ohne Hoffnung auf günstige Götter, sich selbst den Tod gab. Er starb als der letzte freye Mann in Vorderasien (J. 64). Wie ungeheuer würde dieser Mann, mit seinem Muth und seiner Einsicht, mit seiner Gelehrsamkeit, mit seiner Prachtliebe, mit seiner unbezwinglichen Seele und mit seiner Völkeraufregenden Kraft, in der Geschichte da stehen, wenn er glücklich gewesen wäre! Die Einrichtungen aber, die Pompejus eben so willkührlich als unweise in den genommenen Ländern traf, und sein

Benehmen gegen seine Truppen und Rom mochten mit Recht Besorgniß erregen bey Verzagten und Unwillen bey freyeren Männern wegen seiner Zurückkunft. In Pompejus indeß war nicht Sulla's Geist.

352. Durch die Siege des Lucullis und die Eroberungen des Pompejus gewann der Staat an Einkünften; einzelne Männer gelangten zu unermeßlichem Reichthum, und die Pracht war unbeschreiblich: aber das Menschliche verschwand mehr und mehr aus dem Leben; alle edlen Gefühle wurden von Vielen verläugnet oder vernichtet unter den Erpressungen und Grausamkeiten, mit welchen man in den Provinzen die unnatürliche Herrschaft des Ganzen zu behaupten und die eigenen Begierden zu befriedigen suchte. Und wenn auch zuweilen noch gegen die schrecklichsten Zertreter menschlichen Lebens auf eine Weise verfahren wurde, die den Grundsätzen der ewigen Gerechtigkeit gemäß zu seyn schien, wie zum Beyspiel gegen den schrecklichen Verres, gegen welchen Cicero, zu seinem großen Ruhm, diese ewige Gerechtigkeit mit eben so vielem Muth als feiner Berechnung des Erfolgs aufrief: so geschah dieses nicht aus Ehrfurcht vor den Göttern oder aus Schonung menschlicher Verhältnisse, sondern in Berechnung irdischer Vortheile. Während aber die Häupter immer mehr nach Reichthum und Gewalt, und keines Wegs für Rom, strebten, wurde die Menge durch Schmeicheley und Bestechung, durch Speisen und Spenden zerrissen und verdorben; und die Heere, aus schlechtem Volke bestehend, entarteten und verwilderten: sie dienten nur dem Feldherrn, und nicht dem Staat, und jenem nur so lange, als sie sich von ihm gute Tage, Raub und Beute versprachen. Wenn

für dieß Letztere die Geschichte Lucull's zum Beweise dienen kann, so mag die Verschwörung, durch welche Catilina, nachdem frühere Versuche gescheitert waren, in derselbigen Zeit, als Pompejus Asien unter Rom gebracht hatte (J. 64), zu Sullaischer Herrschaft zu gelangen hoffte, das Innere Roms anschaulich machen: Sallustius hat uns, weniger von dem Gang als von der Art dieser Verschwörung, eine Darstellung gegeben mit so vieler sittlichen Würde und in so vortrefflichen Grundsätzen, daß man das eigene Leben des Verfassers wohl nicht darüber verzeiht, doch darüber vergißt: nicht ohne ein tiefes Grauen kann man sie lesen. Wenn man den Urheber der Verschwörung, Lucius Sergius Catilina, betrachtet, einen Mann, der von der Natur für Leib und Geist die größten Kräfte empfangen hatte, der aber nichts erstrebte als Gewalt und Herrschaft, und dessen Herz vor keiner Unthat, vor keiner Schande, vor keiner Verruchtheit zurückbebte (welch' ein Mann würde Catilina gewesen seyn, wenn ihm nicht das Gewissen, oder ein menschliches Gemüth gefehlt hätte!); wenn man hierauf bedenkt, was ihn zu seinem schrecklichen Plan im öffentlichen und im eigenen Leben reitzte; wenn man ferner den Gang der Verschwörung überblickt und die mitverschwornen Männer und Weiber aus der Nobilität und deren lastervolles Leben beachtet; wenn man endlich die Begünstigung Catilina's sieht, deren sich sogar Männer, wie Cäsar und Crassus verdächtig machten, und die Theilnahme, welche Catilina bey dem großen Haufen in und außer Rom fand und finden mußte, weil bey dem ungeheuern Luxus von der einen Seite und bey der schmählichen Armuth von der andern, für einen großen

Theil der Menschen (nach dem des Rullus gewaltsames Ackergesetz mit Recht verworfen war) keine andere Hoffnung blieb, als Sullaische Proscriptionen und Umkehrungen: alsdann verzeiht man in der That, daß Cicero die Art, mit welcher er den fürchterlichen Menschen niederdonnerte, und die ungeheuere Gefahr von Rom entfernte, auf alle Weise (wiewohl etwas unschicklich) geltend zu machen suchte; man findet dieses um so begreiflicher, je gewisser es scheint, daß dem „neuen Menschen" nur darum so einstimmig das Consulat zugestanden war, weil das dumpfe Gerücht von einer schrecklichen Gefahr die Nobilität von dem gewohnten Ehrenplatze zurück schreckte. Die Vernichtung eines solchen Ungeheuers verdiente jeden Dank, jeden Preis. Zu läugnen ist zwar nicht: Cicero hatte viel Glück bey Entdeckung der Sache; diese gereichte ihm zu geringem Ruhm und war ziemlich gemein; aber er benutzte das Glück mit Verstand und Kraft, und das war aller Ehren werth. Indeß was war mit der Vernichtung Catilina's und seines Anhangs gewonnen? Aufschub, aber keine Rettung! Catilina war nur Ein Kind einer fruchtbaren Mutter. Und die entsetzliche Art, mit welcher er mit den Seinigen Heldenmäßig in verruchter Bestrebung unterging (J. 63), empört eben so sehr gegen Rom als gegen ihn; und Cäsars merkwürdige Erklärung gegen die, freylich gesetzwidrige, Bestrafung der Mitverschwornen; und der Dank, den „der Vater des Vaterlandes" fand, nachdem die erste Bestürzung vorüber war, deutete furchtbar auf die Zukunft hin.

Eilftes Kapitel.

Cajus Julius Cäsar und seine Zeit.

353. Pompejus verstand die Zeit nicht. Berauscht vom Glück und im stolzen Gefühl unerhörten Verdienstes, scheint er geglaubt zu haben: er müsse in Rom der Allgewaltige bleiben wegen der allgemeinen Bewunderung seiner Größe. Was Metellus Nepos, als Tribun, für ihn verlangte, was der Prätor Cäsar zu wollen schien, was Cato aber mit gewohnter Festigkeit verhinderte: die Rückkehr an der Spitze seines Heers: das hätte ihm auf Sullaische Art leicht gelingen mögen, und würde ihn zum Herrn von Rom gemacht haben. Als er aber, wohlwollend oder selbstgefällig, seine Legionen entlassen hatte, da konnte er wohl einen glänzenden Triumph feyern (J. 61), aber die Durchsetzung seiner hohen Ansprüche unmöglich erlangen. Das Mißlingen dieses Plans aber, der Widerstand des Senats gegen seine Anordnungen, die Kränkung hierüber, veranlaßte dann (J. 60) den Pompejus zu der Verbindung mit Cäsar und Crassus, durch welche Rom ihrem Geschick um einen großen Schritt näher gebracht ward. Pompejus vermochte den Cäsar, in welchem schon Sulla viele Marius erkannt hatte, nicht zu begreifen; er hatte Cäsarn in untergeordneten Verhältnissen kämpfen gesehen, als er selbst schon auf der Höhe des Ruhm's und der Macht stand; Cäsar hatte ihm Ergebenheit und Anhänglichkeit bewiesen und für seine Größe und seine Wünsche gearbeitet; also mochte

er glauben, durch Cäsar die Volksgunst, welche dieser durch sein vielgewandtes Leben voll Freyebigkeit und populärer Kunststücke, längst erworben hatte, in einem solchen Grade gewinnen zu können, daß des Senats Widerstand nicht zu beachten wäre. Cäsar hingegen, dessen Seele der Eine Gedanke erfüllte, so als der Erste zu gelten, wie er sich als den Ersten fühlte, durchschauete gewiß den Pompejus längst; er berechnete alle Schritte genau, aber er bewegte sich so leicht, daß Keiner die Kunst merkte, mit welcher er sie that. Höchstwahrscheinlich wurde der Zwist des Pompejus mit dem Senat von ihm vergrößert, damit er nur jenen zwingen möchte, zu ihm zu halten, fest überzeugt, daß er ihn bald unter sich haben würde. Crassus aber wurde von beyden zu ihrer Partey gezogen, weil sein Reichthum Jedem willkommen seyn mußte, und er war gern mit ihnen, weil er verständlich genug war, um einzusehen, daß er wider sie nie etwas zu erreichen im Stande seyn würde. Hierauf Cäsar's Consulat (J. 59); kaum dem Nahmen nach, und dem Herkommen, war Bibulus, bald mißhandelt und sich in sein Haus verbergend, Cäsar's College. Der Pöbel wurde durch Landvertheilungen, die Pächter der Staatsgüter durch Erlassungen gewonnen; nützliche Gesetze, auf welche Cäsar sich wohl berufen konnte, wurden gegeben, alle Anordnungen leicht durchgesetzt; der Senat wurde so eingeschüchtert, daß er schon jetzt zeigte, wie gefällig, biegsam, schmeichlerisch er bald seyn würde (den meisten Senatoren waren ihre Fischteiche lieber als die Republik); auch ward der Widerstand selbst den ersten Männern gefährlich. Überdieß ließ sich Cäsar die Provinzen Galliens und Illyriens auf fünf Jahre (und wie!) ertheilen, weil sie am

gewissesten Triumphe versprachen, Raub verhießen, und in Italien die Herrschaft sicherten. Damit aber Alles möglichst gewiß gestellt werden möchte, wurden nicht nur wichtige Familienbande geknüpft, sondern die Männer, die man zu gewinnen nicht hoffen konnte, die aber durch Tugend, Ansehen und Beredsamkeit Widerstand hätten leisten mögen, wurden aus Rom entfernt: der altgesinnte Cato mußte, zu seiner Kränkung, (J. 58) dem Könige von Kypros (einem der Ptolemäer, die seit hundert Jahren von den Römern als Spielbälle behandelt waren, damit ihnen die reiche Beute Ägypten um so leichter zufallen sollte) sein Reich hinwegnehmen; der gräßlich betrogene, wahrhaft geäffte und hierdurch im tiefsten Innern bis zu unwürdiger Unmännlichkeit gebeugte „Vater des Vaterlandes" Cicero, wurde aus dem Vaterlande, das er gerettet hatte, in welchem er aber allerdings lästig war, verbannt. Und auf welche Weise, und mit welcher Behandlung beydes! Der nichtswürdige Clodius, durch welchen man dieses bewirkte, war, nachdem Cäsar, um ihn zu gebrauchen, das Ärgste verziehen hatte, nur mit Verspottung alles Rechts und Herkommens Tribun geworden; und mit Verachtung aller Schaam unterstützte man den frechen Menschen, um dieses zu bewirken.

354. Die Feldzüge in Gallien (J. 58 — 50) hat Cäsar selbst bewunderungswürdig beschrieben, und er hat sie beschrieben in demselben Sinn, in welchem er seine Kriege führte: mit mehr Geist als Sittlichkeit, mit mehr Selbstgefälligkeit als Liebe, mit mehr Kraft als Menschlichkeit, mit mehr Kunst als Wahrheit. Das große Gefühl der Überlegenheit

römischer Kriegskunst über barbarische Tapferkeit, und seines eigenen Geistes über Alle, die ihn umgaben oder ihm naheten, gibt seinen Thaten wie seiner Schrift eine gewisse erhabene Leichtigkeit, die selbst bey ungeheuern Gräueln das Gemüth täuscht, den Menschen um seine heiligsten Empfindungen betrügt, und ihn hinreißt zur Bewunderung des Mannes, der hoch genug stand, für solche That und solche Rede. Man freuet sich dieser großen Gewalt über die Menschen; dieser Ruhe in Gefahr, dieser Beherrschung der Umstände; überhaupt dieser Kräfte und des leichten Spiels ihrer Entwickelung. Aber wie grausam wird das Spiel und wie wehmüthig unsere Stimmung, wenn man sich auf die Frage: warum und wozu all dieses Blut, all diese Treulosigkeit, dieses Rauben und Brennen? keine andere Antwort geben kann, als: für Herrschaft, Unterdrückung, Gewalt und Lust! Dennoch ist im Gange des Lebens die Unterwerfung Galliens mit ihren Folgen als heilsam zu erkennen, (vergl. 283) und Cäsars Commentarien wohl gebraucht, können eben so viel Vergnügen gewähren als Belehrung; obgleich schwerlich zu läugnen seyn möchte, daß diese Commentarien noch viel belehrender seyn würden, wenn Cäsar weniger auf sich und den Krieg, aber mehr auf den Zustand der Völker dieser unbekannten Welt geachtet, und mehr Sinn für ihre Eigenthümlichkeit gehabt hätte: nur das Scharfe faßte er zumeist auf, das reitzen konnte und unterhalten. Sieht man nun auf sein Thun und Treiben selbst: so läßt sich nach der Lage seiner Provinzen, und nach dem Zustande der barbarischen Völker in der Nähe, nicht immer sagen, wieviel in

seinen Kriegen Nothwendigkeit gewesen sey und wieviel Muthwillen. Die Wanderung der Helvetier, welchen ihre Thäler zu eng wurden, kam freylich Cäsarn, für seinen Geist und Zweck, sehr gelegen: aber bey den bestehenden Verhältnissen durfte er sie auch schwerlich zugestehen. Der große Sieg über sie führte dann weiter. Denn die Deutschen, die unter Ariovist siegreich und herrschend in Gallien standen, mußten, mit ihrer Tapferkeit, mit ihrer Kriegsordnung, mit ihrer Klugheit und ihrer hohen Gesinnung gefährlich seyn. Und der Kampf, in welchem sie zwar überwunden wurden, aber auch den Römern eine Achtung einflößten, die sie nach einem neuen Kampf nicht lüstern machte, brachte den Cäsar so weit in die innern Verhältnisse Galliens, daß er zu der gänzlichen Unterwerfung dieses Landes eben so sehr gereitzt werden mußte, als die Sicherung des Gewonnenen zu dieser Unterwerfung zwang. Also wurde kein Mittel gescheuet, dieses zu bewirken. Aber selbst der herrschsüchtige Senat in Rom, dem die Eroberungen so Gewohnheit als Bedürfniß waren, zitterte vor der frechen Art mit welcher Cäsar unaufhörlich und überall den Krieg suchte, und Cato glaubte, die ewige Gerechtigkeit könne nur durch eine Auslieferung Cäsars an die Deutschen versöhnt werden. Indeß blieb die Schuld auf Rom liegen, neben vieler andern. Aber bey der Getrenntheit Galliens in so viele kleine Staaten, und bey dem elenden Zustande dieser Staaten im Innern, konnte die Bezwingung des Landes dem Cäsar, mit seinen zahlreichen Legionen, mit seiner Kriegskunde, und seiner Arglist, kaum mißlingen. Hätte er nicht den Krieg gewollt,

und wäre die Befreyung, die er versprach, nicht eine so schwere Knechtschaft gewesen, so hätte Gallien früher — beruhigt seyn müssen. — Eine besondere Freude scheint es auf Cäsar gemacht zu haben, daß ihm bestimmt war, dem alten freyen Rhein das erste Joch aufzulegen (J. 55); merkwürdig genug war das auch; aber wie unedel zeigte sich Cäsar, als er die freye Sprache deutscher Männer hörte! Sein zweyter Zug über den Rhein (J. 53) war eben so unnütz als der erste, und vielleicht noch schmachvoller: so leicht ließen sich die Deutschen nicht in Furcht setzen. Für diese hätten übrigens die Unternehmungen Cäsars Mahnung seyn sollen, fester und enger zusammenzuhalten um Galliens Schicksal zu vermeiden; aber dazu bedurften sie noch einer stärkern Erfahrung. Indeß war gut, daß sie Cäsars Werbungen folgten; da sie den Sinn für das Vaterland behielten, so führte dieses zu mannigfaltiger Kenntniß. — Der wiederhohlte und gefährliche Versuch gegen Britannien (J. 55 und 54) endlich hatte vielleicht Eitelkeit und Wißbegierde und Kriegslust gleich stark zum Grunde; aber in Ansehung Galliens, und in sofern des Gedankens, den Cäsar stets verfolgte, mag er nicht ohne klugen Plan gewesen seyn. Für einige Kenntniß des Lebens der Britten sind diese Versuche wichtig.

355. Während Cäsar auf diese Weise durch Eroberung großer Länder Roms alten Geist gewann; während er die Neugierde durch Entdeckung und Bezwingung unbekannter Völker von seltsamer Art und Sitte reitzte und sich in Aller Mund täglichen Ruhm bereitete; während er die Legionen durch schwere Kriege und Strapazen übte und durch feinberechnete Behandlung und Ge-

schenke unzertrennlich an sich band, und mit dem Gelde der Feinde die Bürger bezwang, mit deren Waffen er die Feinde bezwungen hatte, versäumte er auch keines Wegs, die Entwickelung der Verhältnisse in Rom mitzubestimmen: in Lucca pflegte er den Winter zuzubringen, und dort aus leitete er seine Partey. Pompejus war verblendet, und wußte das Übergewicht, welches ein Feldherr an der Spitze siegreicher Schaaren hat, unbelehrt durch eigene Erfahrung, nicht zu würdigen. Ihm schien der Aufenthalt in Rom und unbewaffnete Macht, auf altem Ruhm und dem inwohnenden Geiste ruhend, genug. Und von diesem Wahne brachte ihn nichts zurück. Und doch welche Auftritte in Rom! Der freche Clodius wurde dem Pompejus selbst bald so gefährlich, daß dieser die Bestrebung aller guten Bürger begünstigen mußte, Cicero aus einer Verbannung zurück zu rufen, die er eben so wenig verdient hatte, als er sie männlich zu ertragen verstand (S. 57): der Zweck ward erreicht, aber unter so wilden Ausschweifungen, daß man kaum die Fortdauer des gemeinen Wesens begreift. Pompejus gewann an dem dankbaren Cicero eine schöne Stütze seiner scheinbaren Macht; er erhielt eine wichtige Stelle; aber gerade diese Stelle gab zu Verunglimpfungen Gelegenheit; sein Ansehen wurde untergraben, und gegen Cäsar sank er immer tiefer. Die Eifersucht, das Mißtrauen, der Unmuth hierüber konnten durch die neue Verbindung, welche (S. 56) zwischen ihm, Cäsar und Crassus zu Lucca geschlossen wurde, keineswegs vernichtet oder besänftigt werden. Vielmehr zeugt selbst dieser Vertrag von Mißtrauen und Eifersucht. Aber weder das Consulat, welches Pompejus und Crassus erhalten sollten, noch die

wichtigen Provinzen (Spanien und Syrien), die sie sich ausbedungen, vermochten die Vortheile aufzuwiegen, welche Cäsar in den Gallien fand, die ihm noch auf fünf Jahre zugestanden wurden. Das Consulat wurde nur durch Arglist und Gewaltthätigkeit spät erlangt; es wurde verwaltet (J. 55) mit eben so vieler Verblendung als Betrug: Cato's Tugend und Cicero's Unbeständigkeit trugen für Rom's Schicksal in solcher Zeit wenig aus, aber für den, welcher dieses Schicksals Gang betrachtet, ist ihr Streben nicht unbedeutend. Als hierauf Crassus, schon im höheren Alter, vielleicht von einer Ahndung, welch' ein besseres Loos dem Cäsar gefallen war, diesem in seiner Provinz gegen die Parther nachahmen (J. 54) und seine Habsucht befriedigen wollte: da fand er (J. 53) anstatt der gehofften Siege, einen wohlverdienten, aber ruhmlosen Tod, und sein Heer guten Theils einen jammervollen Untergang. Um dieselbe Zeit zerriß auch das Familienband, welches Pompejus und Cäsar bisher noch äußerlich vereinigt hatte, so fremd sich auch ihre Seelen gewesen seyn mochten. Da wurde die Feindschaft kaum noch verborgen. Die heuchlerische Art aber, wie sich Pompejus — der, um nichts zu versäumen, in Rom blieb, und seine Provinzen verwalten ließ — überhaupt benahm, und im besondern den Senat zu gewinnen suchte; die entsetzliche Verwirrung und Auflösung durch den Mord vermehrt, durch welchen Milo die Welt von dem schrecklichen Clodius befreyete, und angeregt durch des Pompejus Streben nach der Dictatur; des Pompejus Consulat ohne Gehülfen und dessen Verwaltung (J. 52); die Gegenwirkung Cäsars; die Unterhandlungen, Verlockungen, Verhetzungen, Vermitte-

lungen; die Art, wie Cäsars billigscheinende Forderung vom Senat aufgenommen wurde — Alles dieses bereitete und erhitzte die Gemüther so sehr, daß endlich der Senatsschluß, Cäsar sollte sein Heer entlassen oder als Feind des gemeinen Wesens angesehen werden, und die Flucht der bestochenen Tribunen zum Cäsar, für welchen sie umsonst gefordert hatten, was recht und billig schien, den Bürgerkrieg zum Ausbruche bringen mußten. Cäsar konnte, so wie die Sachen lagen, nicht anders; ob er anders gewollt habe, ist schwer zu sagen: der Auftritt am Rubicon war vielleicht Ernst, vielleicht Kunst. Gewiß ist: der Würfel fiel; Cäsar ging über den Rubicon und wandte sein Schwert, wenn nicht gegen Rom, doch gegen Pompejus, den Senat und Alle, die nicht mit ihm waren (J. 49).

356. Des Pompejus eitle Sorglosigkeit für solchen großen Fall, ist kaum begreiflich. Wenn er geglaubt hat, Cäsar werde das Äußerste nicht wagen: welche Bethörung! Hat er gehofft: Cäsar werde von seinem Heere verlassen werden: welche Verblendung! Aber so ungerüstet, wie er war, blieb ihm kaum etwas Anders übrig als die Flucht aus Rom, aus Italien: die echten Freunde des römischen Gemeinwesens aber waren nicht minder gezwungen, als seine Anhänger, ihm zu folgen. Hierauf gehorchte ganz Italien dem Cäsar, wie schwach auch das Heer war, mit welchen er einherzog. Er aber ging nach Spanien, um zuerst des Pompejus Legionen zu vernichten; weislich, weil sonst nur der Schein entflohen, aber die Gewalt geblieben wäre. Die Unternehmung war gefährlich; aber Cäsar siegte durch Kühnheit und Geschick und durch das Vertrauen seiner Soldaten. Bey seiner Zurückkunft wurde er

Dictator (J. 49); hierauf sein Übergang über das adriatische Meer. Pompejus indeß, endlich erwacht aus seinem Schlummer, hatte den Orient in Bewegung gesetzt; aber wenn Senat und Volk in seinem Lager auch das äußere Ansehen mehrten, so ward durch sie gegen einen Mann wie Cäsar, die innere Kraft geschwächt. Die ersten Vortheile, die Pompejus ohnehin nicht zu benutzen wagte, trugen so wenig aus, als einzelne Erfolge in Afrika oder in Illyrien. Die Entscheidung fiel bey Pharsalos in Thessalien (J. 48), und Cäsar gewann einen glänzenden Sieg, an welchem deutsche Männer bedeutenden Theil hatten. Die Großmuth aber, mit welcher Cäsar nach dem Siege zu verfahren schien, mag freylich in seiner Seele gewesen seyn, aber auch mit der klügsten Berechnung hätte er sich für sie bestimmen müssen, wenn er nichts gedacht hätte, als sich und seinen Plan. Pompejus entfloh nach Ägypten; die Standhaftigkeit, mit welcher er das Unglück ertrug, gewinnt das menschliche Gemüth wieder für ihn, das durch sein allzustolzes Vertrauen im Glücke gegen ihm gestimmt ward; und die Art, wie er in dem entwürdigten und verwirrten Ägypten, wo er Dankbarkeit zu finden hoffte, von feigen Räthen des jungen Königs Ptolemäos Dionysos, einen jammervollen Tod, und eine elende Verbrennung nach so vieler Größe fand, führt der Seele nicht nur eine Menge wichtiger Betrachtungen zu über den Gang menschlicher Schicksale, sondern sie erwirbt auch dem Pompejus ein Mitleiden, welches Cäsar, der wenige Tage später eintraf, selbst durch seine Thränen nicht mindern kann.

357. Den ägyptischen Räthen jedoch kam ihr feiger Frevel nicht zu Gute. Cäsar gab das Reich der

Schwester ihres Königs, Kleopatra. Aber sein Aufenthalt in Ägypten ist räthselhaft und voll von Abscheulichkeiten und Abeuteuern. Daß den dreyundfünfzigjährigen Dictator bloß die Reitze und die Wollüste der jugendlich schönen Kleopatra in so schweren Zeiten gehalten haben sollten: diese Unwürdigkeit ist, nach Cäsars Art, politisch so unmöglich, als sie sittlich das menschliche Gefühl unversöhnlich empören müßte. Es ist vielmehr glaublich, daß Cäsar in der Ferne lauerte, um sich Diejenigen, in welchen noch einige Tugend lebte, ausscheiden zu lassen von Solchen, welche für das Gehorchen reif waren; die Wollust war Nebensache, der s. g. alexandrinische Krieg vielleicht nicht unwillkommen, und die persönliche Gefahr eine gewiß ungewünschte, doch auch unvermeidliche Folge. Aber wie weit war es mit Rom gekommen, daß ein Dictator auf solche Weise fast ein Jahr verleben, und unterdeß Italien durch einen so geist- und kraftvollen, leidenschaftlichen wüsten Mann, wie Antonius war, verwalten lassen durfte! daß doch in Rom kaum Zuckungen bemerkt wurden, und daß die Freunde der Freyheit und Rom's alter Art nur in den fernsten Provinzen sich zu sammeln vermochten! Als Cäsar endlich Alexandria verließ (J. 47): da wurde Pharnakes, Mithradat's Sohn, der auf längern Kampf der römischen Herren gerechnet zu haben scheint, und der deßwegen die Herstellung des pontischen Reichs für möglich gehalten hatte, leicht besiegt. Hierauf wurde Rom schnell beruhigt: (eine meuterische Legion wurde durch Ein Wort beschämt und gewonnen; durch ein Wort, welches übrigens auch die Zeiten zeigt: sie wollten nicht Bürger, sondern Soldaten seyn). Alsdann setzte Cäsar mit erneuerter Macht

(J. 46) nach Afrika hinüber; dahin war Cato nach der Schlacht bey Pharsalos gegangen, dahin hatten sich Viele geflüchtet, die sich für Freunde der Republik und für freye Männer hielten, aber in Wenigen war Cato's Seele, und in Keinem war Cäsar's Geist. Scipio, des Pompejus Schwiegervater, stand an der Spitze der Truppen, die man zusammen brachte; dieser war kein Feldherr gegen Cäsar. Juba, König von Numidien, war mit ihnen; aber andere Feinde hielten seine Macht auf. Cäsar'n blieb das Glück getreu, wie er sich selbst. Anfangs freylich schien der Krieg gegen ihn zu laufen. Als aber bey Thapsus entscheidend gestritten wurde, da erhielt er einen so vollständigen, als wohlfeilen Sieg. Nach diesem Siege verlor Cato die Hoffnung seines Lebens; also hielt er für das Einzigwürdige, durch besonnenen Tod seine freye Seele zu retten. Solch ein Ende konnte allein einer so großen Tugend in einer so heillosen Zeit geziemen, aber es muß auch die menschliche Seele beruhigen. Wer fragen mag, ob Cato durch seine Tugend nicht Rom mehr geschadet habe als genutzt, der hat weder Rom's Art erkannt, noch Cato's Seele, oder den Sinn des menschlichen Lebens. Und wie wenig durch Nachgeben und Fügsamkeit erreicht wurde, das könnte ja wohl Cicero's Beyspiel lehren! Auch der Tod des Juba und des Petreius erhebt das Gemüth guter Menschen; auch Scipio gewinnt im Sterben Verehrung. Also gingen in den Schlachten oder durch Selbstmord die Besten zu Grunde.

358. Cäsar aber, welcher den Sallustius zum Statthalter von Numidien machte, ging nach Rom. In dem stolzen Selbstgefühl, Alles zu können, war Mäßigung

sein Vortheil, wie sein Vergnügen. Aber zu der Allgewalt fügte er eitle Pracht, die in republikanischen Formen kaum den fürstlichen Sinn verbarg. Glänzende Spiele, ersehnte Schmäuse und eine Güte, die dem leicht ist, der über Alles verfügt, betrogen das Volk; edlere Menschen versteckten in ausgelassener Lustigkeit den Schmerz ihrer Brust über die Knechtschaft. Übrigens wurden auch gute Verordnungen erlassen, die für die Freyheit nicht minder zweckmäßig waren, als für die Herrschaft. Auch sorgte Cäsar dafür, daß die Stufen zerbrochen werden möchten, auf welchen er zu der Höhe seiner Macht gekommen war, damit Keiner ihm nachsteigen sollte. Aber dieser Macht drohete noch eine Gefahr. Die Söhne des Pompejus, getrieben von der Begierde, den Vater zu rächen, standen in Spanien an der Spitze vieler Legionen; zu ihnen waren manche Gegner Cäsars geflohen; des Letztern Truppen konnten sie, ohne ihn selbst nicht bewältigen. Also ging er nach Spanien. In der furchtbaren Schlacht bey Munda (J. 45) schien zwar auch Er unterliegen zu müssen, aber der Ausgang war wiederum für ihn. Cäsar konnte in Rom triumphiren über Römer, welche, wenn nicht für Rom's Freyheit, doch wider Rom's Unterwürfigkeit gestritten hatten. Nun aber schien dem großen Imperator, dem Vater des Vaterlandes, die königliche Gewalt, die er durch willkührliche Anordnungen, durch große Entwürfe, durch üppige Sitten und selbst durch unbürgerlichen Spott bewährte, die er aber unter republikanischen Formen besaß, nicht mehr zu genügen: er erstrebte zu der Gewalt auch den Nahmen und den Schmuck. Und bey der großen Zahl getreuer Anhänger Cäsars, bey der Ge-

schmeidigkeit des entwürdigten Senats, und bey der Verdorbenheit der Menge, war zu fürchten, daß auch die Guten so verknechtet werden möchten, daß dieses Streben bald gelingen würde. Also schien den Wenigen, in welche sich Rom's alter Geist gerettet hatte und die eben darum von diesem Geiste desto furchtbarer, selbst über die nöthige Besonnenheit hinaus, getrieben wurden: nur Eins könne die Freyheit retten, Cäsars Tod. Marcus Brutus, ein geistvoller Mann, den gute Sitten, strenge Grundsätze, ehrenwerthe Thaten die Achtung aller Guten erworben hatten, dessen Nahme aber auch große Erinnerungen aufrief, und Cajus Cassius, der freylich jenem in Vielem nachstand, der aber die Freyheit liebte und dadurch furchtbar war, daß er sich mit dem Leben abgefunden hatte, wurden die Häupter einer Verschwörung. Durch diese fiel Cäsar (den 15. März 44).

359. Keiner wird läugnen: C. Jul. Cäsar ist einer der merkwürdigsten Menschen in der Weltgeschichte. Unter allen Sterblichen, die je gelebt haben, wird kaum einer gefunden, der größere Eigenschaften des Geistes in mannigfaltigen Lagen entwickelt hätte, als Cäsar. Also wird er immer mit Recht Bewunderung finden. Aber diese Bewunderung soll ihre Gränzen haben. In sittlicher Rücksicht ist Cäsar unter Vielen. Die einzelnen Züge eines edlen Herzens sind nicht ausgezeichnet; die menschliche Natur ist in sich selbst gut, und darum können einzelne edle Thaten auch von schlechten Menschen vollbracht werden; für einen Herrscher ist Güte oft die höchste Klugheit: bey einem Mann, in dessen Schlachten viele Hunderttausend gefallen sind, erscheint Manches glänzend und schön, das bey einem

andern Menschen gar nicht beachtet wird; überhaupt ist Dem, der Alles kann, sehr leicht, liebenswürdig zu scheinen, wenn aber hierzu selbst die Geneigtheit für sinnliche Genüsse gerechnet wird, so steht es schlecht um die Tugend; endlich sind große Unternehmungen für den thätigen Herrscher Bedürfniß: der Wahnsinnige steckt alsdann die Stadt an, der Verständige bauet und verschönert: bey manchen Dingen aber, die einem Solchen zum Ruhm angerechnet werden, sind viele Thränen geflossen. Im Übrigen ist kaum verzeihlich, Cäsars Streben nach der Herrschaft mit der (wahren) Behauptung rechtfertigen zu wollen, daß Rom der Freyheit nicht mehr werth gewesen sey. Hierdurch wird das Gelingen seines Strebens allerdings begreiflich, aber das Streben selbst wird damit nicht gut. Man verdammt die früheren Männer, die durch gleichen Sinn Rom um die Würdigkeit der Freyheit brachten: wie kann man ihn denn preisen, da er auf derselben Bahn zum Ziele gelangte, das auch sie wollten? Wenn Rom der Freyheit nicht werth war, so war doch die Freyheit selbst werth, daß Cato für sie lebte und starb. Wie seltsam aber erscheint Cäsars Fall am Fuße der Bildsäule des Pompejus, wenn man annehmen darf, Brutus sey wirklich Cäsars Sohn gewesen, und auf diesen jungen Mann habe er die Gewalt übertragen wollen, die er mit so ungeheuern Anstrengungen errungen hatte.

Zwölftes Kapitel.

Untergang der Freyheit.

360. Der Gedanke der Verschworenen war nicht über Cäsar's Tod hinaus gegangen. Es scheint, sie seyen selbst erschrocken über ihre That mit der erschrockenen Rom. Darum konnten sie die ersten Augenblicke nicht benutzen; ein solches Versehen aber konnte später durch nichts wieder gut gemacht werden. Und doch, wenn sie auch, nachdem der Baum gefällt war, die Wurzel auszurotten versucht hätten, dieser Versuch hätte nicht gelingen können; sie lag zu tief und trieb zu furchtbar. Es entstand eine schreckliche Verwirrung, die den Antonius, dem man verstattete, die Leidenschaften des Volks arglistig bis zur Raserey aufzupeitschen, zu dem Gedanken verleitete, der für ihn freylich viel zu groß war, Cäsars Rolle hinauszuspielen. Die Verschworenen mußten aus Rom entfliehen, obgleich ihre That Anfangs gebilligt worden war, und obgleich Cicero die Parteyen vermittelnd besänftigt zu haben glaubte. Aber von den Provinzen und den Heeren hing die Entscheidung ab; also suchten Alle die Provinzen, die am meisten Macht versprachen. Antonius jedoch, Cäsars Beyspiel beachtend, hielt mit Recht keine Provinz für bedeutender, als das diesseitige Gallien, das schon Dec. Brutus verwaltete. Indem er aber so gut, als seine Natur es erlaubte, den Cäsar zu machen anfing, ungeachtet Cicero noch einmahl die alte Kraft seiner Rede versuchte, mit welcher er einst den Catilina vernichtet hatte, trat ein junger Mann auf, der in demselben Jah-

(J. 63) geboren war, in welchem Cicero die Republik gerettet zu haben meinte, ein junger Mann, der durch viele große Eigenschaften des Geistes, besonders aber durch eine allmächtige Selbstbeherrschung und durch eine Besonnenheit, die sein ganzes öffentliches Leben der Schauspielerey nahe brachte, Alle zu überlisten, zu täuschen, zu bewältigen wußte, bis er endlich allein stand und allgebiethend über den Trümmern alter römischer Freyheit. Dieser achtzehnjährige Jüngling war C. Octavius, bald C. Jul. Cäsar Octavianus genannt, Cäsars Großneffe und Erbe.

361. Das bewunderungswerthe, kluge Benehmen Octavian's gegen Antonius, den Senat, Cicero, Alle; der mutinensische Krieg, den Antonius um Gallien anfing; die Theilnahme Octavian's an diesem Kriege mit den Consulen gegen Antonius; die Flucht des Letztern zum Lepidus über die Alpen und seine Vereinigung mit demselben; der wunderliche Umstand, daß beyde Consulen (Hirtius und Pansa) in dem Treffen gegen Antonius den Tod fanden und Octavian an die Spitze des ganzen siegreichen Heeres kam; des Dec. Brutus Ausgang; Octavian's Zug nach Rom, um das Consulat zu erzwingen; die sonderbaren Verhältnisse, welche nun statt fanden Theils zwischen dem dienstbaren Senat und dem jugendlichen Consul, Theils zwischen der s. g. Republik und dem geächteten Antonius mit dem zweydeutigen Lepidus, Theils zwischen Octavian und den geächteten Brutus und Cassius, die in Makedonien und Syrien sich rüsteten, Theils endlich zwischen diesen und Antonius mit Lepidus: Alles dieses hängt in sich selbst zusammen, erklärt aber auch die Verbindung, die Octavian, Antonius und Lepidus schlossen

und die unter dem Nahmen eines Triumvirats zur Einrichtung der Republik (J. 43) auf fünf Jahre geschlossen wurde: denn diese Verbindung war den beyden Ersten nothwendig, und der Letzte wurde zugelassen, weil man ihn brauchen konnte, ohne ihn fürchten zu müssen. Aber wie abscheulich war die Art dieser Verbindung! und wie weit war Rom in wenigen Jahren gekommen! Als Pompejus, Cäsar und Crassus, drey Männer, die gewiß weit über Antonius, Octavian und Lepidus standen, sich vereinten für die gemeinsame Durchsetzung ihrer Absichten: da suchten sie diesen Verein durch ein Familienband zu befestigen, aber sie verspotteten die Formen der Freyheit nicht, und Rom sollte nicht wissen, daß man sie zu beherrschen suchte. Bey dem neuen Triumvirat hingegen wurde mit einer Familienverbindung höchstens gespielt; zu befestigen suchte man dasselbe durch Verbrechen und Blut, indem ein jeder der Triumviren den Andern einen Freund, einen Verwandten, einen Bruder zum Opfer brachte, dann aber alle drey gemeinschaftlich jeden Menschen dem Tode weiheten, den sie haßten oder fürchteten, oder der Geld liefern konnte für die unersättlichen Soldaten; soviel aber wurde Rom nicht mehr geachtet, daß man die Knechtschaft hätte behüllen sollen, die man über sie brachte. Die Triumviren zogen mit ihren Heeren in die Stadt, unter gräuelhaftem Blutvergießen, unter wildem Schrecken, unter Scheuslichkeiten, die vielleicht ärger waren, als durch welche Sulla sich zum Abscheu der Welt gemacht hatte, weil sie mehr besprochen und durchdacht und gegenseitig erhandelt seyn mochten; endlich zwang man das entwürdigte s. g. Volk, das Triumvirat förmlich

anzuerkennen, und Alles zu preisen und zu bewundern, was man ausgemacht hatte, und dafür den Göttern zu danken. In der ganzen Geschichte kommen wenige Auftritte vor, welche die menschliche Seele mit solchem Ekel über Grausamkeiten, mit solchem Ingrimm über Verruchtheiten und solcher Wehmuth über Verirrungen erfüllen, als diese schrecklichen Zeiten in Rom; aber die menschliche Natur verläugnet sich doch nicht ganz, und Einzelnes erhebt auch hier die niedergebeugte Seele doch empor. — Besonders ergreifend jedoch ist der Opfertod Cicero's, der mit seinem Worte den Antonius bis zur Wuth gereitzt hatte: ein großes Beyspiel für Leben und Sterben!

362. Inzwischen hatten Brutus und Cassius sich in den orientalischen Provinzen, die man ihnen anfänglich gegeben, nachmahls aber wieder zu entreißen gesucht hatte, nicht ohne einen Kampf behauptet, der hin und wieder noch an bessere Zeiten erinnert. Sie hatten die Kraft dieser Provinzen in Bewegung gesetzt. Die Triumviren mußten sie zur Befestigung und Vollendung ihrer Herrschaft bekämpfen. Also gingen Antonius und Octavianus nach Griechenland (Lepidus blieb in Rom); aus Asien zogen Brutus und Cassius ihnen entgegen. Bey Philippi in Makedonien sollte die Entscheidung fallen, zu welcher Brutus durch einen seltsamen Geist getrieben ward. Aber die beyden Schlachten, die hier kurz nach einander (J. 42) statt fanden, wird kein Mensch sinnig überdenken, ohne sich in tiefster Seele durchdrungen zu fühlen von den wunderbaren Fügungen in den Weltbegebenheiten, von welchen die Schicksale der Menschen abhängen, und durch welche der Lauf der Zeiten bestimmt wird.

Brutus und Cassius hatten den Vortheil der Stellung für sich; sie hatten eine größere Macht, und durch Se. Pompejus die Herrschaft des Meers; an Geist und Einsicht standen sie nicht nach; endlich war ihre Sache die gerechte, für welche immer alle gute Menschen seyn werden: dennoch gelang dem Antonius — (Octavian war krank oder vorsichtig zurück geblieben) — sie zu besiegen, nicht durch wirkliche Bewältigung, sondern dadurch, daß sie durch grausame Mißverständnisse ihren Grundsätzen unterlagen, nach welchen ihnen, bey der Verzweifelung an Rom und an dem Glücke der Tugend, nichts übrig blieb, als der Selbstmord. Wenn aber ihr Untergang, den viele wackere Männer zu überleben scheueten, in der Ermordung Cäsars begründet zu seyn schien: warum mußte ihr Tod den Sieg ihrer Gegner entscheiden? In der That: bey solchen großen Begebenheiten wird der Mensch stark an die allwaltende Gottheit erinnert, und an die Nothwendigkeit, die auch in menschlichen Verhältnissen liegt! — Also waren die Triumviren Herren, soweit Rom geherrscht; und wenn S. Pompejus auch noch nicht bezwungen war, und noch einen verderblichen Krieg zur See zu führen vermochte: so trug das in der Hauptsache um so weniger aus, da er seine Lage nicht recht zu benutzen verstand.

363. Die Geschichte der nächsten zehen Jahre ist weniger lehrreich in politischer Rücksicht als in sittlicher; aber sie ist voll von Abscheulichkeiten, und der Sinn des ganzen Getreibes ist kein anderer, als die Gewalt, welche bey Philippi Drey erworben zu haben schienen, auf einen Einzigen zu häufen, und zwar auf Den, welcher, wenn er auch vor den Dreyen

nicht durch sittliche Würde hervorragte, doch unter allen Stürmen Kaltblütigkeit genug behielt, um seinem Zwecke gemäß zu handeln. Die Versuche, welche gemacht wurden, die Feindschaft zu besänftigen, die zwischen Antonius und Octavianus (Lepidus kam wenig in Betracht) in der Natur ihrer gegenseitigen Bestrebungen und Verhältnisse lag, dienten nur dazu, die Gewalt dem Einzigen um so gewisser zu verbürgen. Antonius, immer zum wüsten Leben geneigt, und nur in einzelnen schweren Augenblicken der großen Kraft mächtig, welche ihm die Natur gegeben hatte, und welche er in jenem wüsten Leben so unwürdig vergeudete, hatte die morgenländischen Provinzen zur Beruhigung und Plünderung erhalten, während Octavian in Italien seine habgierigen und raublustigen Soldaten mit Sullaischer Gewaltthätigkeit, in den versprochenen Besitz fremden Eigenthums setzte, und in Rom für die Zukunft wirkte. Dort erlag Antonius seinem bösen Genius, der Sinnlichkeit. Nachdem er auf seinem Zuge durch Asien sich eben so allgewaltig und gebietherisch, als prachtvoll und üppig gezeigt hatte, vergaß er in den Armen der reitzenden Gauklerinn Kleopatra, Cäsars Besiegerinn, den Octavian, Rom und die Herrschaft. Der Ungestüm seiner ersten Gemahlinn Fulvia, die, heftig erbittert über sein Leben, als Ehemann und als Parteyhaupt, sogar einen Krieg in Italien (J. 41) gegen den Octavian erregte, der sie als Mutter schwer beleidigt hatte, und der durch das ungeheuere Elend, welches er Theils wegen der Vernichtung aller Sicherheit des Eigenthums und der Personen, Theils wegen des Kriegs mit S. Pompejus, in schwierige Verhältnisse gerieth — der Ungestüm der Fulvia riß ihn zwar

auf aus der verächtlichen Schwelgerey und brachte ihn nach Italien; aber selbst die Tugend und Schönheit der Octavia, des Octavian's Halbschwester, mit welcher er sich vermählte, um einer neuen Verbindung mit Octavian (J. 40) mehr Festigkeit zu geben, konnten seine Leidenschaften und Begierden kaum auf ein Paar Jahre zügeln und befriedigen, und die Einigkeit zwischen ihm und Octavian erhalten. Selbst die Vermittelung einer Erneuerung des Triumvirats rechtfertigte die Freude des Volks eben so wenig, als der Jubel über den Vertrag mit dem betrogenen Sex. Pompejus, den dasselbe im Drange der Noth erzwingen mußte (J. 38), diesem Vertrage Dauer gab. Denn zwischen Octavian und Pompejus blieb Mißtrauen und Feindschaft; der Krieg brach bald von neuem aus; und durch die Hülfe, welche beyde andern Triumviren (Antonius aus Griechenland, Lepidus aus Afrika) sandten, dann durch Verrätherey und Kunstgriffe aller Art, endlich durch die Thätigkeit und den Geist des M. Vips. Agrippa, gelang zuerst dem Octavian, den Pompejus aus dem Sitze seiner Macht, aus Sicilien, zu vertreiben, zu Ohnmacht, zu Verzweiflung, zum Tode; dann aber gelang ihm auch, die Truppen des Lepidus, der ihm geholfen hatte, aber freylich mit eitler Seele, zu verlocken, und ihn aus dem Triumvirat zu stoßen zu Schmach und Vergessenheit (J. 36). Während aber Octavian hierdurch und durch die schlaue Benutzung aller günstigen Umstände sein Ansehen verstärkte, und alsdann (J. 35) seine Legionen mit Kriegen in Illyrien und Pannonien beschäftigte, war Antonius seinem alten Hang gefolgt. Er war (J. 37) nach Asien gegangen, um gegen die furchtbaren Parther zu ziehen, welche die Zer-

rissenheit unter den Römern zur Eroberung von Syrien und Phönikien benutzt hatten, und bisher glücklich von Ventidius, des Antonius Feldherrn, bekriegt waren. Es mag ungewiß bleiben, ob ihn der alte Kriegsmuth getrieben, oder die Eifersucht gegen Ventidius, oder die alte Liebe zur Kleopatra: gewiß ist, daß er diese zu sich rief, da ihn seine Gemahlinn nicht begleiten konnte; gewiß ist, daß er das unwürdige Leben mit ihr erneuerte, daß er sie mit Land und Leuten beschenkte, daß er nach seinem so mühseligen als unglücklichen Feldzuge gegen die Parther (J. 36), und nach seinem unrühmlichen Verfahren gegen Armenien (J. 34), in Alexandria triumphirte, und dann mit einer Schamlosigkeit, die an Wahnsinn gränzte, nur der Wollust lebte und der Schwelgerey. Durch die willkührliche Verschenkung ganzer Länder aber, und durch den Mißbrauch römischer Ehren konnte das römische Volk eben so aufgebracht werden, als die unwürdige Verstoßung der Octavia alle Gemüther empören und dem Octavian einen gerechten Vorwand zum förmlichen Bruche geben mußte. Der Krieg indeß wurde mit großer Klugheit gegen die Kleopatra erklärt; er wurde so schnell geendigt, als angefangen. Die Seeschlacht bey Actium (J. 31) entschied nichts; aber die Art wie Antonius den Kampf aufgab, und hierdurch besiegt wurde, war der Unwürdigkeit seines Lebens angemessen. Und wenn sein Tod, nachdem ein Versuch in Ägypten zu widerstehen, mißlungen war, auch noch einmahl an den Römer erinnert, so erregt er doch weder Mitleid noch große Gefühle. Bey dem Ausgange der Kleopatra aber erfreuet, zu bemerken, daß sie die Erschöpftheit ihrer Buhlkünste bey dem Sieger erlebte;

und wenn sie gezwungen gewesen ist, sich durch Schlangen den Tod geben zu lassen, so weiset dieses sinnvoll auf ihr Leben zurück. — Also wurde Octavian Herr des ganzen römischen Gebieths (zu welchem nun auch Ägypten gezogen wurde) auf eine Weise, die ihm selbst eben so unbegreiflich seyn mochte, als sie den Beobachter dieselbe Waltung erkennen läßt, die sich bey Philippi offenbart hatte.

Fünftes Buch.

Die römischen Imperatoren.

Erstes Kapitel.

Augustus.

364. Wenn man die Gränzen der römischen Herrschaft um diese Zeit, und den Zustand der Länder bedenkt, die sie umfaßte, so wird man eben so sehr von Erstaunen und Bewunderung ergriffen, als von Schmerz und Wehmuth durchdrungen, sowohl wegen der früheren Zeiten, die man kennt, als wegen der kommenden, die man ahnet. Das Reich erstreckte sich von den Wasserfällen Ägyptens bis gegen den Bord des Deutschen Meeres, und von Lusitaniens Gestaden bis an den Kaspischen See und an die Ufer des alten Euphrates; es umfaßte die reichsten und schönsten Länder der Erde. Bey der Menge, bey der Mannigfaltigkeit und Köstlichkeit der Erzeugnisse, welche die ewige Natur, unabhängig von menschlicher Verkehrtheit, mit stets neuer Kraft in diesen Ländern hervorbringt, bey der Thätigkeit, an welche die Menschen gewöhnt waren, und zu welcher ihr Wesen im-

mer treibt: bey der Kenntniß, die man in Bearbeitung der Naturerzeugnisse längst erworben hatte, und bey der Leichtigkeit, mit welcher die Bewohner der verschiedenen Länder des Reichs mit einander Verkehr treiben konnten, bedurften diese Bewohner nichts als Ruhe, um zu einem großen, s. g. Wohlstand zu kommen, d. h. um ein bequemes Leben führen zu können, reich an sinnlichen Genüssen jeglicher Art. Mit diesen sinnlichen Genüssen mochten sich auch, weil der Geist vom Leibe nicht zu trennen ist, Genüsse des Geistes, bey der ererbten Bildung, wohl vertragen; der Verstand mochte gewinnen; neue Ideen konnten entstehen; Werke der Wissenschaft, der Kunst und Pracht das Leben ergötzen und zieren. Aber die sittliche Kraft in den Völkern war gebrochen durch Eroberungen und Unterjochungen, durch Grausamkeiten und mannigfaltige Gräuel; und sie konnte nicht wieder gewonnen werden, diese sittliche Kraft, unter dem Zwange der Herrschaft, in der Unnatürlichkeit der Verhältnisse, und unter jenen sinnlichen und geistigen Genüssen. Wenn daher jener Zwang und diese Unnatürlichkeit nicht aufhörte, so mußte, weil auch die alten Religionen kein Leben mehr hatten, Alles verfallen und verfaulen, und ein neues, kräftiges, würdiges Leben war nur von Völkern zu erwarten, die in ihrer Eigenthümlichkeit fortbestehend, und die sittliche Kraft, die nur in Ausbildung jener Eigenthümlichkeit möglich ist, bewahrend, sich fremder Herrschaft zu erwehren wußten.

365. Rom selbst hatte ihren alten Geist abgelebt; der unwürdige Leib mußte sich fortan nach dem Willen Dessen bewegen, der die Gewalt des Schwerts zu gewinnen verstand; die Sitten der Väter waren ver-

schwunden; Gedanken der Freyheit waren Allen zu hoch, und Gehorsam war eine so leichte, wie die höchste, Tugend. Italien war auf eine entsetzliche Weise zerrüttet; die Verhältnisse des Lebens waren umgekehrt; viele gute, durch Fleiß und Tugend wohlhabende, Menschen trieb die Verzweifelung der Armuth, und die frechen Söhne des Glücks und des Kriegs, gemeines Volk und freygelassene Sclaven, befanden sich im gewaltthätigen Besitze von Land und Gut: Ungewißheit, Jammer und Elend zeigten sich neben Üppigkeit, Verschwendung und Pracht überall im grellsten, im unglaublichen Gegensatz. In Griechenland mahnten noch viele Reste schöner Kunstwerke an die alte große Zeit, wenn gleich die verwüstenden Kriege und die ungeheuere Noth der Zeit unsäglich Vieles durch Raub und Brand vernichtet hatten; aber die fortgehende Erödung war nicht zu verkennen, die Bevölkerung war zusammen geschwunden, Alles in Verfall; und wenn gleich Witz, Geist und Gelehrsamkeit nicht fehlten und ein leichtes Leben dem munteren Volk auch jetzt noch nicht genommen war, so war doch alles Gedeihen, dahin, alle Kräftigkeit, alles Frische und Fröhliche. Makedonien war um seine Weltherrschaft bis auf die Erinnerung gebracht, und hatte keine Früchte derselben aufzuweisen. Kleinasien, einst in einem so bewunderungswürdigen Getreibe, war auf eine Weise ausgepreßt, die es unbegreiflich machen würde, wie sich das Leben der Menschen noch erhalten konnte, wenn man sich nicht an die Unerschöpflichkeit der Natur erinnert: die Städte zeugten noch durch ihre alte Pracht für die ehemahlige Herrlichkeit. Syrien both ein sonderbares Gemisch von alter einheimischer Art und fremder Weise, und

der durch die Herrschaft der Fremden verdorbene Charakter der Bewohner sprach sich gut in losen Künsten aus: einzelne prachtvolle Denkmahle ruheten auf dem Elende des Volks. Phönicien war durch die Gewaltthätigkeit der Ereignisse längst um sein friedliches Glück gebracht, und die schönen Bestrebungen seiner Bewohner hatten den alten herrlichen Sinn nicht mehr. Palästina war zwar noch nicht zur römischen Provinz gemacht: Herodes der Große beherrschte dasselbe (J. 36 v. Ch. bis 1. nach Christus), hart gegen das verwilderte Volk, grausam gegen das verstoßene Haus der Makkabäer, und gegen die eigene Familie: aber es war abhängig und konnte seinem Geschicke nicht entgehen; dennoch hatten sich in Palästina die erhabenen Ideen von Jehovah in dem Unglücke der Zeit erhalten, gesteigert, gereinigt; und mitten im Streit der Secten sollten sich diese Ideen bald in der Tiefe des Gemüths eines göttlichen Menschen ausbilden bis zu den erhabensten und heiligsten Ansichten, vor welchen das irdische Leben mit all seinem Unglücke verschwand. Ägypten war von der Höhe seiner alten Bildung durch die fremden Herrschaften hinabgewürdigt bis zur Verächtlichkeit; Alexandria zeigte ein reiches Zwitterleben, aber die ehrwürdige Eigenthümlichkeit war dahin, und die geheime Weisheit der alten Priester war kaum noch in ihrem Zerrbilde, in Taschenspielerey und Gaukeley, zu erkennen. Das übrige Afrika war von keiner Bedeutung; und wenn die Eitelkeit sich auch darin gefallen konnte, auf den Trümmern Karthago's wiederum menschliche Wohnsitze zu errichten, so war damit die alte Karthago nicht hergestellt, die nur in der Freyheit und in ihrer Eigenthümlichkeit gediehen war. Spa-

nien endlich und Gallien waren durch gräuelvolle Kriege und durch empörende Grausamkeiten meist bewältigt, und an der Ausbildung ihres Wesens gehindert; wie eine unzeitige Frucht, möchte man sagen, waren die Völker dieser schönen Länder in ihrer Natur zerstört.

366. Die Behauptung, daß für eine solche Welt, wie diese römische war, die Herrschaft eines Einigen ein Glück gewesen sey, kann nur Solchen einfallen, welchen sinnlicher Genuß das höchste Leben ist, und Ruhe das schönste Gut. Wenn man auch nicht daran denken will, daß ein Glück, welches von fremder Willkühr abhängt, ein ungewisses und gefährliches Geschenk seyn müsse; wenn man nicht der Zeit voraus eilen, und auf die Herrscher hinweisen mag, welche diese Willkühr nachmahls geübt haben: ist es denn nicht wahr, daß es für Menschen nur Ein Glück gibt: die freye Bildung des Geistes? und ist diese denn anders möglich, als in der Eigenthümlichkeit der Völker? Solch' eine Masse von Völkern, ganz verschieden an Geist und Art, an Charakter und Weltansicht, an Lebensweise und Bedürfnissen, wie römische Gewalt und und römische List sie zusammen gezwängt hatte, konnte nicht gedeihen oder bestehen: für menschliche Würde und Ehre war einerley, ob Rom nach alter Weise diese Völker unter sich hielt, oder ob Rom selbst mit ihnen unter Eines Herrn Willkühr stand. Ja, es würde auf keine Weise zu begreifen seyn, wie sich eine solche Herrschaft, auf diese oder auf jene Art, über so viele Völker habe erhalten können, wenn nicht, Theils die gebrochene Kraft und die Entsittlichung der Unterworfenen, Theils der rohe Zustand der Völker, die noch nicht unterworfen waren, Vieles erklärte. Ge-

wiß ist indeß: durch die schreckliche Zerrüttung der Welt, welche die römische Eroberungswuth erzeugt hatte, wurde die Herrschaft eines Einzigen nothwendig; Rom hatte sich nicht selbst beherrschen können: darum mußte sie Herren erhalten, welche die unterjochte Welt an ihr rächen konnten. Aber daraus soll Keiner folgern, daß die Zerrüttung der Welt auch nothwendig gewesen sey; und eben so wenig soll jemand aus dem Umstande, daß Rom einen Herrn erhielt, den beliebten Satz rechtfertigen wollen, daß große Staaten keine Republiken seyn können. Die Freyheit ruht auf Tugend und Sitten; ein knechtisches, sittenloses, lasterhaftes Geschlecht wird nie der Freyheit froh werden, es mag in einem kleinen Staate leben, oder in einem großen; aber für ein tugendhaftes Volk, welches treu bleibt den vaterländischen Sitten, ist die Freyheit möglich, es mag groß seyn oder klein. Ist es möglich, das Gegentheil zu denken, und doch zu leben!

367. Wie dieses sich aber auch verhalten mag: Cäsar Octavian, bald (J. 27) Augustus genannt, übernahm die Herrschaft der römischen Welt, die er erlistet und erkämpft hatte. Alle tüchtigen Männer mit republikanischer Seele waren umgekommen, oder sie waren doch bis zur Verzweifelung an der Freyheit gebracht durch das Unglück der Zeit: also machte ihm Keiner die Gewalt streitig, wenn er auch noch mehrmahls durch Verschwörungen geängstigt wurde. Augustus indeß bediente sich der Gewalt mit desto mehr Mäßigung, je gewisser sie ihm war. Nachdem er den Schein angenommen, als sey er bereit, sie gänzlich abzulegen, ließ er sich dieselbe vom Volk in republikanischen Formen und unter republikanischen Nahmen, als Imperator,

Consul, Censor, Tribun, zuerst wiederhohlt auf eine bestimmte Zeit, nachmahls auf immer ertheilen, und, wenigstens scheinbar, aufdringen. Den Senat ließ er bestehen; aber er — säuberte ihn; das Volk wurde noch zur Versammlung gerufen, aber um es zu täuschen; ja selbst republikanische Ämter, deren Gewalt er in sich vereinigte, blieben nicht unbesetzt. Er aber, Augustus, lebte einfach und bürgerlich, und allen zugänglich; ihm zur Seite standen Agrippa und Mäcenas, zwey Männer, von welchen sich der erste durch kriegerische Talente, der andere durch einen schönen menschlichen Sinn, beyde aber durch eine große Klugheit und Mäßigung Allen empfahlen; andere ausgezeichnete Männer, die ihn und seine Herrschaft feyern konnten, wurden herbey gezogen; bey der Menge wirkten Brod und Spiele; Vieles geschah überhaupt, was das Volk, dem schon die Ruhe nach solchen Stürmen Erquickung und Lust war, ergötzte und unterhielt. Also suchte Augustus die Gewalt, die er ausübte, zu verbergen; er suchte den Römern die Herrschaft aufzuschmeicheln, damit auch der letzte Rest republikanischer Tugend eingeschläfert werden, und damit Keiner es merken möchte, daß er hingegeben sey in die Willkühr eines Andern. Selbst die Geschichte des freyen Roms durfte Titus Livius schreiben. Daß Augustus dieses große Unternehmen begünstigt hat, das verdient ihm zum Ruhm angerechnet zu werden; aber zu läugnen möchte auch schwerlich seyn, daß Livius dem ganzen Werk ein solche Haltung gegeben habe, daß Augustus die Vergleichung der Zeiten wagen konnte. Das vortreffliche Werk, dessen theilweiser Verlust nimmer genug beklagt werden kann, gleicht doch etwas der Zeit,

in welcher es entstand. Wie unendlich schön ist die Gestalt, welche der reiche Geist des Verfassers demselben gegeben hat; aber eine große freye Gesinnung tritt seltener hervor, und oft steht der Leser da mit ungewisser Seele, mitten in der höchsten Bewunderung.

368. Indem aber Augustus auf solche Art mehr und mehr den Widerstand überwand, den er noch fürchten mochte, und indem er für die Herstellung äußerer Sitte, für Zucht, Ruhe und Ordnung zweckmäßige Anordnungen traf, vergaß er auch nicht, seine Herrschaft so festzustellen, daß er sie nöthigen Falls gewaltsam zu behaupten im Stande seyn möchte; und in den letzten Jahren verfuhr er wirklich nicht mehr so gemäßigt, als in den ersten. Darum ist eben so leicht, seine Anordnungen verdächtig zu machen, in Absicht und Art, als sie zu preisen. In der That: bedenkt man die Einrichtung, die Augustus traf in Rücksicht der Provinzen, von welchen er diejenigen für sich, als Imperator, behielt, die durch ihre Lage und Verhältnisse die Gegenwart von Truppen nothwendig machten, und die Art der Verwaltung sowohl in diesen als in solchen, die er dem Senat überließ; bedenkt man die Veränderungen im Kriegswesen, die stehenden Heere, die Errichtung der s. g. prätorianischen Cohorten, und deren Art und Behandlung; bedenkt man die Bestimmungen, welche in Ansehung der Einnahmen des Staats getroffen wurden: so wird man allerdings erkennen, daß alle diese Veränderungen wohlthätig seyn, d. h. äußere Ruhe und irdischen Wohlstand fördern konnten, wenn ein gutgesinnter Herr, dem es zugleich nicht an Fähigkeit fehlte, das Ganze zu übersehen, Alles leitete; aber man wird nicht läugnen können, daß mit diesen Vorkehrungen, bey dem Stande

römischer Tugend und Sitte, auch eine gute Grundlage für vollkommen despotische Willkühr gelegt war. Und wenn man sich dann, nicht etwa bloß der Mittel erinnert, durch welche es dem Augustus gelungen war, die Gewalt zu erwerben, welche er besaß, sondern auch mancher andern Erscheinung aus der Zeit, als er die Gewalt schon erlangt hatte, z. B. des Grundsatzes, daß Sclaven gegen ihre Herren als Zeugen gebraucht werden durften: so ist Keinem der Glaube zu verargen, daß Augustus vom Anfange seiner Laufbahn bis ans Ende nichts gewollt habe, als die Herrschaft, und daß er nur nach Verschiedenheit der Zeiten verschiedene Mittel angewendet habe. In jedem Fall ist gewiß, daß Augustus den Römern alle Sicherheit nahm, wenn er ihnen auch Ruhe verschaffte; daß er den sittlichen Verfall nicht aufhielt, wenn er auch über das Elend der Zeit täuschte; daß er durch sein eigenes Leben seine Reden über Tugend und Sitte nicht rechtfertigte, so wie er auch Andere höchstens zur Heucheley bewog; und daß ihn eine Besorgniß verfolgte, wie sie selten bey reinen Absichten seyn dürfte. Im Übrigen erlebte er in seinem Hause so viel Unglück und Gräuel (besonders durch seine zweyte, schlecht gewonnene, Gemahlinn Livia herbey geführt, die fast wie ein Bothe der rächenden Gottheit erscheint), daß man nicht begreift, wie seine Seele über dem häuslichen Jammer des öffentlichen Glücks hat froh werden mögen.

369. Mehr als einmahl schloß Augustus, zum Zeichen eines allgemeinen Friedens, den Janustempel, um auch durch diesen Kunstgriff den Römern fühlbar zu machen, wie schön die Herrschaft sey. Zu läugnen ist auch nicht: die Macht des römischen Reichs mußte

den Nachbaren um so furchtbarer erscheinen, je weniger sie durch inneren Zwiespalt geschwächt ward: davon gaben sie Beweise. Aber ein solches Reich konnte, seiner Natur nach, nie Frieden haben. Durch des Augustus Kriege, welche er zum Theil durch seine Feldherren (und Agrippa, der nun (seit J. 21) mit Augustus unglücklicher Tochter Julia, Witwe des edlen Marcellus, freylich nicht zu ihrer Freude, vermählt war, blieb sein treuer Freund) führen ließ, in welchen er aber auch selbst zu Felde ging, wurde die römische Herrschaft theils befestigt (wie in Spanien und Gallien), theils noch erweitert: und doch war er selbst, als er einst die Größe derselben und die Verschiedenheit der Bestandtheile und die Verhältnisse dieser Theile zu Rom und des Ganzen zu den unbezwungenen Völkern übersah, der Meinung: das Reich müsse nicht vergrößert werden. Unter seinen Kriegen aber sind bey weitem die wichtigsten für den Gang menschlicher Bildung diejenigen, welche gegen die Deutschen geführt wurden. Die Gewinnung der Alpenkette, im Norden Italiens, war nothwendig für die Sicherheit dieser Halbinsel; ja, wenn nicht die Habsucht der Römer, die sich in Griechenland und Asien besser gefiel, Vieles erklärte, so würde unbegreiflich seyn, wie man diese Gebirge, deren Bewohner freylich einen harten Kampf, aber nur eine schlechte Beute versprachen, so lange vernachlässigen konnte. In früherer Zeit (während Antonius in Ägypten schwelgte) hatte Augustus selbst die wilde Kraft und den hohen Muth der vermischten Bewohner dieser Gegenden (z. B. in Metullum) kennen gelernt, die, ohne Fleiß und Sitte, und früherer Unfälle vielleicht eingedenk,

in diesen unwirthlichen Bergen keinen andern Trost hatten, als die Freyheit, und keine andere Hoffnung, als auf den Raub, welchen die glückliche Ebene versprach. Die Unterwerfung von Pannonien, Vindelicien, Rhätien und Noricum, die guten Theils durch die Stiefsöhne des Augustus, durch den kühnen Drusus und den starken und listigen Tiberius, freylich nur mit schrecklicher Erödung, erkämpft wurde, wäre gewiß ein großer Gewinn für das Reich gewesen, wenn man sich auf die Gebirge beschränkt und in ihnen bloß eine Vormauer gegen die gewaltigen Bewohner der deutschen Gauen und überhaupt gegen alle Barbaren gesucht hätte. Daß man aber (J. 15) bis zur Donau ging, und einen Fluß zur Gränze des Reichs machen wollte, daß war ein großer Fehler, der indeß, wenn man spätere Ansichten kennt, verzeihlich wird. Aber man wollte an der Donau wohl nicht stehen bleiben; die Versuche, die vom untern Rhein her zur Unterjochung Deutschlands gemacht wurden, standen mit diesem Vorgehen in die Ebene in Verbindung. Was aber diese Versuche gegen die Deutschen selbst betrifft, die (vom J. 12 an) von Augustus Stiefsohne, Drusus, unternommen, und nachher von dessen Bruder Tiberius, und Sohne, dem vielgeliebten Jüngling Germanicus, mit großer Anstrengung und nicht ohne scheinbaren Erfolg fortgesetzt wurden: so ist gar nicht zu bezweifeln, daß sie durchaus verkehrt waren, und mit ihrer Nothwendigkeit darum nicht gerechtfertigt werden können, weil diese Nothwendigkeit nur in durchaus verkehrten Verhältnissen begründet war. Wo wollte man denn endlich aufhören? und wo hatte man die Nothwendigkeit, unruhige Nachbaren zu unterwerfen,

besiegt? Wenn man indeß bedenkt, unter welchen Verhältnissen Augustus das Reich übernahm; wenn man erwägt, wie natürlich es war, den Ausfluß des Rheins sichern zu wollen; wenn man sieht, wie Augustus selbst wiederhohlt gezwungen wurde, sich in Gallien aufzuhalten, um diese Provinz vor den Deutschen zu beschützen; wenn man endlich überlegt, wie man in Rom durch den Gang der Ereignisse gewöhnt seyn mochte, Alles mit einem sehr großen Maßstabe zu messen: so wird man geneigt, diesen neuen Frevel den Menschen zu verzeihen, welche die Unterjochung der Deutschen in Vorschlag brachten und auszuführen unternahmen. Man wird zu dieser Verzeihung um so mehr geneigt, je klarer die Betrachtung der Art und des Lebens der alten Deutschen, die wir künftig zu beschreiben versuchen wollen *), zu der Überzeugung führt, daß ihnen eine große gemeinsame Noth nur heilsam werden konnte für Vereinigung, für Bildung, für Erkennung und Entwickelung ihrer Volksthümlichkeit. Die Art dieser schrecklichen Kriege ist merkwürdig; merkwürdiger jedoch ist ihr Ausgang. Es mag seyn, daß die Laster der Römer den sittlichen Sinn der Deutschen am meisten empörten, aber die Römer irrten sich doch wohl, wenn sie glaubten, ohne diese Laster hätten sich die freygesinnten Deutschen ihre Herrschaft gefallen lassen. Auch mag seyn, daß der Geitz und die Nichtswürdigkeit des Varus die deutsche Tugend und Kraft früher aufreitzte, als sonst gesche-

*) Nähmlich im zweyten Bande dieses Werks, wo auch der Gang des Kriegs angedeutet werden soll.

hen seyn würde: aber ein so großer, erhabener, herrlicher Mann, wie Hermann, hätte die Freyheit der Deutschen in jedem Falle gerettet. Die Befreyung Deutschlands durch ihn (J. 9 nach Christo) gehört sowohl wegen des großen Sinns, mit welchem sie bewirkt wurde, als wegen der unendlichen Folgen, zu den allergrößten Weltbegebenheiten, deren Andenken die Geschichte hat. Aber wenn auch vor diesem Ereignisse andere Unfälle, z. B. das Mißlingen der Unternehmung gegen Arabien (J. 24), verschwanden, so erlebte doch Augustus, der den deutschen Sinn nicht kannte, die nachtheiligen Folgen nicht, die er erwartete, und, mit der Schwäche des Alters, fürchtete. — Im Übrigen starb „der Fürst," „der Vater des Vaterlandes," (J. 14) zu Nola, 76 Jahre alt, mit einer Fassung, die auch wohl Derjenige bewundern dürfte, der ihn, bey seinem plötzlichen Hingang, nicht mit Beyfallklatschen begleiten mag.

Zweytes Kapitel.

Des Augustus Haus.

370. Ein Fürst wie Augustus konnte es allerdings zweifelhaft machen: ob die Herrschaft besser sey, oder die Freyheit. Wenn die Römer die allgemeine Verwirrung und das gränzenlose Unheil überdachten, wozu die Freyheit Veranlassung gegeben zu haben schien, und wenn sie alsdann die ruhige Ordnung bemerkten,

die der Herrscher zu erhalten wußte, und die sichere Wohlhabenheit der Meisten, die unter jener Ordnung möglich ward, während höchstens einzelne Unruhige oder Unvorsichtige die Gewalt des Herrn empfanden: so ist begreiflich, wie in ihnen der Sinn für die Freyheit ersterben und die Süßigkeit des Gehorsams gepriesen werden mochte. Wenn man hingegen in spätern Zeiten bemerkte, daß Augustus die Stadt mit vielen Werken hoher Kunst und Pracht geziert hatte, an deren Vorstellung sich noch jetzt die menschliche Seele ergötzt, und daß unter ihm die Literatur zu ihrer schönsten Blüthe gekommen zu seyn schien: so ist ebenfalls begreiflich, wie man, ermüdet durch die Betrachtung des gräßlichen Gewühls der Zeiten, die vor ihm hergegangen, mit Lust bey ihm und seinen Werken verweilt. Hierüber hätte geschehen mögen, daß der Geist der Menschen verwirrt, daß er über das Rechte ungewiß, und über das, was würdig ist und ehrenwerth, irre geworden wäre. Vor solchem Unheil aber möchte der neue Herr wohl sichern, den Rom nach August's Tod erhielt: nähmlich Tiberius Claudius Nero. Es ist nicht zu läugnen, Tiberius hatte sich bisher im Krieg als einen Mann von vieler Kraft, von großer Tapferkeit und Klugheit gezeigt, wenn er gleich für die Deutschen kein so würdiger Gegner gewesen war, als sein Bruder, Drusus. Aber ohne Falsch war seine Seele nie gewesen; das Menschliche hatte er nicht geehrt; Lockung, Lug und Trug war stets seine Art; seine groben Sitten hatten seine häßliche Seele verrathen, und wüste Ausschweifungen hatten ihm gefallen. Unter andern Verhältnissen jedoch hätte sich sein Charakter vielleicht anders ausbilden können. Der Umstand aber, daß seine Mutter, Livia

deren Liebling er war, ihm mit aller Beharrlichkeit einer weiblichen Seele die Herrschaft zu verschaffen wünschte, die er selbst, mit dem alten Stolze des Claudischen Geschlechts, erstrebte, mußte ihn verderben. Denn des Augustus Liebe hatte zuerst sein Schwestersohn und Eidam, der edle Marcellus; hierauf erfreueten sich ihrer seine beyden Enkel, Julia's und Agrippa's Söhne, Cajus und Lucius, die Fürsten der Jugend; endlich stand auch Drusus, des Tiberius jüngerer Bruder, dem Herzen des Imperator näher, als dieser, dessen Sinn und Art von demselben erkannt seyn mochte. Nun sollte diesen Allen die Zuneigung des Augustus entzogen und dieser bewogen werden, dem Tiberius die Herrschaft zu übertragen. Hierüber wurde Tiberius von einer Kette seltsamer Verhältnisse umschlungen, in welchen Schmeicheley, Heucheley, Laurerey, Trötzigkeit, Ränke und Verbrechen auf die widerlichste Art abwechselten. Dennoch wurde das Ziel erst erreicht, nachdem man den alten Augustus aller seiner Lieblinge beraubt und hierdurch und durch Kunstgriffe aller Art besiegt hatte; vielleicht täuschte sich der alte Mann wirklich über den Heuchler; aber nunmehr war auch schon in dem neuen Cäsar, der das Bewußtseyn nicht tödten konnte, die Seele verhärtet; eine argwöhnische, heimtückische Grausamkeit war in dem 56jährigen Mann ausgebildet, die durch ihre gräßliche Kälte dreyfaches Entsetzen erregt, und die er nun recht zu befriedigen so entschlossen wie geneigt war.

371. So ruhig die Herrschaft von Augustus auf Tiberius in Rom überzugehen schien: so deutlich verkündigte sich doch sogleich der Geist der Zeit, furchtbar die Zukunft vorhersagend, nicht nur unter diesem Herrn,

sondern auch unter den folgenden. Tiberius selbst begann mit einer feigen Unthat — mit der Ermordung des Agrippa, Augusts letzten, gehaßten, verbannten, bemitleideten Enkels: hierauf zeigte er überall mit Hastigkeit, die neue Gewalt, um sie durch Ausübung zu sichern; aber im Senate redete er mit vieldeutigen Worten, und zögerte, und heuchelte, damit ihm die lang erstrebte Herrschaft aufgedrungen werden sollte. Der Senat war bereit zu jeder Niederträchtigkeit, und war um nichts verlegen, als um die Windungen, in welcher seine Kriecherey dem Herrn wohl am besten gefallen dürfte. Das Volk war stumm und gleichgültig, und ergötzte sich höchstens mit einigen Spöttereyen. Die Legionen endlich gewannen schon das fürchterliche Gefühl, daß bey ihnen die Macht wäre, und die wilde Meuterey, die in Pannonien und am Rhein unter ihnen ausbrach, wurde nur mit Mühe dadurch gedämpft, daß sich Keiner fand, der ihre Unzufriedenheit hätte benützen mögen: dem Germanicus, des Tiberius edlem Neffen, der, von ihm, auf Augustus Befehl, an Kindes Statt angenommen, von den Soldaten geliebt, vom Volke geehrt war, wurde die Herrschaft angebothen; aber er konnte sich nicht entschließen, dieselbe anzunehmen. Hierdurch jedoch vermied er den Argwohn und den Haß des Tiberius keineswegs, sondern dieser wurde um so mißtrauischer und feindseliger gegen ihn, je würdiger er sich bewiesen hatte. Des Tiberius Eifersucht wurde nur schlecht verborgen; in wiefern er Theil an seinem Tode gehabt habe, ist schwer zu sagen. Aber als er nach diesem Tode (J. 19 nach Chr.) Keinen mehr hatte, von welchem er fürchten mußte, er werde ihm durch Abkunft oder Volksgunst die Herrschaft streitig machen, da gab er die Mäßigung mehr und mehr

auf, welche er bis dahin geheuchelt hatte. Die schrecklichen Majestätsverbrechen, deren ursprünglich erhabener Sinn eine gemeine und elende Richtung genommen hatte, seitdem die Republik in die Gewalt eines Einzigen gekommen war — denn der, welcher im Staat Alles vermochte, setzte sich und seine persönlichen Angelegenheiten an die Stelle des Staats und dessen großen Verhältnisse —, gereichten um so leichter Vielen zum Verderben, da eine Unvorsichtigkeit, ein unbedachtes Wort, von lauschenden Spähern vernommen, hinreichte, das Leben zu verwirken. Aber wie schwer auch eine solche Zeit seyn mußte, so wurde der Zustand des Lebens doch erst recht abscheulich, als (J. 23 nach Chr.) der Anführer der Leibwache, L. Aelius Sejanus, ein Mann von gewandtem Geist, aber eben so niederträchtig als herrschsüchtig, eben so sittenlos als boshaft, eben so schmeichlerisch als grausam, sein ganzes Vertrauen gewann. Es ist aber schwer zu sagen, ob Tiberius durch den Sejanus zu seinen Abscheulichkeiten verführt oder bestimmt worden sey, oder ob er sie nur mit größerer Frechheit und in größerem Umfange vollbracht habe, weil er am Sejanus ein Werkzeug fand, wie er es brauchte. Alle Verhältnisse während dieser Herrschaft sind so falsch und heuchlerisch, daß es kaum möglich seyn möchte, Jedem das Seinige zuzutheilen. Gewiß ist, daß Tiberius nachmahls auch ohne Sejan der alte Wütherich blieb. Das Aufhören der Volksversammlungen verdient kein Bedauern, weil sie nichts mehr gewesen waren; die Mißhandlungen des Senats erregen keine Theilnahme, weil der Senat gemein war und elend; aber die Vereinigung der Leibwache in Baracken, um sie zu drohender Gewalt alle Zeit

bereit zu haben, und die Entfernung des alten Imperators aus Rom, und zuletzt (J. 26 nach Chr.) nach Caprea mit ihren Folgen waren unbeschreiblich entsetzlich. Während der graue Tyrann in der Verborgenheit dieser Insel mit unnatürlichen, ekelhaften Wollüsten das Gewissen unterdrückte, und durch Possen aller Art die bösen Geister zu vertreiben suchte, erfolgten Gräuel auf Gräuel, die man darüber nicht vergessen kann, daß in den Provinzen mit Strenge auf die Verwalter geachtet ward. Jede Tugend konnte gefährlich werden; jede Auszeichnung erregte seinen Argwohn. Ausgesuchte Martern ergötzten den abgestumpften Tyrannen. Überall lauerten Schergen; täglich wurde gewürgt; nichts vermochte einige Sicherheit zu geben für Leib und Leben; Selbstmord wurde gewöhnlich und leicht. Während die Familie des Germanicus abscheulichen Verfolgungen unterlag; während so viele Menschen wegen ihrer Handlungen zu Grunde gingen, konnte einem edlen Schriftsteller, Cremutius Cordus, Ein großes Wort so gefährlich werden, daß er schmählichen Beschlüssen nur durch Eine große That zu entgehen vermochte, die ihre Feyer finden wird, so lange es Menschen gibt. — Es ist eine widerliche Geschichte; aber vier Dinge mögen einigen Trost geben bey diesen Scheuslichkeiten. Zuerst, daß Livia, des Tiberius Mutter, ihren Zweck verfehlte, (daß Sejan, sein Freund, der rächenden Gottheit begegnete, und in die Netze fiel, die er selbst ausgespannt hatte: das würde noch mehr erfreuen, wenn nicht seine Kinder so scheuslich mißhandelt wären, und wenn sein Fall (J. 31) nicht eine ungeheuere Schlächterey veranlaßt hätte); dann daß man bey dem Betragen der Römer sich

des Gefühls nicht erwehren kann, eines solchen Tyrannen seyen sie werth gewesen; ferner, daß man auch hier die Gewalt vielfältig erkennt, die der Geist über das Sinnliche hat, wenn der Mensch nur in sich selbst einkehrt; und endlich, daß Tiberius einen Geschichtschreiber gefunden, dessen Seele groß und rein genug war, ihn in einem so starken Lichte darzustellen, daß er auf immer der Abscheu der Welt bleiben muß. — Er starb, wie er es verdiente, nach 23 Jahren seiner Herrschaft, fast 78 Jahre alt (J. 37 nach Chr.)

372. Die Freude über den Tod des alten Tyrannen schien um so gerechter zu seyn, da des geliebten Germanicus Sohn, Cajus, der als Knabe im Lager mit Soldatenwitz Caligula genannt war, die Gewalt und den Nahmen des Imperators erhielt. Anfänglich rechtfertigte Caligula, obgleich er unter den Augen des argwöhnischen Tiberius eine knechtische Seele gezeigt hatte, diese überschwengliche Freude; er war mild, sittlich, gerecht, freygebig und gegen That und Wort nachsichtig, wie in dem Gefühle, daß er weder Urtheil noch Handlung zu fürchten habe. Aber bald sah man statt des Fürsten ein Ungeheuer: es ist menschlich, daß man die entsetzlichen Gräuel, welche dieser Mensch vollbrachte, aus Krankheit und Wahnsinn zu erklären gesucht hat. Wie könnte denn auch ein Mensch, der sich seiner bewußt ist, also handeln! Diese verruchte Selbstvergötterung, die Opfer und Anbethung heischte; diese abgefeimte Liederlichkeit; diese grauenvolle Wildheit, die sich an Martern weidete, und die bis zu dem Wunsch kam, daß doch das ganze römische Volk nur Einen Kopf haben möchte; diese gottlose Klage über das ruhmlose Glück der Zeit; diese unsinnige Verschwendung, ohne

Geist, ohne Zweck; dieser kostbare Feldzug mit seiner schnöden Beute; mit einem Worte, dieser unnatürliche, grausame, feige Mißbrauch der Gewalt: wie ließe sich dieses Alles anders erklären, als aus einer Narrheit, welcher das unglückselige Gefühl geblieben ist, daß ihr Alles erlaubt sey gegen Alle. Ist, was Caligula vollbrachte, von ihm mit gesunden Sinnen und überlegt vollbracht worden: so fühlt man sich von einem Entsetzen und von einem Ekel ergriffen, die zu überwinden nicht möglich seyn dürfte. Aber wenn man sich auch auf eine oder die andere Weise mit ihm abzufinden vermöchte: wie soll man sich mit dem Volke versöhnen, das einen solchen Wüthrich fast vier Jahre duldete? (J. 41 nach Chr).

373. Und wer mag sagen, daß Cassius Chaerea und Cornelius Sabinus durch seine Ermordung Rom oder der Welt einen Dienst geleistet haben! Der Gedanke des Senats, die Republik wieder herzustellen, würde albern gewesen seyn, wenn dieses die Kaiserlichen Leibwachen auch nicht so schnell und auf eine so schnöde Weise gezeigt hätten. Tiberius Claudius Cäsar, des Drusus Sohn und vielleicht des Augustus leiblicher Enkel, wurde von dieser Leibwache — durch einen lächerlichen Zufall — zum Imperator gemacht; ein Wesen von fünfzig Jahren, fast blödsinnig von Jugend auf, und doch nicht ungelehrt; eine sittliche Mißgeburt, in welcher die Natur einen Menschen angefangen aber nicht vollendet zu haben schien, und doch ein Bewunderer der Griechen: vernachlässigt von Allen, verspottet von Vielen, verachtet von denen, die ihm am nächsten waren, und nur geduldet wegen seiner vollendeten Erbärmlichkeit, und doch ein Schriftsteller; ein Fürst, wie Rom, nach Caligula, verdiente, und an

welchem die Leibwache ihre Macht und den Preis ihrer Gunst recht in Erfahrung bringen konnte. Einem solchen Fürsten ist das wenige Gute, welches Anfangs unter seiner Herrschaft geschah, so wenig anzurechnen, als das viele Böse, das unter ihm vollbracht wurde, ihm zur Last fällt. Von Weibern und Freygelassenen wurde das Eine bewirkt, wie das Andere. Und welche Gräuel waren nicht solchen Menschen möglich, als in deren Hand der unglückselige Imperator mit seiner Furcht und Feigheit fiel! Seine (dritte) Gemahlinn Messalina wurde durch ihre ekelhafte Üppigkeit um so gefährlicher, da es ihr keineswegs an andern Leidenschaften, auch nicht an Verstand fehlte. Ein Mensch, wie Narcissus, war neben einer solchen frechen Frau der rechte Gesell; und so lange man des Pöbels durch Fütterung und Schauspiele gewiß blieb, so lange durfte man sich Alles, unter dem Nahmen des Imperators, erlauben, wozu nur die Leidenschaft trieb und die Begierde reitzte. Und als Messalina unterging in ihrer Abscheulichkeit, was war gewonnen? Der alte Imperator zeigte doch zuweilen einen menschlichen Sinn — (wir gedenken nur der Art, wie er deutsche Gesandte behandelte); — sein Entschluß, der Ehe, die ihm, wie Alles, nicht glücken wollte, zu entsagen, war gewiß sehr verständig: aber wie hätte er der Arglist des Pallas widerstehen mögen und der schmeichlerischen Art der Agrippina? Durch Nahmen und Abkunft ruft dieses Weib manche große Erinnerung auf, aber gerade dadurch erscheint sie nur um so abscheulicher. Selbst gegen Messalina möchte sie noch dadurch verlieren, daß sie aus eigener Herrschlust ihren Sohn erster Ehe, den Domitius Nero, dem alten Imperator aufschmeichelte,

aufschwatzte, aufdrang, bis es ihr gelungen war, demselben die Nachfolge gesichert zu sehen. Wahrlich, wenn man alle die elenden Scheuslichkeiten überdenkt, und die feigen Grausamkeiten, welche unter dieser Herrschaft statt fanden, so können die Erweiterung des römischen Reichs nur dadurch einiges Wohlgefallen erregen, daß man hofft, je weiter dasselbe sich ausdehnt, desto eher werde es zusammen brechen. Am merkwürdigsten sind übrigens unter diesen Erwerbungen die Ereignisse in Britannien, und das Sonderbarste bey diesen Ereignissen möchte wohl die Theilnahme des Claudius seyn. — Solch ein Mensch herrschte dreyzehn Jahre über Rom (bis J. 54), und er würde noch länger geherrscht haben, wenn sein Tod endlich seiner Gemahlinn und deren Entwürfen nicht vortheilhafter gewesen wäre, als zuvor sein Leben.

374. Brittannicus, des Claudius Sohn, wurde durch die List der Stiefmutter, Agrippina, zurück gedrückt; der Nachfolger des Claudius war daher der Agrippina Sohn erster Ehe, Nero Claudius, der zuerst von der habsichtigen Leibwache, dann von dem elenden Senat, endlich von allem Volk als Imperator begrüßt wurde. Dieser Nero gilt in der Meinung der Menschen als das unübertroffene Vorbild aller schändlichen Tyranney; wie Macchiavelli später durch seine Lehre, so ist Nero durch sein Thun der Abscheu Aller geworden, welche Gewaltthätigkeit und Unterdrückung hassen oder zu hassen vorgeben; ob mit Recht oder Unrecht, ist schwer zu entscheiden. Gewiß ist, Nero gehörte zu den Menschen, in deren Hand die Gewalt unendlich gefährlich ist, weil sie so geneigt, als bereit sind, dieselbe grausam zu mißbrauchen; zu den Menschen, welchen auch nie die Gewalt zugestan-

den werden wird, wenn nicht die Meisten knechtische Seelen sind, ohne Ehre und Treue. Aber so schnell, wie gewöhnlich geschieht, wird man nicht mit ihm fertig, wenn man gerecht zu seyn strebt. Es ist leicht gesagt: Nero sey, zwischen großen Verbrechen, Lastern und Ausschweifungen, in den strengen Grundsätzen stoischer Weisheit erzogen, hierdurch zum Heuchler gebildet, mit dem Vorsatz zur Alleingewalt gekommen, sich zu entschädigen für früheren Zwang. Aber einmahl ist dieses kaum wahr: Seneca, der seltsame Mensch, der sich in den Grundsätzen so herrlich und im Leben so gemein, wenigstens so zweydeutig zeigt, war zwar sein Lehrer in der Beredsamkeit, aber von der Philosophie ward er abgehalten, „weil sie nicht für einen Solchen gehörte, der herrschen sollte"; dann aber würde mit dieser Wahrheit auch noch wenig erklärt seyn. Wenn man hingegen bedenkt, daß Nero in einem Alter von 17 Jahren zur Alleingewalt gelangte, daß er diese Gewalt in fünf Jahren so wenig mißbrauchte, daß sie noch in spätern Zeiten als schöne Jahre des Glücks und Heils gepriesen wurden; daß er die Gränzen des Reichs nicht erweitern wollte, sondern daß er sie zusammen zu ziehen wünschte und nur durch Ehrfurcht für seine Vorgänger abgehalten wurde; daß er Auszeichnungen bescheiden ablehnte, bis er sie verdient hätte; daß er wünschte, nicht schreiben zu können, um nicht ein Todesurtheil zu bestätigen; daß er den Provinzen die Steuern erlassen zu können wünschte; daß er Sinn hatte für Musik und Gesang und für die schönen Künste (sein Garten war offenbar in dem Geschmack, den wir den englischen zu nennen pflegen); und wenn man hierzu bedenkt, daß von den größten Verbrechen, deren man ihn beschuldigt hat, das Eine nähmlich die Ansteckung Roms, ganz

und gar nicht bewiesen ist, sondern daß nur Gerüchte umliefen, während er das Unglück zu lindern suchte (in wiefern die Christenverfolgung mit diesem Unglücke zusammen hing, dürfte auch ungewiß seyn), daß hingegen an dem andern, an der Ermordung seiner Mutter, gerade das Verruchteste und Abscheulichste, nähmlich die Betrachtung des Leichnams der Ermordeten, gleichfalls durchaus ungewiß ist; daß endlich einem Fürsten, der so viel Unglückseliges verübt hatte, wie Nero, Manches zur Last gelegt seyn mag, das ihm ganz fremd war — wenn man dieses Alles bedenkt, und dann zugleich das Unwürdige und Gräuelhafte in seinem Leben damit vergleicht: so wird man fast, im Gefühle der Menschlichkeit, zu der Vorstellung gezwungen: daß Nero ursprünglich ein kräftiger, gutgesinnter Mensch gewesen, und große und menschliche Grundsätze gehegt, daß er aber durch seine Verhältnisse zu einer tiefen Verachtung der Menschen gekommen sey, und daß in dieser Verachtung seine Kraft sich bald als Muthwillen und Spott, bald als Hohn und Grausamkeit gezeigt habe, durch welche seine alte gute Natur nur zuweilen durchbrach. Und ist diese tiefe Verachtung nicht erklärlich genug! Um sich her sah der Jüngling nichts als ekelhaftes Verderbniß: das Volk knechtisch und feig, ohne Sinn und Charakter; der Senat ohne Ehre, ohne Würde, schmeichlerisch auf hündische Weise, kriechend wie elendes Gewürm; seine nächste Umgebung, die, welche ihm am theuersten seyn mochten, abscheulich: der Lehrer erhabener Grundsätze eine gemeine Seele; die eigene Mutter ein schandbares Weib, das ihn zu dem entsetzlichsten Gräuel zu verführen trachtete, das ihn zum Verbrechen ängstigte, das ihn zu dem ungeheuersten Frevel

nöthigte; seine Geliebte, ein listiges Geschöpf, das ihn gleichfalls zu solchem Frevel reitzte und drängte, und hierzu die Bemerkung, daß seine Verkehrtheiten, seine Thorheiten und seine Verbrechen gleiches Lob, gleichen Beyfall fanden: in der That, es ist nicht zu verwundern, daß Nero, wie er überzeugt wurde, daß es keine Schaam gäbe und keine Reinheit, sondern daß Alles Heucheley sey, so auch überhaupt an dem Daseyn der Tugend zweifelte, ja daß er Den am wenigsten dulden konnte, der am festesten an der Tugend hielt, weil er der feigste Heuchler zu seyn schien; es ist nicht zu verwundern, daß er das ganze Leben als ein elendes Gaukelspiel nahm; daß er einmahl den Versuch machen wollte, zu sehen, was ein römischer Imperator wohl vermöge, daß er eine Menge Neckereyen und Possen trieb, damit sich die Armseligkeit und Nichtswürdigkeit der Menschen in ihrer ganzen Fülle offenbaren könnte, und daß er, nach Laune und Lust, nichts schonte, weder Leib noch Gut. — Bey seinem Ausgang wird man zweifelhaft, ob sein Benehmen aus Feigheit, Furcht und Wahnsinn zu erklären sey, oder aus dem bittern Spott einer übersatten Verachtung. Die Zeit aber bezeichnet, das solch' ein Fürst, als er zur Freude aller Guten nach 14jähriger Herrschaft sich selbst (J. 68 nach Chr.) den Tod gegeben hatte, nicht nur von einem auswärtigen Fürsten gefeyert, sondern daß auch sein Grab noch lange von Einheimischen mit Blumen bestreuet wurde, und daß Der gewissen Anhang faud, der wie Er zu seyn versprach. — Im Übrigen versteht sich, daß durch keine von unsern Bemerkungen Nero irgend gerechtfertigt oder entschuldigt werden soll, sondern nur das soll aus

ihnen hervorgehen, daß Nero nicht schlechter war, als Rom, und daß Rom sich nicht über ihn zu beschweren hatte.

Drittes Kapitel.

Galba. Otho. Vitellius.

375. An sich war der Grundsatz Nero's gewiß gut, das Reich nicht weiter auszudehnen; aber eine Herrschaft, die über die Gränze gegangen ist, kann so wenig ohne Gefahr still stehen, als weiter dringen. Die Legionen, nothwendig so an den Gränzen wie in den Provinzen des unnatürlichen Reichs, mußten Langeweile fühlen in der Unthätigkeit. Hierdurch verloren sie nicht nur den Sinn für die Waffen, weil sie durch tägliche Übung nicht die alte Liebe pflegen konnten, sondern sie wurden auch zu allerley Betrachtungen gereitzt. Da machten sie die erhabene Entdeckung, daß sie doch eigentlich die stärksten wären, weil sie vereint die Waffen führten, und daß es folglich von ihnen abhänge, den Römern einen Herrn zu geben; und zur wirklichen Ausübung dieser Macht, mußten sie sich noch besonders durch ihre Eifersucht auf die Leibwachen zweyfach gereitzt fühlen, da diese, in der Bequemlichkeit der Hauptstadt lebend, von der wiederhohlten Ertheilung der Gewalt schönen Gewinn zu ziehen gewußt hatten. Aber da mit Nero das Haus des Augu-

stus zu Grunde ging, und da durch diesen Untergang Keiner eine Art von Vorrecht auf die Herrschaft in Anspruch nehmen zu können schien: so war nicht wohl einzusehen, warum nicht jedes Heer seinen Anführer als Imperator begrüßen sollte, vorausgesetzt, daß derselbe Lust hatte, sich um die gefährliche Ehre zu bewerben, und daß er freygebig genug war, sie gehörig zu bezahlen. Nur einem überlegenen Geist, oder nur in sonderbaren Verhältnissen schien es gelingen zu können, Einem Einzigen wiederum die Herrschaft zu sichern: ohne Kampf war dieses kaum zu hoffen. Und also geschah es in der That.

376. Vindex, der in Gallien Statthalter war, hatte sich zuerst gegen Nero empört, von seinen Soldaten als Imperator ausgerufen; aber er vermochte nicht den Kampf zu bestehen, den er zu unternehmen nicht gescheuet hatte. Sein Geschick hätte alsdann fast den alten Ser. Sulpicius Galba, der Spanien verwaltete und inzwischen von seinen Legionen zum Imperator erklärt war, von der Bahn zurück geschreckt, auf welcher er sein Leben vollenden sollte. Aber der Unwille über Nero's Thorheiten und Unthaten war zu allgemein; die Empörung verbreitete sich bis nach Rom, bis zur Leibwache; also mußte Nero entweichen und Galba wurde als Imperator anerkannt: er wurde Cäsar Augustus zugenannt, aber in demselben Sinn, in welchem man sich gern Germanicus nannte. Denn Galba war zwar aus einem alten und vornehmen Hause, aber mit Cäsar und Augustus hing er durch seine Abstammung nicht zusammen. In frühern Zeiten hatte er sich durch Tapferkeit hervorgethan und durch Klugheit ausgezeichnet. Auch mochte sein Wille immer noch gut seyn; aber zu gutem Willen ver-

langte die Zeit Entschlossenheit und Gewandtheit, welche dem alten Manne fehlten, der selbst gegen Nero's Jugend, wenigstens bey den Soldaten verlor. Nur unter Gräueln und bösen Zeichen zog Galba in Rom ein. Er trug noch Vorstellungen in sich, die ganz und gar nicht zeitgemäß waren: er wollte vom Senat gewählt seyn, der eben so unmächtig war als verächtlich, und wollte den Legionen nicht die Entscheidung zugestehen, da sie ihn doch nur allein zum Imperator gemacht hatten und ihn nur allein als Imperator schützen konnten. Dazu unterlag er großen Fehlern, welche seine 72 Jahre vielleicht verzeihlich machten, welche aber in solchen Zeiten keine Verzeihung finden konnten. Er war geitzig, wie er nicht nur dadurch zu beweisen schien, daß er den Soldaten das erwartete Geschenk versagte, weil er sie auszuheben, aber nicht zu kaufen gewohnt wäre, sondern auch im eigenen Leben, und in den Maßregeln, mit welchen er die Begünstigten seines Vorgängers um ihren frühern Gewinn zu bringen suchte; er war streng bis zu unüberlegter Grausamkeit; die Treue deutscher Wachen wußte er weder zu ehren noch zu schätzen, und wollte einen Gehorsam, welchen zu fordern sich in der That für ihn kaum geziemte; endlich überließ sich der alte Mann ränkevollen Günstlingen, durch deren Betragen das seinige erst recht hinabgewürdigt wurde. Dennoch hätte er sich — vielleicht — länger erhalten mögen, wenn nicht Otho auf die Imperatorwürde, die Galba dem L. Calpurnius Piso, einem wackern, vortrefflichen Manne zuzuwenden gedachte, gerechte Ansprüche machen zu können geglaubt hätte. Als er jenen an Kindes Statt angenommen und zum Cäsar gemacht hatte, um bey drohender Gefahr

nicht allein zu stehen, da erlag er bald mit ihm den Ränken Otho's, und dem Leichtsinn übermüthiger und betrogener Soldaten (J. 69 nach Chr.) Er hatte kaum sieben Monathe die Herrschaft gehabt. Während derselben bleibt er dem Gemüthe meistens fremd; sein Untergang aber war abscheulich. Die Meisten beachteten nur den Augenblick, und dachten nicht an das, was dem Menschen Werth und Würde gibt. Das Abscheuliche wurde von Wenigen vollbracht, aber Viele wünschten es doch, und Alle ließen es geschehen.

377. Marcus Salvius Otho, der nach Galba drey Monde die Gewalt eines römischen Imperators ausübte, hat mehr Aufmerksamkeit gefunden, als er zu verdienen scheint: sein freywilliger Tod stand mit seinem Leben in einem solchen Widerspruche, daß er allerdings in sittlicher Rücksicht nicht gleichgültig seyn kann. Träge im frühern Alter, war er als Jüngling Nero's Gefährte geworden in Ausschweifungen und Wollust; sein Verhältniß zu diesem war so zweydeutig, wie sein Leben unwürdig, gemein, widerlich. Später scheint er, fern von dem Verderbniß der Stadt (in Lusitanien) zu Mäßigkeit und Ordnung zurückgekehrt zu seyn. Aber die Art, wie er sich gegen Galba, für dessen Freund er sich erklärt hatte, benahm; die Schlauheit, mit welcher er den alten Mann hinterging; die List und Kunst, mit welcher er die Soldaten anlockte, die von ihm jene goldenen Tage wieder erwarteten, welche ihnen Nero's Verschwendung und Laune verschafft hatte, die feine Berechnung überall in seinen Schritten, machen einen solchen Eindruck auf den Menschen, daß es schwer hält, zu glauben, in ihm sey Ehre und Tugend gewesen. Als Imperator be-

nahm er sich allerdings mit Würde, Mäßigung und Güte, so daß nicht bloß Solche von ihm schöne Zeiten hofften, für welche Nero's Herrschaft das höchste Glück gewesen war, sondern daß auch Diejenigen Vertrauen faßten, die noch etwa einige alte Tugend in sich bewahrten, die durch die Noth der Zeit zur Tugend, wie in Verzweiflung, zurück gekehrt waren, oder die sich nach einiger Ruhe sehnten. Ob aber in dem üppigen Körper ein stärkerer Geist gewohnt habe, ist schwer zu entscheiden. Zu läugnen ist keineswegs: dem Otho mochte es auf die kurze Zeit seiner Würde mit einiger Anstrengung wohl gelingen, den alten Trieb seiner Natur zu unterdrücken: Caligula und Nero waren länger vortreffliche Fürsten; und zu läugnen ist eben so wenig: in so schweren Verhältnissen durfte er durchaus keine Fortdauer seiner Gewalt erwarten, wenn er sie nicht durch ein gemäßigtes, verständiges, mildes Betragen gewönne. Denn die Legionen im s. g. untern Germanien hatten, nachdem das Geheimniß des Reichs verrathen war, daß auch wohl außer Rom ein Imperator gemacht werden könnte, ihren Führer, Vitellius, als Imperator begrüßt. Gegen diesen mußte Otho die Herrschaft bald mit den Waffen vertheidigen: die Römer begleiteten ihn mit begeistertem Zuruf ins Feld, mit welchem sie jeden empfingen, der die Gewalt hatte; denn sie wurde zu ihrer Begeisterung durch die Wollust der Knechtschaft getrieben, welcher Kriecherey Bedürfniß ist, das gemeine Wesen aber ein eitles leeres Ding. In der Schlacht bey Bedriacum, wurde Otho's Heer geschlagen: er selbst vermied es, in eine Schlacht zu gehen. Hierauf gab Otho sich den Tod. Die Besonnenheit, mit welcher er den Entschluß zum

Selbstmorde faßte, die Beharrlichkeit, mit welcher er an ihm festhielt, obgleich nicht Alles verloren war, die zarte Sorgfalt für Die, welche ihm Treue bewiesen, endlich die großen Grundsätze, welche er aussprach, zeichneten diesen Selbstmord aus. Es ist begreiflich, wie die Alten ihn feyern konnten. In der That muß man sich der hohen Gefühle, die er bewies, eben so sehr freuen, als man bewundern muß, daß er sich zu ihnen erheben konnte; sein früheres unwürdiges Leben jedoch wurde nicht dadurch gut gemacht, und zwischen Cato's Tod und dem seinigen ist ein Unterschied. Aber zu einem günstigen Urtheil über Otho hat auch wohl die Vergleichung desselben mit seinem Gegner beygetragen, dem A. Vitellius, der durch die vielgeltenden Legionen am Niederrhein, an deren Spitze ihn weder seine Tugend noch sein Verdienst, sondern seine Erbärmlichkeit gebracht hatte, zum Imperator erklärt wurde, und dem er vorher weniger unterlag als auswich. Denn dieser Vitellius, der nach Otho acht Monde, unter frevelhafter und ruchloser Verwaltung, römischer Imperator hieß, blieb, von seinem Aufenthalte mit Tiberius und dessen Schandbuben auf Caprea an, bis zu dem grausamen, unter stürmischen, gräßlichen, zerstörenden Auftritten erfolgten, Tode, welchen ein deutscher Soldat gefühlvoll abkürzte, und mit welchem die kurze Lust seiner Herrschaft endigte (J. 69), gleich verächtlich und in der niedrigsten Art ekelhafter Sinnlichkeit versunken, also daß gewiß niemand über ihn zweifelhaft seyn, oder versucht werden wird, ihm hohe Gefühle beyzulegen.

Viertes Kapitel.

Die Flavier. (Juden).

378. Bald nach Herodes des Großen (vergl. 365) Tode, auf dessen gewaltthätig willkührliche Herrschaft Palästina andere Übel erduldet hatte, war dieses Land durch Augustus zum Theil (J. 6 nach Chr.) zu einer römischen Provinz gemacht. Indeß wechselten die Verhältnisse in dem getheilten unruhigen Lande. Noch einmahl wurde es von Herodes Agrippa, einem klugen und gemäßigten Mann, der sich den Imperator Claudius zu verbinden zufällig Gelegenheit gefunden hatte, zusammen gebracht (J. 41); nach dessen frühem Tod indeß wurde das Ganze römische Provinz (J. 44). Aber wenn die Juden längst gezeigt hatten, daß sie die Selbstständigkeit, die für sie in der That unnatürlich war (vergl. 77), nicht zu behaupten vermochten, so hatten sie auch Eigenthümlichkeit genug in sich bewahrt, um der verruchten Kunst römischer Verwaltung einen unbeugsamen Sinn, den man Halsstarrigkeit genannt hat, entgegen zu setzen. Durch ihr altes Gesetz, durch ihre Erinnerung an ihre früheren Schicksale, durch die aus beyden hervorgegangenen Ansichten, und vor Allem durch den festen Glauben an einen Messias, der sie bald durch Herrschaft und Waltung zu einer hohen Bestimmung führen sollte, wurden sie zu Widerstand und Empörung gereitzt; aber durch dieses Alles wird auch, den Römern gegenüber, ihr Verfahren gegen Jesus Christus begreiflich, dessen göttliche Lehre und Art allerdings zu solchen Hoffnungen und Verhältnissen nicht

paßte, wenn sie gleich ohne dieselben nicht erklärlich seyn möchte: eine Vergleichung der politischen Lage Athens zu der Zeit, da Sokrates gerichtet ward, mit dem politischen Zustande Judäa's zur Zeit Christi, ist nicht ohne einige Belehrung. Zur Unterdrückung eines großen Aufruhrs der Juden, der jedoch weniger durch seine Gefährlichkeit, als durch seine Eigenthümlichkeit für Rom von Bedeutung seyn mochte, war, durch Nero, Flavius Vespasianus nach Judäa gesandt. Dieser nun wurde, nachdem er denselben, mit Verstand und Mäßigung, gedämpft hatte, bey der schrecklichen Zerrüttung des Reichs, von den Statthaltern in Syrien und Ägypten zum Imperator bestimmt, und unter den Mauern von Jerusalem von den Legionen als Imperator begrüßt, da Vitellius kaum zu dieser Würde gelangt war. Nicht ohne Widerstreben wagte Vespasian, seine Herkunft, sein Alter und das Reich bedenkend, sich auf die gefährliche Höhe zu stellen. Seinem Sohn Titus überließ er die Belagerung der alten, so festen als berühmten Stadt. Aber die Legionen an der Donau, angeführt von Antonius Primus, die sich für ihn erklärt hatten, eroberten ihm, in hartem Kampfe, Italien und Rom. Hierbey kam ihnen zu Hülfe, daß Claudius Civilis, ein edler Bataver, von großem Geiste, durch persönliche Beleidigungen gereitzt, noch mehr aber durch des Vaterlandes Noth und Schmach gekränkt, die Verwirrung im römischen Reiche benutzen wollte, um seinem Volk, und fremden Völkern, die zu ihm stehen mochten, Freyheit und Rache zu verschaffen, und daß er, um desto sicherer zu gehen, Anfangs Vespasian's Partey gegen Vitellius zu nehmen bekannte. Also wurde des Vitellius

Macht getheilt, und er überwunden; und als Vespasian (J. 70) nach Rom kam, da fand er schon (durch Mucianus) einen ruhigen Triumph vorbereitet.

379. Vespasian's Ruf war vormahls zweydeutig gewesen: nur unter den Schlechten erschien er vorzüglicher; aber er war der Erste, der sich als Imperator besserte. Bey allen Fehlern indeß hatte er gerade die Tugenden, welche dem Herrn des römischen Reichs am nothwendigsten waren; ja selbst seine Fehler wirkten gut. Unter Allem aber, das er gethan hat zur Erhaltung und Mehrung des Reichs, war das Wichtigste, daß er Zucht im Heere, Sitte im Leben und Ordnung in der Verwaltung der Staatsgelder herzustellen oder zu gründen suchte, wenn er gleich die Einnahme des Staats nicht ohne Härte und ohne einige Schamlosigkeit zu vergrößern strebte: denn hierdurch wurde möglich, den Kampf gegen die Feinde des Reichs länger zu bestehen. Von weniger Bedeutung hingegen war, daß er die Majestätegerichte abschaffte, den Senat ergänzte, dessen Würde mehrte, und was in diesem Sinne geschehen mochte: erfreuen kann das wohl; auch mag es für den Charakter des Imperators zeugen, wiewohl sich dieser auch jetzt noch nicht rein und frey erhielt (Julius Sabinus und Helvidius Priscus zeugen wider ihn); aber bey dem Verderbniß Roms und bey der allgemeinen knechtischen Gesinnung war mit solchen Anordnungen nichts Dauerndes gewonnen: ein Nachfolger konnte sie eben so willkührlich umstoßen, als Vespasian sie willkührlich getroffen hatte. Das Aufbauen und die Verschönerung der Stadt war gut; die Besoldung nicht nur latinischer, sondern auch griechischer Lehrer, verdient nur ein sehr zweydeutiges

Lob; auch sie zeugt von fortgehendem Verfall alter Art und Sitte neben des Imperators willkührlicher Gewalt; die Beschuldigung des Geitzes aber gegen einen Imperator, der wie Vespasian lebte, ist nach der Neroischen Zeit nicht unrühmlich. — Im Übrigen ist die gräuelhafte, blutige Zerstörung Jerusalems (J. 70) durch Titus nach einem so hartnäckigen, als sinnvollen Widerstand, und die Verstreuung der Juden, welche, schon vorher angefangen, auf diese Gräuel vermehrt wurde, höchst merkwürdig; die Seele denkender Menschen muß auf eine wunderbare Weise ergriffen werden, wenn sie den Gang der Schicksale überblickt, welchen Abrahams Geschlecht bis auf die Erscheinung Christi unterworfen gewesen, und dann überlegt, in wiefern diese Erscheinung durch jene Schicksale bedingt waren, und in wiefern die Bedeutsamkeit dieser Erscheinung von den gegenwärtigen und den bald folgenden Ereignissen und deren Zusammenhang mit den frühern Begebenheiten abgehöngt haben mag. In einem andern Sinne zwar, aber in diesem Sinne nicht weniger merkwürdig, war der schmähliche Krieg gegen den Bataver Civilis, und die, welche durch ihn bewegt wurden: denn nach des Vitellius Tode konnte Civilis nicht mehr verheblen, was er wollte. Dieser Krieg zeigt eben so sehr den Geist, der sich in den Barbaren zu rühren begann, als den Zustand der römischen Legionen und die Verhältnisse der Provinzen; aber er zeigt auch — und dieses zu beobachten, ist für spätere Zeiten lehrreich — welch' einen Sinn die Deutschen und die Gallier gegen einander hatten, er zeigt Jener Vertrauen, Gradheit und Kraft, und Dieser Schlauheit, Zwey-

deutigkeit und Herrschsucht. Indeß konnte, besonders gegen einen so gewandten und erfahrnen Mann, wie Cerealis, der erste Versuch, die römische Herrschaft diesseits der Alpen zu zertrümmern, nicht gelingen: aber des Civilis Entwurf scheiterte auf eine Art, die nur größere Hoffnung erregen mußte. — Endlich verdient Agricola mit der Art und Kunst Aufmerksamkeit, mit welcher er anfing (J. 78 — 85) Britannien zu bezwingen. Auch das mußte zu Roms Untergang mitwirken; und dieser Gedanke erfreuet, oder versöhnt wenigstens.

380. Die kurze Herrschaft, welche nach Vespasian (der im J. 79 starb) dessen Sohn Titus Flavius Vespasianus führte, war von der Art, daß sie dem menschlichen Gemüthe, wenn keine große Freude — die ist nur im kräftigen Streben und im fröhlichen Gedeihen! — doch eine schöne Erquickung gewähren muß. Es mag seyn, daß Titus durch Natur und Art weniger edel gewesen, als er zu seyn schien; es mag seyn, daß ihm nachmahls, da er Imperator geworden, das zu Gute gekommen, daß man in ihm früher, mit Furcht und Haß, einen zweyten Nero erwartet hatte; es mag auch seyn, daß ihm die Vergleichung mit seinem Nachfolger zum Ruhme gerechnet worden, und daß ihm selbst die Kürze seiner Herrschaft zum Glücke gewesen sey. Gewiß ist: in den zwey Jahren, in welchen Titus die Gewalt übte, gebrauchte er dieselbe menschlich und schön. Und wenn man das viele Unglück sieht, welches sich in diese Zeit zusammen drängte, Brand, Pest und das schreckliche Erdbeben, welches, während der Vesuv seine feurigen Fluthen ausströmte, die Städte Herculanum und Pompeji verschlang (J. 79): so kann

man sich des Gedankens nicht erwehren: eine gütige Gottheit habe durch einen solchen Herrn für die Menschen das Unglück mildern wollen, welches sie nicht von ihnen abzuwenden vermocht hatte. Aber wenn ein solcher Herr für solche Fälle wünschenswürdig erscheint, und wenn auch durch diese Betrachtung der Geist verwirrt oder verlockt werden könnte: so wird er bey des Titus Nachfolger, T. Flavius Domitianus (J. 81), um so gewisser zur Besonnenheit und zum Rechten zurückkommen, da ihn der Gedanke schwer ergreifen muß, daß Titus und Domitianus von Einer Mutter Schooß getragen werden konnten. Denn dieser Domitian hatte mit dem Titus fast nichts gemein, als diesen Schooß. Was die Schlechtesten unter seinen Vorgängern zur Verachtung oder zum Grauen der Welt gemacht hatte, das verübte auch er; und bey ihm erregt dieses Verfahren um so stärkern Widerwillen, je feiger und nichtswürdiger er sich zeigt, er mag sich zum Gott erheben, in thierischen Genüssen schwelgen, oder Fliegen fangen. Wie wenig durch seines Vaters und Bruders gute Einrichtungen gewonnen war, das ward unter ihm deutlich erkannt. Wort und Schrift, That und Tugend, Ruhm und Reichthum brachten gleiche Gefahr; aber wie Agricola, der Sieger Britanniens, zu endigen, würde kein Edler anstehen, wenn er gewiß wäre, einen Geschichtschreiber zu finden, wie Tacitus. Am merkwürdigsten jedoch in der widerlichen Herrschaft sind die Kriege mit den Barbaren des Nordens, besonders mit den Deutschen, Theils durch die Art, mit welcher sie schon jetzt geführt, (es wurde nicht mehr um Gränze und Ufer gekämpft, sondern um Lager und Land); und geendigt wurden; Theils aber dadurch, daß man sich

kaum des Gedankens erwehren kann, diese Völker, die sich jetzt so furchtbar und gefährlich zeigten, und die doch unter den ersten Flaviern so ruhig gewesen waren, seyen über den Sinn des Imperators in Rom und über die innern Verhältnisse des römischen Reichs besser unterrichtet gewesen, als man, nach den gewöhnlichen Begriffen von ihrem Zustande, zu erwarten wagt. Domitian aber zeigte sich in diesen Kriegen verächtlich, wie überall. Dennoch herrschte der feige Wütherich fünfzehn Jahre, ohne daß er die Geduld der Römer ermüdet hätte, und nur durch Einige, die ihm am nächsten standen, ging er zu Grunde, weil sie ihn vernichten mußten, wenn sie sich selbst erhalten wollten, und keineswegs durch das Volk, durch allgemeinen Haß oder im Aufstande. (J. 96).

Fünftes Kapitel.

Nerva, Trajanus, Hadrianus.

381. Von Denen, die solche Zeiten überlebten, sehnten sich die Schlechten und Verdorbenen immer zu ihnen zurück, weil der arme Pöbel nur von ihnen Nahrung und Hoffnung, der vornehme aber Schwelgerey und Fresserey erwartete; gewöhnliche Menschen, ohne eigenthümlichen Geist, sanken hinab zu Gleichgültigkeit, Trägheit, Gemeinheit, und die edlen Gefühle wurden vom sinnlichen Leben verschlungen; solche Seelen aber, in welchen eine Kraft wohnte, die sie fähig und ge-

neigt machte, dem äußern Andrang zu widerstehen, mußten, ganz in sich selbst zurückgeworfen, nothwendig eine große furchtbare Stärke in der Tugend gewinnen. Darum ist so wenig zu verwundern, daß die stoische Philosophie, welche eine Tugend lehrte, die ruhige Besonnenheit und eine gewisse Verachtung des Lebens, mit allem Schmerz und allem Genusse, zur Pflicht machte, einen großen Beyfall fand, als zu verwundern ist, daß diese Philosophie solchen Imperatoren zuwider seyn mußte, welche die Welt mit ihrem Wink beherrschen, und durch Furcht und Hoffnung vor ihrer Gewalt und auf ihre Gnade das Leben willkührlich bewegen wollten. Aber eine solche unglückselige, wechselvolle Zeit, wie die vom Nero bis zum Domitian, konnte vielleicht auch nur einen Mann mit einem so reinen Gemüthe, mit einer so erhabenen Tugend, mit einem so allgewaltigen Geiste, mit so großen Grundsätzen, und mit so ergreifender Beredsamkeit erzeugen, als Cornelius Tacitus bewiesen hat, und als nöthig war, um den Menschen späterer Tage ein würdiges, wahres, strenges Bild von den Gräueln ungezähmter Leidenschaft in den Herrschern, und feiger, nichtswürdiger Hingebung in den Gehorchenden zum ewigen Abscheu darzustellen. Kleine Seelen werden vor des Tacitus Größe immer zurück schaudern; Tyrannen werden seinen freyen, erhabenen Zorn hassen und stets die Vernichtung seines Werks wünschen, wenn gleich die stoische Philosophie ihnen nicht sehr gefährlich zu seyn scheint: aber edle Naturen müssen in allen Zeiten und Völkern durch Tacitus — wenn nicht zu den kühnsten und schönsten Thaten getrieben — doch mit den tiefsten und heiligsten Gefühlen der Menschheit erfüllt werden, ob sie im

Glück leben oder im Unglück, in Freyheit oder in Knechtschaft. Konnten aber solche schreckliche Zeiten vielleicht nur einen solchen Mann erzeugen und bilden, so waren mildere nöthig, damit er sich zeigen konnte mit seiner reinen Seele und seinem heiligen Grimm gegen das Laster. Und solche mildere Zeiten, nach welchen sich die zerschlagenen Gemüther der Menschen sehnten, wenn sich die Schlechten auch nicht an sie gewöhnen konnten, traten ein mit des alten M. Coccejus Nerva kurzer Herrschaft von einem Jahr und drey Monden, und dauerten alsdann über achtzig Jahre.

382. Es ist sehr begreiflich, daß die Römer selbst, eingedenk der abscheulichen Begebenheiten, die sie erlebt hatten, diese achtzig Jahre als die glücklichste, als eine goldene Zeit priesen, und sich selig fühlten in der Ruhe, die sie gewährten. Aber wie man unter uns diese achtzig Jahre als die glücklichste und schönste Periode, welche „das menschliche Geschlecht“ durchlebt, zu bezeichnen vermocht habe, würde nicht zu begreifen seyn, wenn man nicht wüßte, daß den Meisten glücklich leben und ruhig genießen eins und dasselbe ist. Gewiß, die meisten Imperatoren dieser Zeit waren edel und ehrwürdig, und beherrschten mit Klugheit das Reich; gewiß, Rom war ruhig und reich, die Menge hatte gute Tage, der Thätige fand Sicherheit, und der Mäßige feine Genüsse. Darüber blieb Wenigen etwas zu wünschen übrig; darum sah man behaglich den Tag kommen und schwinden; darum pries man das Glück, dessen man froh war. Aber, war denn das Menschengeschlecht in Rom? was ging vor unter den Barbaren, die man zu unterjochen suchte? was in den Provinzen, unter den Menschen, die man beknechtete, und die man auf

alle Weise um ihre Eigenthümlichkeit, d. h. um den Werth ihres Lebens betrogen hatte und noch zu betrügen suchte? Wurden nicht blutige und gräuelvolle Kriege geführt? und welche Waffen gebrauchte Rom neben Verlockung, Verhetzung, Bestechung? und wie viele Römer, wie viele Italer standen denn kraftvoll und muthig in den Heeren, mit welchen man zu schützen suchte oder zu mehren? Ferner: erfreuet etwa selbst Rom den menschlichen Geist? was vermochte die Soldaten zum Gehorchen? woher erhielt der unwürdige Pöbel seinen Unterhalt? woraus bestand die Menge der Menschen, und wie waren sie zu einander gestellt? und waren diese Feste, welche man feyerte, edel und menschlich, oder gehören Sclaven und Gladiatoren etwa nicht zum Menschengeschlecht? Endlich: gibt es denn noch ein anderes Glück für Menschen als freye Thätigkeit, reine Sitte und strenge Tugend? und woher wäre dieses Glück gekommen? und was ist Großes geschehen, bey welchem sich eine frische, eigenthümliche Kraft des Geistes gezeigt hätte? und wie und wodurch hat sich nachmahls bewährt, daß alte Sitte und Tugend wiedergekehrt wären und die alte Stärke zurück gebracht hätten? — Nein, dieses Glück des menschlichen Geschlechts bestand in ruhiger Erquickung abgematteter Menschen, es bestand in einer behaglichen Stille nach schrecklichen Stürmen, es bestand in Wohlleben, Weichlichkeit und Wollust, in welchen der Verfall fortging, aber nicht so stark bemerkt wurde; es war der sanfte Schlaf eines Kranken, den süße Träume beleben. Diese achtzig Jahre jedoch mochten im Zusammenhang des Lebens wohl nöthig seyn, um die Barbaren mehr zu einigen und zu stärken; für uns spät Lebenden hingegen wird es

durch sie recht fühlbar, daß Rom durch sich selbst untergegangen sey, da sie sich nicht einmahl in so langer Zeit aus ihrem Verderbniß zu Tugend und Kraft zu erhohlen vermochte. Das schwerste Zeugniß gegen diese Zeit aber liegt in der Zeit, die unmittelbar auf sie folgte.

383. Nachdem Nerva, nicht ohne Hinderniß versucht hatte, unvereinbar geachtete Dinge, Freyheit und Herrschaft, zu vereinigen, krönte er sein Streben dadurch, daß er den M. Ulpius Trajanus (J. 97) zum Sohn und Nachfolger bestimmte, und diesem bald (J. 98 im Jän.) überließ, die große Aufgabe zu lösen. Trajan übernahm das große Werk, und in seiner fast zwanzigjährigen Herrschaft wurde so viel von ihm bewirkt, daß er der Verehrung aller Zeiten gewiß seyn kann. Denn Trajanus war einer der liebenswürdigsten Fürsten, die je gelebt haben; an Geist und Kraft stand er wenigen nach, und unter allen römischen Imperatoren verdiente er den Nahmen „des Besten", den man ihm gab, weil Keiner sein Leben so rein gehalten hatte, als er. Er war es werth, seinen Nachfolgern als Muster vorgehalten zu werden. Er aber war ein Schüler Plutarchs. Seine Neigung zum Wein kann man verzeihen; sein Hang zur s. g. griechischen Liebe ist für seinen Charakter weniger ein Flecken, als er charakteristisch für die Zeit ist. Alles aber, was er für das Innere des Reiches that, sey es für Rom, sey es für die Provinzen, zeugt in Zweck und Art — und durch Plinius sind wir hierüber unterrichtet — für den hohen Adel seiner Gesinnung, so wie es seinem Geiste zur Ehre gereicht, daß er dergleichen Anordnungen wagte und durchzusetzen vermochte. Mit allen diesen

Anordnungen jedoch war nichts Dauerndes erreicht, wenn nicht Rom für und für einen Herrn behielt, wie Trajanus. Was half die Freyheit der Stimme einem entwürdigten Senate, was halfen die Versammlungen einem sittenlosen Volke, was das Abschaffen der Majestätsgerichte, bey Menschen, die nur blind gehorchen konnten! Indeß ergötzt sich das Gemüth an diesen Dingen, wie an den schönen Gebäuden und den wohlthätigen Anstalten. — Was aber die kühnen und fernen Kriege Trajan's, gegen Dacier (J. 100 — 103 104 106 und 107), Parther (J. 114), Araber (J. 107) betrifft (während er den Rhein nicht vergaß), so mag in ihnen vielleicht ein Verlangen erkannt werden, auch an kriegerischem Ruhme nicht zurückzustehen; aber dieses Verlangen war in einem solchen gewaltthätigen und unnatürlichen Reiche nicht nur verzeihlich, sondern fast nothwendig. Er erkämpfte große Erfolge; er gewann bey Fremden das höchste Ansehen; weiter war noch kein Römer in Asien gekommen. Sinnvoll ist es indeß, daß auf diesen Kriegen, wenigstens auf den heißesten, in welchen Trajan seine größte Thätigkeit und den meisten Geist entwickelte, eine Dunkelheit liegt, welche die Geschichte nicht aufzuhellen vermag, wenn gleich die schöne Trajanische Säule seine Thaten verewigen sollte, wenn gleich Trajan die Dacischen Kriege selbst beschrieben hatte, und wenn gleich der edle Imperator in einem Glanze strahlt, der nicht stärker seyn könnte. Solche Kriege müssen den Ruhm eines sonst guten Fürsten trüben; denn es waren nicht Kämpfe für Freyheit, Volk und Vaterland, welche allein ehren und bleibenden Ruhm sichern.

384. P. Älius Hadrianus ist vielleicht nicht vom Trajanus an Kindes Statt angenommen, sondern durch einen Betrug der Gemahlinn Trajans, Plotina, (J. 117) zur Imperatorwürde gelangt; aber ob Rom einen würdigeren Nachfolger gefunden haben möchte, ist nicht leicht zu entscheiden, so wahr es auch seyn mag, daß Hadrianas weit unter Trajanus blieb. Sein Charakter war weniger fest, seine Art weniger edel: ihn trieb die Leidenschaft heftig in der Liebe (zum schönen Antinous), wie im Zorn, und Rom fühlte, im Guten wie im Schlechten, daß sie einen Herrn hatte. Die Eitelkeit indeß, mit welcher er den Ruhm großer Gelehrsamkeit erstrebte, mochte ans Lächerliche streifen, aber sein starkes Gedächtniß verleitete ihn dazu, und sie war um so verzeihlicher, da sie ihn zur Begünstigung der Wissenschaften stimmte: die alberne Eifersucht aber gegen große Geister der Vorzeit, deren er beschuldigt worden ist, darf man um so mehr bezweifeln, da unsere Nachrichten von ihm sehr mangelhaft und einseitig sind. Zu den großen Reisen, auf welchen er die Provinzen seines Reichs, nicht etwa nach Fürstenart im Fluge sah, sondern auf welchen er den Zustand der Provinzen gründlich untersuchte, und Manches änderte und besserte und schärfte, scheinen ihn eben so sehr Wißbegierde und Ruhmlust vermocht zu haben, als feine Politik und der fürstliche Wunsch, zu helfen und zu herrschen. Indeß geschah viel Gutes im Innern, welches auch für die Zukunft blieb, besonders im bürgerlichen Rechte. — Daß aber Hadrian in Asien Provinzen wieder aufgab, welche Trajan mit so vieler Kühnheit als Gefahr erworben hatte, das können wir weder loben noch tadeln. Einmahl war für ein so unnatürlich aus-

gedehntes Reich und bey der Entartetheit der Römer durch das Aufgeben einiger Provinzen weder etwas gewonnen noch verloren; zum Andern kennen wir die politischen Verhältnisse zu wenig, um über die Gründe dieses Verfahrens zu entscheiden. Wenn man aber sieht, daß Hadrian selbst Dacien, welches seinem Vorgänger so theuer zu stehen gekommen war, gern aufgegeben hätte, wären nur keine Colonien von römischen Bürgern daselbst angelegt gewesen; wenn man sieht, daß er an mehrere Könige der Barbaren große Geschenke, wenn nicht gar Zins zahlte, und daß er durch Schanzen gegen die Deutschen und durch eine starke Mauer in Britannien die Gränzen des Reichs zu sichern gesucht habe: so wird man geneigt zu glauben, er habe seiner und der Kraft des Reichs mißtrauet, und darum den Frieden überall zu erhalten gestrebt. — Also herrschte Hadrian 21 Jahre, (bis zum J. 138), wenn nicht zu allgemeiner Zufriedenheit, doch im Ganzen mit Ehr und Ruhm.

Sechstes Kapitel.

Die Antonine.

385. T. Aurelius Antoninus war von Hadrianus adoptirt worden, nachdem desselben geliebter Aelius Verus schändlich zu Grunde gegangen war. Antoninus folgte, und verdiente den Nahmen des Ehrerbiethigen (Pius), den man ihm gegeben hat, wegen der zärten

Schonung, mit welcher er Hadrian's Fehler, so lange derselbe lebte, zu verbergen, und nachmahls desselben Andenken rein zu erhalten suchte. Überhaupt zeigte sich Antoninus als Mensch der höchsten Achtung werth, und jedes Lobspruchs, mit welchem man reine Sitten und strenge Grundsätze bey großen Herren zu feyern pflegt. Mit solchen Sitten und Grundsätzen gab er ein schönes Beyspiel; und durch seine wohlwollende Seele wurde er bestimmt, zu ordnen und zu mildern, wo er konnte. Also wurde von ihm viel Gutes im Innern Rom's und des Reichs bewirkt. Auch mußten solche Eigenschaften des Imperators das Vertrauen fremder Völker gewinnen, und Antonin mochte durch diese um so höher gepriesen werden, je mehr sie sonst von den Römern zu fürchten gehabt hatten. Aber das dürfte doch kaum zu läugnen seyn, daß Antoninus — von welchem wir freylich keine Geschichte haben, da uns selbst der nützliche Dio hier fehlt — zu der Auflösung des Reichs beygetragen, und die künftige Zertrümmerung desselben erleichtert habe. Der Sinn für das Gemeinsame erstarb, indem selbst die Besten sich gewöhnten, nur auf häusliche Tugenden zu sehen; der politische Geist verlor sich, und das war desto gefährlicher, je ärger sich derselbe früher verirrt hatte. Viele schwelgten, Alles verweichlichte in der schönen Ordnung, deren man sich freuete, und in träger Gleichgültigkeit bestand die höchste Tugend; selbst in den Soldaten erschlaffte die Kraft, da sie sich drey und zwanzig Jahre lang hinter Hadrian's, durch Antoninus vergrößerten, Wälle und Schanzen ruhig hinlegen und sich der Verwöhnung und dem Glauben überlassen durften, es sey nichts zu fürchten. Zwar soll zur Zeit Antonin's mit Germannen, Daciern und Skythen gekämpft wor-

den seyn: aber wenn man die folgende Zeit mit der laufenden vergleicht, so kann man fast nicht umhin zu glauben, die barbarischen Volker hätten sich jetzt ruhig gehalten, weil sie das Reich eigener Abstrebung unter einem so friedliebenden Kaiser überlassen konnten, um dasselbe mit gesammelter Kraft anzufallen, wenn etwa ein Imperator mit kühnerem Sinn und größerem Geiste folgen sollte.

386. Unter Marcus Aurelius Antoninus, dem Philosophen, den Antoninus, nach Hadrian's Willen, an Kindes Statt angenommen hatte, und der ihm nun (J. 161) als Imperator folgte, brach wenigstens ein Völkersturm los, der an die Gefahr erinnerte, welche einst Cimbern und Teutonen gebracht hatten, und an die Zeiten des punischen Kriegs: und diesen Völkersturm begleiteten schreckliche Naturereignisse und Unglücksfälle, Pest, Überschwemmungen und Erdbeben, wie wenn die Götter Alles hätten aufschütteln wollen aus der trägen Rast. Marcus Aurelius scheint die Gefahr vorausgesehen, und selbst der großen Kraft seines Geistes in einem solchen Reiche nicht vertrauet zu haben. Er nahm sogleich — und dieser Schritt war sehr folgenreich — seinen Adoptivbruder L. Verus zum Mitaugustus an. Als aber dieser im östlichsten Theile des Reichs sich morgenländischen Wollüsten schamlos hingab, und den Krieg gegen die Parther durch Feldherren, zuerst mit großem Glücke, bald zu noch größerm Verderben führen ließ, kam es nicht nur am Rhein mit den Katten zu kämpfen, sondern auch die deutschen Völker längst der Donau, in einer großen Verbindung, bis nach Gallien hin, fingen den Krieg an wider Rom (J. 167). Dieser Krieg ist von den Römern der Marcomannische genannt; und vielleicht

war er ein Markmännischer Krieg in einem höhern Sinn, als sie selbst wußten. Die Geschichte desselben aber ist wenig bekannt: das Schicksal hat gewollt, daß die Betrachtungen, in welchen Marcus Aurelius sich selbst prüfte und die erhabensten Grundsätze, welche die Weisheit der Stoa lehrte, eigenthümlich, schön und liebenswürdig, (aber freylich auch bezeichnend für die Zeit), mitten unter den Gefahren dieses Kriegs darstellte, auf uns kommen sollten, damit dem edlen Imperator die Verehrung aller Guten auf immer gesichert würde: aber des Glanzes kriegerischer Thaten entbehrt derselbe, vielleicht zu seiner Ehre, fast gänzlich. Indeß leidet es keinen Zweifel, daß dieser Krieg, oder vielmehr diese Kriege zu den hartnäckigsten und gefährlichsten gehörten, die Rom je geführt hat. Dieses erhellt aus den so ungewöhnlichen als bedenklichen Maßregeln, die Marcus Aurelius treffen mußte, dieselben zu bestehen; es erhellt aus dem Vordringen der Barbaren bis Aquileja, aus den blutigen Gefechten, deren gedacht wird, endlich aus der ungeheuern Zahl der Gefangenen, welche die Barbaren den Römern zurückgeben konnten, und aus dem Umstande, daß der Imperator diesen Barbaren zugestand, was sie, entweder wirklich wollten, oder doch eigentlich wollen mußten, nähmlich Land — in Dacien, Pannonien, Germanien (dem römischen) und selbst in Italien — und Aufnahme unter die — Vertheidiger des Reichs. Also erhielt Marcus Aurelius nur scheinbar die Gränzen; und doch würde er selbst nicht auf diese Weise bestanden seyn, wäre ihm nicht gelungen, Deutsche gegen Deutsche zu erkaufen; und doch erlebte selbst der edle Imperator das Ende des immer erneuerten Kampfs

nicht! (Er starb zu Sirmium, J. 180; L. Verus war schon im J. 169 gestorben).

387. So streng Marcus Aurelius gegen sich selbst gewesen war, so nachsichtig war er, vielleicht mehr nach den Grundsätzen, welchen er anhing, als aus Schwäche, gegen Andere. Solche Gesinnung konnte in wenigen Verhältnissen, wenn man das Reich bedenkt, vielleicht gut seyn; aber sie war es z. B. weder gegen Empörer (wie des Avidius Cassius Anhänger) noch gegen die kaiserliche Familie. Indeß soll es von Marc-Aurel's gerechtem Ruhme nicht abgezogen werden, daß sein Sohn und Nachfolger Commodus, — (war dieser sein Sohn nicht, desto schlimmer!) — den er schon zu seinem Mitaugustus angenommen hatte, ein so unwürdiger, verdorbener, abscheulicher Mensch war, daß er sich nicht beklagen darf, wenn man ihn zu den Nichtswürdigsten der Imperatoren stellt; aber die Römer zeigten darin ihren Geist und ihre Art aufs Klarste, daß sie, nach Trajan, Antonin und Marc-Aurel, zwölf Jahre lang einem solchen schamlosen, grausamen, liederlichen und unsinnigen Menschen ruhig gehorchten. Diese sittliche Abgestumpftheit bey den Meisten, diese wehrlose Trägheit bey den Übrigen, erregen Widerwillen, Kummer und Entsetzen. Commodus aber eilte, seines Vaters Warnung nicht achtend, von den Barbaren den Frieden zu erkaufen, voll Sehnsucht nach Rom's Luft und Wollüsten. Wenn er sich aber, sey es wegen dieses schmählichen Friedens, sey es wegen kleiner Vortheile auf andern Puncten, den Größten unter den Besiegern Germaniens nannte, so mag „dem römischen Hercules" dieser Beynahme

neben andern Lächerlichkeiten gegönnt werden. Im Übrigen ist in seiner s. g. Regierung — die er meist Andern, und nicht ohne Gefahr für dieselben, überließ, während er sich selbst einem schandbaren Leben ganz hinab — nichts zu finden, was die menschliche Seele erfreuen könnte. So konnte sich das Glück, welches Rom seit Nerva's Zeit genossen hatte, unglückselig und schmachvoll endigen: denn es war nicht hervorgegangen aus Tugend und volksthümlicher Kraft, sondern es hatte am Zufalle gehangen, nähmlich an dem guten Willen der Herren.

Siebentes Kapitel.

Von Pertinax bis Alexanders Severus.

388. Nach und nach rückte die Auflösung näher. Der Soldatenunfug kehrte wieder. Die Zeit ward finster; ihre Geschichte ist lückenvoll und ekelhaft. Widersprechende Erscheinungen ermüden die Seele: kein Haus herrschte sicher, sondern ein unstätes Glück, kühne Verwegenheit, und Gunst oder Muthwille der Soldaten machten die Imperatoren und stürzten sie in den Tod: darum konnte Jeder die Hoffnung zur höchsten Gewalt fassen, und darum war nirgends Ruhe; selbst die elende Erquickung wird nicht einmahl der menschlichen Seele, (welcher das Streben nach Übereinstimmung eingeboren, und welcher deßwegen eine vollendete Schlechtigkeit erträglicher ist, als ein charakterloses

Gemisch von Gutem und Bösem), eine gründliche und dauernde Tyranney zu erblicken, sondern sie wird gezerrt und abgemattet durch den regellosen Wechsel von gemeiner Verruchtheit und wohlmeinender Ohnmacht. Und doch ist in diesem Wechsel ein beständiges Einerley von Mord und Krieg, welches ihn noch widerlicher macht. — Nachdem Commodus von einer gefährdeten Partey an seinem Hof erdrosselt war (J. 192), wurde der alte, verständige P. Helvius Pertinax als Imperator aufgestellt. Aber wie hätte sein Sinn für Ordnung und Zucht den Leibwachen, welchen selbst die vortrefflichen Imperatoren geschmeichelt hatten, die aber unter Commodus gänzlich verdorben und zu jeder Ausschweifung verführt waren, gefallen können! Also machten sie ihn nach drey Monden todt (J. 193). Die Art, wie hierauf der armselige Didius Julianus von den frechen und höhnischen Leibwachen — 16000 war ihre Zahl — die Kaiserwürde erhielt, nähmlich meistbiethend, möchte auf der Bühne lächerlich seyn, in wirklichen Leben aber waren Ursachen und Wirkungen dieses Auftritts so ernsthaft, daß die Seele keiner andern Empfindung zugänglich bleiben kann, als dem strengsten Ernst und dem wehmüthigsten Unwillen. Denn bey der Eifersucht der Legionen auf die müßigen Leibwachen mußten diese Auftritte folgenreiche Gegenwirkungen aufrufen: also ist nicht zu verwundern, daß von drey Heeren zugleich, in Britannien, Syrien und an der Donau, drey Imperatoren aufgestellt wurden, um den von verweichlichten Leibwachen erkohrenen Weichling zu vernichten. Nach fürchterlichen Verwirrungen aber und blutigen Schlachten behielt L. Septimius Severus, sowohl über Didius, der

nach zwey Monden hingerichtet wurde, als über Pescennius Niger und Albinus, die ihm gegenüber gestellt waren, und die er erst nach vier Jahren bezwang, einen völligen Sieg.

389. L. Septimius Severus — (aus Afrika, aus Karthago's Gebieth!) — war ausgezeichnet durch die schönsten Eigenschaften eines Soldaten: er war mäßig, streng, für Zucht und Ordnung, sparsam, tapfer, thätig, und kriegskundig; in seinen Feldzügen, die er in allen Welttheilen machte, zuerst wider seine Gegner, dann gegen die Parther, endlich gegen die Kaledonier, muß man ihn bewundern. Daß er einen wesentlichen Antheil an dem Verfall Rom's gehabt habe, wie von ihm behauptet worden ist, das ist nur so sehr einseitig wahr: der Verfall kam aus dem Volk, und war nicht mehr aufzuhalten. Gewiß mag seyn, daß durch seine Härte vieler von seiner Gegner Anhängern zu den Feinden des römischen Reichs, nahmentlich zu den Parthern, geflohen seyen: aber höchstens können diese beschleunigt haben, was auch ohne diesen Übertritt geschehen seyn würde. So mag er auch grausam gewesen seyn, aber seine Grausamkeit war nicht ohne Plan, und es möchte sich kaum beweisen lassen, daß er hinaus gegangen wäre über das, was seine Erhaltung forderte, und die allgemeine Ruhe. Hin und wieder jedoch hat er sich vergriffen, z. B. in seinem Verfahren gegen Byzanz und in seinem Verhalten gegen Plautianus. Die Vernachlässigung und Entwürdigung des Senats hingegen war verdient und für Roms Geschick unbedeutend. Das Bedeutendste von Allem, was er that, war, daß er den Sold der Soldaten erhöhete, und mit den Leibwachen in Zahl und Art, Veränderungen vornahm, die nicht

ohne große Folgen seyn konnten: aber auf wen war noch zu rechnen, als auf die Soldaten? und dann war bey dieser sittlichen Verdorbenheit nicht alles einerley? — Im Übrigen scheint die Ruhe der Deutschen während dieser Herrschaft abermahls zu beweisen, daß sie gut unterrichtet waren über Rom und ihre Herrscher.

390. Nachdem aber Severus gestorben war (J. 211) im bittern Gram über die Schändlichkeit seines eigenen Sohnes Bassianus, der besser mit dem Spottnahmen Caracalla, als mit dem ehrwürdigen Nahmen M. Aurelius Antoninus, den er geschändet hat, bezeichnet wird, kam dieser Caracalla durch die Ermordung seines allgeliebten Bruders, Geta, in den Armen der gemeinschaftlichen Mutter, allein zu der Gewalt, die er, nach dem Willen des Vaters, mit Geta hätte theilen sollen. Hierauf herrschte Caracalla mit einer so wilden oder verwilderten Kraft, und mit einer so fürchterlichen Verrücktheit, daß schon Dio Cassius den Glauben hegte — der übrigens eben so merkwürdig für Den ist, welcher ihn hatte, als für Den, welchen er galt, — daß er durch deutsche Zaubergesänge zum Wahnsinne gebracht sey. Ihn aber verfolgten die Schatten des Vaters und Bruders und Aller, die diesem zugethan gewesen waren; ihn verfolgte die Gestalt der geschändeten Mutter. So wurde er von Gräueln zu Gräueln getrieben, und wurde dadurch so gräßlich, daß er nicht, wie die Caligula's oder Nerone, seine Wuth auf Rom und ihre Großen beschränkte, sondern daß er auch — in Gang und Haltung ein zweyter Alexander — in den Provinzen umher zog, und Alles mit Raub, Büberey und schrecklichem Mord füllte. Zwar gab er Allen in den Provinzen das Bürger-

recht, aber nicht um Freyheit und Bürgersinn zu verbreiten, sondern nur um Geld zu gewinnen. Bey aller Verrücktheit nähmlich behielt Caracalla die Lehre seines Vaters, die Soldaten auf alle Weise zu begünstigen, in guten Gedächtniß, und übte sie, nicht wie jener, sondern auf seine tolle Weise. Vor Allem suchte er aus Deutschen seine Leibwache zu bilden. Überhaupt suchte er die Deutschen nicht nur zur Ruhe zu kaufen, sondern er suchte auch, verrätherisch, in ihnen furchtbare Rächer eines gewaltsamen Todes, den man etwa in Rom gegen ihn versuchen möchte, aufzustellen. Hierzu und zu seinen Spielen und andern Verschwendungen bedurfte er viel Geld. Im Übrigen waren seine Verhältnisse zu den Deutschen seltsam wechselnd; und die Beynahmen Germanicus und Alemannicus wurden eben so treulos und schändlich erworben, als der Beynahme Parthicus.

391. Die Ermordung Caracalla's (J. 217) wurde wirklich von Deutschen gerächt, aber doch nicht in seinem Sinne. Hierauf fanden seine Nachfolger M. Opilius Severus Macrinus und dessen Sohn und Mitaugustus, der schöne Knabe Diadumenus, nach einer so kurzen als unbedeutenden Herrschaft, wenn gleich unter löblichen Entschlüssen, einen gewaltsamen Tod (J. 218), ohne nach Rom gekommen zu seyn; denn Caracalla hatte die Liebe der Soldaten zu sehr verdient, als daß sie nicht einen Knaben, dessen Mutter schamlos die Schande auf sich lud, ihn für den Vater auszugeben, mit der Imperatorwürde hätten bekleiden sollen. Dieser vierzehnjährige Knabe hieß Bassianus, mit dem Beynahmen Heliogabalus; er war Priester der Sonne zu Emesa. Aber von diesem jungen Scheusale läßt sich

nicht reden; unserer keuschen Sprache fehlt es an Worten, die ekelhafte Entsittlichung in allen Verhältnissen, und das schamlos verworfene Leben desselben zu bezeichnen: was sie etwa ausdrücken könnte, dagegen sträubt sich das Gefühl der Menschheit mit unüberwindlichem Widerwillen, und nur Ein Wunsch bewegt die Brust, daß es möglich seyn möchte, solche schmutzige Raserey auszutilgen aus den Blättern der Geschichte. Aber welche Gedanken soll man fassen über das Morgenland wegen der Erziehung eines solchen Sohns! welche über Rom über die Aufnahme des Unholds mit seinem Aberglauben und seiner scheuslichen Narrheit! und welches war die Ursache eines solchen Verfalls der menschlichen Natur! Der Senat jedoch und das Volk würden wahrscheinlich jede Schande, jede Grausamkeit, jeden Hohn des Heliogabalus länger geduldig ertragen haben, wenn nicht der Leibwache dieses Leben entweder zu verächtlich oder zu bedenklich vorgekommen wäre. Also wurde Heliogabalus erschlagen (J. 222) und sein Vetter, M. Aur. Alexander Severus, den er zuerst erhoben, dem er aber bald nach dem Leben getrachtet hatte, wurde als Imperator Augustus begrüßt. Dieser Alexander war ein edler Jüngling, den eine feine Bildung, milder Sinn, und viele heietere Tugenden zierten, und viele schöne Eigenschaften auszeichneten. Aber, wenn unter ihm, der die erfahrensten, durch das Studium des Rechts und der Geschichte gebildeten Männer, wie Ulpianus und Dio Cassius, um sich versammelte, und dem Verstande seiner Mutter, Mammäa, bescheiden folgte — wenn unter ihm auch den Römern einige Erhohlung zu Theil wurde: so zeigte sich doch abermahls in seiner vierzehnjährigen Regierung, daß ein sittlich aufgelösetes

Gemeinwesen nicht durch einen wohlgesinnten Herrn gerettet werden mag. Der Verfall ging fort. Aber nicht unmerkwürdig ist, daß, während die Zertrümmerung der Parthischen Herrschaft und die Gründung der neuen Persischen unter den Sassaniden (J. 227) in Asien schwere Kämpfe veranlaßten, auch deutsche Völker über den Rhein und die Donau in das Reich einbrachen. Daß diese Angriffe zusammen hingen, leidet keinen Zweifel. Aber die Geschichte verliert sich mehr und mehr: die Forschung ist flach und elend, weil die Ereignisse keine Theilnahme erregten und die Wahrheit gefährlich war; die Darstellung ist schwülstig und verschrumpft und unnatürlich, wie das Leben, aus welchem sie hervorging und welches sich in ihr spiegelt. Die orientalischen Kämpfe mögen indeß hart gewesen seyn, Theils weil sie von den Persern mit der Kraft einer neugegründeten Herrschaft geführt wurden, Theils weil sie in den asiatischen Völkern alte große Erinnerungen aufriefen. An Siege der Römer ist kaum zu glauben. In dem Kriege gegen die Deutschen aber wurde Alexander von seinen eigenen Truppen, denen seine strenge Zucht nicht gefiel, bey Mainz, erschlagen (J. 235).

Achtes Kapitel.

Von Maximinus bis Carus und seine Söhne.

392. Maximinus (C. Jul. Verus), Alexanders Nachfolger, war ein Deutscher. Dieser Umstand ist hin-

reichend, um mißtrauisch gegen Alles zu machen, was zu seinem Nachtheile von Römern gesagt worden ist. An seiner hohen gothischen Gestalt konnte das kleine Geschlecht nur mit Angst hinauf sehen; und vor seiner Stärke in Thun wie im Genießen, in der Leidenschaft wie in der Tugend, mußte dasselbe zittern. Hierzu kam der Haß gegen den Barbaren, der Dünkel, die Hoffarth. Das ist auch keineswegs zu bezweifeln: Maximinus war roh und hart und grausam, wenn man ihn mit Alexanders Feinheit und Milde verglich; aber es ist eben so wenig zu bezweifeln: Maximin hatte sich vom Hirten zum Imperator durch Tugend und Verdienst hinauf gearbeitet; Laster, die Rom verächtlich machten, sind ihm nicht vorzuwerfen gewesen; seine Gerechtigkeit hat man anerkennen müssen; und wenn seine Herrschaft wirklich grausam geworden ist, so mag billig die Verachtung, welche der Deutsche gegen die Römer fühlen mußte, und die Gefährlichkeit seiner Lage als Fremdling, welche ihm durch entdeckte Verschwörungen klar ward, in Anschlag gebracht werden. Aber weder der kühne Muth, mit welchem er Gallien sicherte (J. 236), noch die große Kriegskunde, die er an der untern Donau (J. 237) zeigte, vermochten die verwilderten und ergrimmten Römer zu gewinnen. Zwar gingen die beyden Gordiane, Vater und Sohn, die in Afrika als Imperatoren ausgerufen wurden, bald zu Grunde; aber der Senat hatte durch die Anerkennung derselben zu sehr die Rache Maximins („der unglückseligen Bestie") zu fürchten, als daß er nicht zu seiner Sicherheit Vorkehrungen hätte treffen sollen. Also wurden Maximus Pupienus und Clodius Balbinus zu Augusten ernannt. Maximinus ging unter

(J. 238), aber nicht unehrenvoll, weil die Veranlassung zu seiner Erwordung durch seine edlere Gesinnung herbey geführt war. Pupienus und Balbinus gingen auch unter, aber auf eine gemeine Weise, weniger, weil die Leibwachen keinen Imperator ertragen wollten, welchen der Senat erwählt hatte, als weil sie den Deutschen Truppen den Vorzug nicht gönnen wollten, welchen ihre Treue ihnen erwarb.

393. Nun aber, was läßt sich — bey der Dunkelheit und Verwirrung der Geschichte dieser Zeit — von M. Ant. Gordianus sagen, den man zum Augustus machte, weil er gerade, wenn der Ausdruck erlaubt ist, bey der Hand war; Seine Jugend und Schönheit, seine feinen Sitten und sein guter Wille vermochten eben so wenig über das entwürdigte Geschlecht, als die treue Unterstützung seines Schwiegervaters und die Kämpfe, die er gegen viele Völker, welche losbrachen aus Rache oder Freude, da sie den gewaltigen Maximinus nicht mehr gegen sich über sahen, siegreich bestanden haben soll. Was läßt sich sagen von seinem Mörder und Nachfolger, M. Julius Philippus (J. 244.)! Wunderlich genug ist es, daß ein Araber die Gründung Rom's feyerte, nachdem sie tausend Jahre bestanden haben sollte (J. 248.), und der Seele strömen eine Menge großer Betrachtungen zu. Im Übrigen aber ist Alles ungewiß und ohne Eigenthümlichkeit, ein planloser Wechsel von Grausamkeit, Empörung, Krieg und Tod. Aber unter des Trajanus Decius kurzer Herrschaft (J. 249 — 251) ein neues Verhältniß! Es scheint ein Deutscher gewesen zu seyn; die Imperatorwürde war ihm aufgedrungen. Was er im Reich änderte, das verdient kaum eine Beachtung; das aber war das Wich-

tigste, daß unter ihm die Gothen über die Donau in das römische Reich eindrangen. Überhaupt vereinigten sich die vereinzelten Kräfte der Deutschen, die fortfuhren, in ihrer jugendlichen Frische dem Licht und der Bildung zuzustreben, in demselben Maaß, in welchem das römische Reich abstarb, sich auflösete und durch Unordnung, Zügellosigkeit, Verwilderung und Unfug aller Art aus den alten Fugen wich. Nur durch diese Vergleichung erregt die Geschichte dieser Zeit, wenn nicht allein, doch zumeist, Theilnahme. Die Schlacht aber, welche Decius gegen die Gothen (J. 250) auf dem rechten Ufer der Donau, mit seinem Leben, verlor, war von höchster Wichtigkeit, vielleicht nicht sowohl an sich selbst, als weil sie den Deutschen zu dem großen Gefühl ihrer Überlegenheit brachte, und den Römern den klaren Beweis ihrer Schwäche gab. C. Trebonianus Gallus, welchen das römische Heer zum Augustus ausrief, erhielt zwar einen Frieden; aber dieser „ewige Friede", der nur unter schmählichen Bedingungen, der nur mit wirklicher Zinsbarkeit erkauft werden konnte, vermochte weder dem Reiche lange Ruhe, noch dem Imperator eine dauernde Herrschaft zu sichern. Er fiel bald mit seinem Sohne (J. 253) vor Ämilius Ämilianus, welcher unter weniger ungünstigen Vorbedeutungen an seine Stelle trat. In Valerianus erstand ihm zwar ein Rächer; aber auch dieser erfüllte dem Reiche keineswegs die Hoffnungen, die man auf seine Jahre und auf seine Tugenden bauen zu dürfen geglaubt hatte. Indeß ist nicht zu läugnen, daß der Andrang der Barbaren zu heftig war, als daß er mit der Art des Alters hätte auskommen mögen, und wenn er gefehlt hat, so hat er mit dem Unglü-

cke harter Gefangenschaft bey den ergrimmten Persern schwer gebüßt. (J. 260)

394. Wenn man die Zeiten bedenkt, und, wie billig, die Verhältnisse erwägt, in welche die Männer gestellt wurden, die dazu bestimmt waren, in der Entwickelung des Lebens vorauf zu stehen: so muß das Urtheil über Menschen und Thaten jetzt ganz anders ausfallen, als vor zwey oder drey hundert Jahren. Es ist schwer, sich zu überzeugen, daß auch der beste Wille und die reinste Tugend der Imperatoren etwas Dauerndes zu bewirken vermocht hätte. Eine schreckliche Nothwendigkeit riß Gute und Schlechte dahin. Aber der Mensch ist geneigt, auch Denen Schuld beyzumessen, welche, von dieser Nothwendigkeit umstrickt, unglückselig folgten, weil er, Früheres und Späteres nicht trennend, das Leben bestimmt haben will durch freyen menschlichen Willen. Und doch ist kaum möglich, für Rom etwas anders zu wünschen, als einen stäten Fortgang des Verfalls. — Diese Betrachtungen mögen, wie Vielen, so auch dem Sohn und Nachfolger Valerians, P. Licinius Gallienus, um so mehr zu Gute kommen, je ungewisser das ist, was von ihm erzählt wird. Denn diese seltsame Vermischung von Tugend und Laster, von Milde und Grausamkeit, von Thätigkeit und Trägheit, die bey ihm Statt gefunden haben soll, ist kaum begreiflich. Aber begreiflich ist wohl, wie, bey dem gefährlichen Andringen so vieler fremder Völker, deren Zahl, Art und Fahrten Keiner zu übersehen vermag, die Anführer der Truppen in den Provinzen hier und dort gezwungen werden konnten, als unbeschränkte Herren, mit Annahme des Imperatortitels, zu gebiethen, wie durch sie

andere in geringerer Noth, zu gleichen Versuchen gereitzt werden mochten, wie hierüber das Reich sich in eine Menge Herrschaften aufzulösen schien, und wie gerade dieses Veranlassung gegeben haben kann, den Gallienus, welcher Herr des Ganzen seyn sollte, so zweydeutig = abscheulich zu bilden, als er in der Geschichte erscheint; aber mußte er auch nicht, unter den „dreyßig Tyrannen" wüthen? Und sollte man ihm nicht seine heiße Liebe zu einer (merkwürdig!) deutschen Frau, über welche er sich vergessen zu haben scheint, zu hoch angerechnet haben? und den Umstand, daß er römische Staatswürden, freylich wohl gezwungen, an Barbaren gab, während Griechenland und Italien geplündert wurden? Das Elend indeß, der Jammer und die Gräuel, welche die Empörungen und Bürgerkriege begleiteten, waren gränzenlos und ungeheuer, und wurden zum Theil durch Gallien's unstäte Art herbey geführt. — Nicht ohne Tücke jedoch überwand Aureolus den Gallienus (J. 267), und er selbst wurde des Gelingens seines Plans so wenig froh, als der größte Theil „der dreyßig Tyrannen" etwas Dauerndes erreichte. M. Aurel. Claudius, den Gallienus sterbend als den Besten zum Imperator empfohlen hatte, scheint wirklich große Tugenden gehabt zu haben, wiewohl gleichzeitige und spätere Verhältnisse ihm zum Vortheile gewesen seyn dürften. Seine Siege über die Gothen lassen manchem Zweifel Raum. Auf keinen Fall wurde mehr als augenblickliche Linderung in harter Bedrängniß gewonnen; und überhaupt war des Claudius Herrschaft von zu kurzer Dauer, als daß die Größe seiner Seele dem Reiche hätte zu Gute kommen mögen.

395. Höchst ergreifend aber sind die Ereignisse unter des L. Domitius Aurelianus fünfjähriger Herrschaft (J. 270 — 275), eben so ausgezeichnet durch That und Geist, als durch Noth und Glück. Nicht ohne hohe Theilnahme folgt man ihm von Westen nach Osten, von der höchsten Gefahr zum glänzendsten Triumphe, seine Kraft bewundernd und seine Einsicht; und je fester man von der Nothwendigkeit der Zertrümmerung des römischen Reichs überzeugt ist, desto inniger wird die Stimmung, mit welcher man die ungewisse Geschichte betrachtet. Daß er damit begann, den Gothen Dacien zu überlassen, war weise; ohne diese Beschränkung hätte er die schweren Kämpfe in Italien gegen die Alemannen zur Rettung Rom's gewiß nicht bestehen können. Er würde nicht im Stande gewesen seyn, die Zenobia zu besiegen, deren Gemahl Odenatus unter Gallienus in dem alten wunderbaren Palmyra (vergl. 67) ein Reich gestiftet hatte, welches die hohe Frau, nach seinem Tode, mit erstaunenswerthem Erfolg erhielt und mehrte, und welches eine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Zenobia's Unglück würde noch mehr ergreifen, wenn es sich nicht in dem Untergang Palmyra's verlöre. Eben so wenig endlich würde Aurelian den westlichen Theil des Reichs wieder gewonnen haben, obwohl hier sein Ruhm vor des Tetricus Schande kaum aufrecht stehen möchte. Solche Erfahrungen mußten übrigens wohl zur Befestigung Rom's führen, und solche Thaten konnten es rechtfertigen, daß der Imperator mit der Krone erschien. Aber „der Wiederhersteller des Reichs" entging doch nicht einem gewaltsamen Tode. — An dem alten M. Claudius Tacitus

(J. 275) ist nur der Nahme, der so große Gedanken aufruft, und den er ehrte, und, zu seinem Ruhme, zu ehren suchte, merkwürdig, und die Art, wie er zu seiner sechsmonathlichen Herrschaft kam. — Auch Florianus, des Tacitus Bruder, fand bald, nach zwey Monden, seinen Untergang. — Hierauf aber erhielt das Reich in M. Aurelius Probus einen Herrn (J. 276 — 282), der durch Tugend und Sitte, durch Größe des Geistes und durch Hoheit der Gesinnung, durch Kühnheit in Entwürfen und durch Weisheit in der Ausführung so hoch hervorragt, daß man nicht begreifen dürfte, wie solche Zeiten einen solchen Mann zu erzeugen vermocht haben, wenn man nicht annehmen mag, daß er ein Deutscher gewesen; in jedem Falle war er ein Sohn der Natur, fern von Rom's Lastern und Sünden geboren. Seine großen Kriegsthaten (zumahl gegen Deutsche) erweckten in seiner edlen Seele nur den Wunsch nach Frieden, in dessen Schooß er so gern ländliche Arbeit verrichtete oder begünstigte. Wegen dieses Sinnes verdankt ihm auch Deutschlands Anbau Manches. Aber Er selbst beschleunigte hierdurch seine Ermordung, und die Römer hatten vergeblich noch ein Mahl an eine Weltherrschaft zu glauben angefangen, und an einen ewigen Frieden. — Unter M. Aurelius Carus hingegen und seinen Söhnen, Carinus und Numerianus, fing die alte Verwirrung wieder an, welche freylich zum Theil durch des Probus große Maßregeln befördert wurde, und in welcher sie alle drey nach einander zu Grunde gingen, wie verschieden sie auch von einander seyn mochten (J. 282 — 284).

Neuntes Kapitel.

Diocletianus und seine Mitherrscher.

396. C. Valerius Diocletianus wurde vom morgenländischen Heer als Imperator ausgerufen (den 17. Sept. 284), Carinus, des Carus Sohn, wurde geschlagen und ermordet. Diocletian aber war ein Illyrier und ein Mann, den Tapferkeit, Klugheit und Thätigkeit auszeichneten. Er erkannte die Gebrechen des Reichs, und suchte denselben nach Möglichkeit abzuhelfen, wenn er gleich in Vielen der Zeit nachgab. Sein Grundsatz, durch Theilung des Reichs unter mehrere Auguste im Innern die Ordnung zu erhalten, und nach außen die Gränzen zu sichern, für deren Befestigung Probus bewunderungswürdige Arbeiten angefangen oder fortgesetzt hatte, verdient Aufmerksamkeit und Lob. Zu läugnen ist freylich — einmahl — nicht: bey einer solchen Theilung des Reichs, durch welche nur in Ordnung gebracht wurde, was unter Gallienus die Noth wunderlich erzeugt hatte, mußten innerliche Kriege fast unvermeidlich seyn; und es ist—zweytens—eben so wenig zu läugnen: Diocletianus blieb mit seinen Maßregeln auf halbem Wege stehen, und verhinderte damit selbst ihre Wirksamkeit, indem er bey der Theilung doch die Einheit des Reichs erhalten wollte; damit rief er nothwendig die menschlichen Leidenschaften auf; denn wer sollte befehlen, wer gehorchen! Wenn man indeß zuerst die ungeheuere Bewegung der Völker des ganzen kräftigen Nordens, die Keiner zu übersehen, Keiner zu würdigen vermochte, überdenkt, und die gleichzeitigen An-

griffe der Völker im Osten des Reichs; wenn man dann die schreckliche Erödung des Reichs nicht vergießt und den Mangel an Menschen für Wehr und Waffe; wenn man sich ferner an die ungleichartigen Theile erinnert, aus welchen der unförmliche Koloß zusammengesetzt war, und welche keineswegs Eine Natur erhalten hatten, wenn gleich die Eigenthümlichkeit eines jeden Theils zerstört war; wenn man endlich nicht vergißt, welche Vorstellungen man noch in Rom hegte von Reich und Herrschaft, und wer Diocletian war: alsdann wird man ihm gewiß seinen Beyfall nicht versagen können. Vielmehr wird dieser Beyfall noch vergrößert werden, wenn man die Wahl seiner Mitimperatoren, und die verständige Stellung, die sie zu einander und gegen die Feinde nahmen, näher beachtet. Es scheint, Diocletian habe heitere Tugenden mit kriegerischer Strenge verbinden, und hierdurch die Herrschaft in den verschiedenen Herrschern vollenden wollen. Darum gesellte er zu seiner Milde zuerst den rauhen, aber kriegskundigen Freund, M. Val. Maximianus, dem der Beynahme Hercultus so gut seine Bestimmung anwies, wie der Beynahme Jovius für ihn selbst zeugen sollte. Nachmahls aber stellte er als Cäsar zu sich selbst den harten C. Galerius, während der sanfte Flavius Constantius Chlorus als Cäsar den Augustus Maximianus erheitern und mildern sollte. Freundschaft und Verschwägerung verband die vier Illyrier, denen der abgefeinte Römer wohl „Humanität", aber keineswegs große Tugenden absprach. Die Theilung des Reichs wurde auf eine solche Weise gemacht, daß man sich gegenseitig wider die furchtbarsten Feinde, die Deutschen, unterstützen zu können hoffte. Für die alte Rom aber

war diese Einrichtung ein furchtbarer Schlag, nicht etwa weil das Spiel mit Senat und Volk nun als gänzlich eitel erschien, sondern weil der imperatorische Glanz von ihr wich, und sich zwischen Nikomedien und Mayland, Sirmich und Trier vertheilte. Das war den Wollüstlingen nicht minder ein Jammer als dem halblosen Pöbel. Rom's Erödung begann; in den Provinzen traten neue Verhältnisse ein, der Übergang zu einer andern Zeit wurde sichtbar.

397. Die Einrichtung Diocletian's bewährte sich, so lange der Meister über seinem Werke stand. Den Feinden des Reichs wurde gewehrt, in harten, mannigfaltigen und gefährlichen Kämpfen, über welche uns aber keine Geschichte belehrt, und über welche schwülstige Lobreden gar schlecht unterrichten; in den Provinzen wurden die Feldherren, die sich, nach gewohnter Weise, unabhängig zu machen gestrebt hatten, wieder bewältigt, wenn auch nicht ohne große Schwierigkeit; endlich wußte Diocletian's vermittelnde Milde die Eintracht der Herrscher zu bewahren. Also sah Rom noch einmahl — zum letzten Mahl (J. 304) — einem herrlichen Triumphe zu! Aber bald änderte sich Alles. Diocletianus legte die Würde nieder (J. 305), welche er zwanzig Jahre mit Ruhm und Ehre getragen hatte. Diesem großen Beyspiele folgte sein Freund Maximinianus; aber es gereuete ihn bald die That, und er streckte zu seinem Verderben seine Hand abermahls nach der abgelegten Krone aus, während Diocletian zu Salona seine Tage in ländlicher Anmuth verlebte. Ihre Schwiegersöhne, die Cäsaren, Galerius und Constantius, nun zu Augusten erklärt, theilten ungleich das Reich; da erhob sich

Zwiespalt aller Art, und die menschlichen Leidenschaften trieben zu arger Verwirrung. Constantius starb schnell (J. 306), beklagt von Denen, die er beherrscht hatte; und alsdann erhielt das Reich, theils mit des Galerius Willen, theils gegen denselben, sechs Auguste: Galerius, Maximinus, Licinius, (nachdem Severus J. 307 hingerichtet war), Maxentius, Maximianus (der alte Augustus, des Maxentius Vater) und Constantinus, — die bald die Waffen gegen einander kehrten, die sich bald verbanden, bald trennten, und das Reich mit blutigen Kämpfen und schrecklichen Gräueln erfüllten, bis endlich, nach siebenzehnjähriger Verwirrung, Alle zu Grunde gegangen waren und Einem die Herrschaft blieb (J. 323). Dieser Eine war Constantinus, des Constantius Chlorus Sohn, der den Beynahmen des Großen in dem Sinn, in welchem er herkömmlich gegeben wird, wohl verdient hat. Es ist schwer, gerecht zu seyn gegen diesen Mann; seine Lage, wie seine Art und sein Thun haben es nothwendig gemacht, daß über ihn Urtheile gefällt worden sind, welche sich aufs Grellste entgegen stehen. Gewiß: der Mann, der in so schwierigen Zeiten so kräftig hielt, der die blutigsten Kämpfe wider seine Gegner bestand und doch nie die Gränzen des Reichs zu bewachen vergaß, der in der ärgsten Verwirrung Besonnenheit behielt, der zu den größten Unternehmungen die nöthige Kühnheit in sich fand, und es nicht scheuete, die Mittel anzuwenden, die zum Ziel führen zu können schienen — ein solcher Mann wird alle Zeit Bewunderer finden; aber nie wird das Auge guter Menschen mit Liebe auf ihm ruhen, da er die heilige Treue brach, da er an überwundenen Feinden, welche einen

ehrlichen Kampf für Freyheit und Vaterland gekämpft hatten, systematische Grausamkeit übte, und da seine Hände vom Blute des Schwiegervaters, der eigenen Gemahlinn, des edlen Sohnes und der Verwandten triefen. Vieles, was dem menschlichen Herzen zuwider ist, darf die Geschichte vielleicht auf die Verhältnisse werfen, damit der Mensch dem Menschen befreundeter bleibe: aber Dinge, die nicht in der Nothwendigkeit der Verhältnisse gegründet sind, sollen niemahls entschuldigt werden. Indeß, wie man auch über den großen Constantinus urtheilen mag: durch zwey kühne Schritte hat er auf den Gang der Weltbegebenheiten einen höchst wichtigen Einfluß gehabt, und darum wird er immer in der Geschichte höchst merkwürdig bleiben, durch seinen Übertritt von den alten Göttern Rom's zur christlichen Religion, und durch die Verlegung seiner Residenz aus der weltbeherrschenden Rom nach Byzanz.

Zehntes Kapitel.

Constantinus der Große und seine Söhne.

398. Die Religionen des Alterthums hatten alle die Nothwendigkeit des Untergangs in sich selbst, theils weil sie dem menschlichen Geiste Schranken setzten, die er bey wachsender Kraft in seinem Streben nach dem Ewigen durchbrechen mußte, theils weil sie von dem Leben und Gedeihen der Völker abhingen, aus deren Eigenthümlichkeit sie eigenthümlich hervorgegan-

gen waren. Aber die Völker waren gefallen, vernichtet, unterworfen, aufgelöset; alle Gränzen waren durchbrochen; alle Eigenthümlichkeit war verwischt, und das Verschiedene war seltsam durch einander geworfen. Seit einer Reihe von Jahrhunderten hatte das Unglück gedauert; die Erde war mit Blut überschwemmt; keine Gräuel mochten gedacht werden, welche man nicht erduldet hatte; ein Volk, welches kein Volk war, hatte endlich Alles unterworfen, mit List, mit Gewalt, und herrschte ohne Schonung und Menschlichkeit. Umsonst hatte man zu den Göttern gefleht; vergebens hatte man die gewohnten Opfer auf die alten Altäre gelegt; auch die Orakel waren verstummt und ihre geheimnißvollen Sprüche ohne Erfüllung geblieben. Ein Geschlecht war nach dem andern abgestorben; das allgemeine Elend war gewachsen, und hoffnungslos sahen die Edleren in das Leben, dessen Nichtigkeit gemeinere Naturen in sinnlichen Genüssen zu vergessen suchten. Aber der menschliche Geist drängte unaufhaltsam nach dem Unendlichen hinauf, aus welchem er ist. Die Tempel standen leer, die Altäre versanken, und Witzlinge verspotteten den abgelebten Glauben; aber die Sehnsucht des Herzens blieb ungemindert. Die Grundsätze der Stoa vermochten weder das Leben zu bessern, noch über das Leben zu erheben; sie konnten nur abstumpfen gegen die Leiden und den Wechsel desselben, und eben deßwegen waren sie höchstens für starke Seelen. Wie groß aber das Bedürfniß der Menschen war, die Begebenheiten der Zeit an eine höhere Lenkung, an das Unendliche und Göttliche zu knüpfen: das beweiset die fast unbegreifliche Leichtgläubigkeit, mit welcher man Leben und Tod

selbst der elendesten und nichtswürdigsten Imperatoren mit wunderbaren Ereignissen in Verbindung brachte, wie wenn die ganze Natur mitgefühlt hätte die Veränderungen im Leben der Menschen. — Unter solchen Umständen aber und bey dieser Stimmung kann es so wenig befremden, daß eine Religion, wie Jesus Christus der Gottgesendete, verkündigt hatte, um die zerschlagene Menschheit aufzurichten und zu trösten, einen immer größeren Eingang fand, als es befremden kann, daß eine so erhabene und schöne Lehre unter den Menschen entstehen konnte. Diese Ansicht war Bedürfniß der Menschheit, und der menschliche Geist hatte sich zu ihr, im Ablaufe der Jahrhunderte, hinaufgerungen und hinaufgekämpft (vergl. 365). Wie aber hätte nicht eine Religion sich allgemein verbreiten sollen, die nicht nur frey war von den Schranken der alten Religionen, sondern auch erhaben über die Trennung der Völker; die nicht nur allgemeine Liebe und Erbarmung verkündigte und zu Einem Gott führte, welcher aller Menschen gemeinsamer Vater ist, sondern die auch die Leiden dieses Lebens mit den Vergeltungen eines höheren in Verbindung setzte, und die Gegenwart der Erde auflösete in eine Zukunft des Himmels; die nicht nur in ihren Grundlehren, den höchsten Forderungen des Verstandes genug that, sondern auch das Gemüth mit der Menschheit heiligsten Gefühlen füllte, während die Einbildungskraft wundersam gereitzt ward! Das Christenthum erfüllte in der That alle Bedürfnisse des Menschen; und es ist nicht zu verwundern, daß dasselbe in dem Ablaufe von drey Jahrhunderten, mit Hülfe der allgemein verbreiteten griechischen Sprache, unter den alten Völkern allgemein verbreitet wurde, daß kei-

ne menschliche Gewalt es aufzuhalten vermochte, daß es freudige Märtyrer erzeugte, und seltsame Selbstquäler hervorbrachte, die schwach an Geist und mit starker Seele, um der Güter des Himmels willen, die Leiden der Erde, so viel als möglich, erschöpfen wollten! — Was aber Constantin den Großen bewogen haben mag, eine Religion zu begünstigen, welche früher so heftig verfolgt war, ob Politik oder Überzeugung von ihrer Wahrheit, das ist kaum zu sagen. Das aber läßt sich behaupten, für seine politischen Zwecke wurde es sehr wichtig, daß er den Bekennern des Christenthums Ruhe und Sicherheit und Unterstützung gewährte, und daß er neben dem römischen Adler das Zeichen des Heilandes aufstellte. Denn hierdurch gewann er nicht nur eine große Partey in allen Provinzen des Reichs, und in den Heeren seiner Gegner, sondern auch mit einigen Feinden des Reichs, und nahmentlich mit den Gothen, kam er in mildere Verhältnisse. Wenn aber Constantinus geglaubt hat, er würde durch die christliche Religion dem alten mürben Leib des Reichs eine neue Seele geben können: so hat er sich hierein eben so schwer geirrt, als er sich irrte, da er die verschiedenen Meinungen der Theologen vereinigen zu können meinte, oder ihren Streit durch Entscheidung zu endigen. Denn wenn man auch von dem Zustande des Reichs hinwegsieht: so ist zu solcher Wirkung das Christenthum, gerade durch seine Erhabenheit, gar nicht geeignet. —

399. Die Verlegung der Residenz von Rom nach Byzanz (J. 330) hing mit dem Übertritte Constantins zur christlichen Religion gewiß nur entfernt zusammen; sie hatte vielmehr wichtige politische Gründe. Die fol-

gende Zeit hat diese Wahl aufs Glänzendste gerechtfertigt, und Constantin hat durch sie eine schöne Klarheit seines Blicks bewährt. Die Herrschaft konnte, wenn man zuerst auf das Innere des Reichs blickt, in der großen, verwilderten Rom, die noch so manche Formen alter Freyheit hatte, welche an die Zeiten der Größe und des Ruhms mahnten, nicht wohl befestigt werden; aus Byzanz aber, die durch ihre Lage so viele Annehmlichkeiten und Vortheile des Lebens versprach, ließ sich eine neue Rom bilden, welche der Vollendung jener Herrschaft nicht entgegen war. Dieser Zweck ist indeß nur halb erreicht. Sieht man hingegen auf die Verhältnisse des Reichs zum Auslande: so war es gewiß unmöglich, noch lange überall die Gränzen zu vertheidigen und zu bewahren; aber für einen Imperator, der jeder Gefahr so nahe als möglich seyn wollte, konnte wohl kein schicklicherer Aufenthalt gefunden werden, als zu Byzanz; den gefährlichsten Feinden — den Gothen — war er am nächsten; die Beschränkung dieser Feinde auf das schwarze Meer war von einer Wichtigkeit für das ganze Reich, die nicht berechnet werden kann: schwerlich hätte ihnen mehr Abbruch gethan werden mögen, als dadurch, daß man ihnen die Fahrt ins mittelländische Meer versperrte; und wenn endlich die Erhaltung der Hauptstadt in großen Herrschaften von der höchsten Wichtigkeit ist: so mochte es im ganzen römischen Reiche wohl keine andere schickliche Stadt geben, die dem Imperator größere Sicherheit gewährt hätte. Indem aber Constantin durch die Umbauung und Ausschmückung seiner neuen Residenz mit der Pracht, an welche die Herren der Welt gewöhnt waren, den Forderungen der Politik zu genügen und seinem Nah-

men ein dauerndes Denkmahl zu errichten glauben mochte, diente er, im Zusammenhange des Lebens, dem aufstrebenden Geiste der Menschheit auf eine eigene Weise: denn in Constantinopel konnte sich für spätere Geschlechter noch durch Jahrhunderte hindurch viel Großes und Schönes aus der reichen Zeit des Alterthums erhalten, welches in der alten Roma unbeachtet untergegangen seyn würde. — Ferner war die neue Eintheilung des Reichs in Präfecturen und Diöcesen sehr verständig, und, wenn irgend ein neuer Geist in die Menschen kommen sollte, nothwendig. Die Trennung der Gewalten verdient gleichfalls Lob; die neuen Titel sind, wie die ganze Einrichtung des Hofs, nicht unmerkwürdig für die Zeit; aber was soll man endlich von dem neuen vernichtenden Steuersystem (Indictionen) sagen. —

400. Nach Constantins Tode (J. 337) kehrte die alte Verworrenheit sogleich zurück, wiewohl sie in einer etwas veränderten Gestalt oder Ungestalt erschien. Wenn er, als er sein Reich unter seine Söhne, Constantinus, Constantius und Constans, und unter seine Neffen die Cäsaren Dalmatius und Hanibalianus, vertheilte, wirklich an die Fortdauer der Einigkeit unter den Herrschern und der Einheit des Reichs hat glauben können: so gehört dieses zu seinen andern Täuschungen, und scheint zu beweisen, daß er seiner Söhne Natur, Gesinnung und Laster nicht gekannt habe. Im Wahnsinne der Leidenschaft vernichtete sich das Haus Constantins selbst blutig und grausam. In einem (künstlichen) Soldatenaufruhr starben die Cäsaren und andere Glieder des kaiserlichen Hauses einen schnöden Tod; im Bruderkriege fand Constantin, der älteste

der Brüder, seinen Untergang (J. 340). Gegen seinen unwürdigen Besieger Constans aber erhob sich bald in Gallien als furchtbarer Rächer, Magnentius, der, an der Spitze des Heers stehend, durch die Liederlichkeit, das Unvermögen und die fromme Trägheit des blutbefleckten Herrschers empört seyn mochte. Vor ihm fiel Constans (J. 350). Er aber, Magnentius, konnte nicht bestehen, obgleich er fast alle Abendländer unter sich brachte; nicht etwa wegen seiner harten Herrschaft: denn bey Allem, was von ihm gesagt wird, muß beachtet werden, daß er ein Deutscher war; sondern eben weil er ein verhaßter Fremdling war, weil er Andere aufreitzte, sich ihm gleich zu stellen, und weil er sich hierdurch, und für die Gewinnung des Abendlandes schwächen mußte. Constantius bezwang ihn (J. 353). Da gab er sich, mit den Seinigen, selbst den Tod, wohl weniger weil er am Glück, als weil er an der Treue verzweifelte. Aber Constantius, nunmehr einziger Herr des Reichs, mißbrauchte zuerst grausam den Sieg; dann zeigte er sich in jeder Rücksicht unfähig für die Aufgabe, die er lösen sollte. Weiber und Verschnittene hatten ihn unter sich: elende Schmeichler verlockten seine kleine Seele, der Argwohn, welcher ihn zu häufigem Blutvergießen trieb, verstrickte ihn sonderbar; und die wenigen Kräfte, welche ihm übrig blieben, verwandte er auf Untersuchungen dunkler Fragen, über welche der menschliche Verstand vielleicht kein Licht gefunden hat, weil er über sie kein Licht hätte suchen sollen. Inzwischen drängten die alten Feinde des Reichs. Gallus, des ermordeten Dalmatius Sohn, hatte als Cäsar die Gränzen gegen die Perser schützen sollen; aber bald ängstigte er nicht ohne Schuld den Augustus,

und nur eine treulose Hinrichtung beruhigte dessen feige Seele (J. 354). Dennoch sah sich der argwöhnische Constantius genöthigt, des unglückseligen Gallus Bruder, Julianus, zum Cäsar zu ernennen, und ihm die westlichen Länder des Reichs anzuvertrauen, die von den deutschen Völkern mehr und mehr bedroht wurden (J. 355). Julianus hatte, um dem Würger zu entgehen, der sein Haus vernichtete, wie einst Brutus, den Geist in sich zurück gedrängt, der in ihm lebte, aber er hatte ihn desto kräftiger ausgebildet durch stille Betrachtung der größten und edelsten Männer voriger Zeiten. Darum erschien er dem Augustus unverdächtig, aber auf seiner neuen Stelle zeigte er, was in ihm war. Solch' einen Römer hatten die Deutschen lange nicht mehr gegen sich über gesehen. Er erinnerte noch einmahl an die alten Zeiten; noch einmahl machte er den römischen Nahmen furchtbar längs der Ufer des Rheins, und nicht nur jenseits dieses Stroms brachte er den Sieg zu den römischen Adlern zurück, sondern er zeigte sie sogar noch wieder diesseits desselben. Aber die Eifersucht und Arglist des Constantius nöthigte ihn endlich, dem Heere nachzugeben, und selbst die kaiserliche Würde anzunehmen (J. 361); der Kampf für die Erhaltung derselben ward ihm jedoch durch den Tod des Constantius erspart.

Eilftes Kapitel.

Von Julianus bis Theodosius dem Großen.

401. Julianus (der Abtrünnige) gehört zu den Männern, die wohl ganz verschiedenen Urtheilen be-

gegnen, aber nie einer allgemeinen Theilnahme ermangeln können. Der Umstand, daß er das Christenthum verließ, und sich zu den alten Göttern wandte, hat ihn, wie Constantinus, dem Haß ausgesetzt und der Vorliebe; aber der Haß gegen ihn mußte die Liebe für ihn überwiegen, weil er sich für die untergehende Partey erklärte. Was ihn eigentlich bestimmt hat zu diesem großen Schritte, das ist allerdings eine Frage, deren Entscheidung Keiner leicht befriedigend geben dürfte. Es scheint aber, daß derselbe mehr in der Verzweifelung der Ungewißheit, wenn so gesagt werden darf, gethan sey, als aus klarer Überzeugung von dem Vorzuge des Heidenthums vor der christlichen Religion. Julianus war gewiß ein Mann, welchen große Eigenschaften auszeichneten; aber in seinem innersten Gemüthe stand er weder über noch außer seiner Zeit. Eben so zweifelhaft und trübe als das Licht ist, in welchem er in der Geschichte erscheint, dürfte seine Seele über religiöse Dinge gewesen seyn. Sein persönliches Verhältniß aber gegen das nahverwandte Kaiserhaus, welches sich mit dem Blute der Seinigen so schrecklich befleckt hatte, und sein gefährlicher Stand gegen den Imperator Augustus, brachten ihn zur Entscheidung. Er würde Christ geworden seyn, wenn Constantius ein Heide gewesen wäre. Aber ein Mann von solchem Geiste, solchem Sinn und solcher Gelehrsamkeit, wie Julianus, konnte sich dergleichen Beweggründe nicht gestehen; und brauchte er denn zur Rechtfertigung seines Entschlusses für sich und für die Welt etwas Anderes, als eine Vergleichung der schönen Vorzeit, die er in der Einsamkeit des Unglücks kennen gelernt hatte, mit ihren alten Göttern von Rom und

Griechenland, mit ihren großen Männern, mit ihren Werken der Kunst und Wissenschaften, der Tugend und That, mit ihrem ganzen Glanz und ihrer ganzen Herrlichkeit, und dieser Gegenwart, in welcher man zu dem Gekreuzigten bethete, mit ihrem Verfall, ihrem theologischen Gezänk, ihrem Marterthum, ihrem Mönchswesen, ihrem Elend und ihrem Jammer! Aber das Herz ist mächtiger, als der Verstand; und der Augenblick drängt mit stärkeren Anforderungen hervor, als die Vergangenheit. Darum war der Entschluß, das Heidenthum wieder herzustellen, von dem Gefühle begleitet, daß es sich nicht wieder herstellen ließe; und die Reinigung und die Verbesserungen desselben, zu welchen sich Julianus bequemte, zeugen stark gegen sein Verfahren. — Wie sich dieses Alles aber auch verhalten, und wie sehr Julianus auf das Mitleid guter Menschen Ansprüche haben mag: der Gedanke, das Alte herzustellen, ist an sich grundverkehrt, ja er ist in sich selbst böse, in sofern alles Verneinende, alles Aufhalten und Hemmen des Geistes böse ist, und darum konnte er selbst mit dem Witze des Philosophen, mit der Feinheit des Staatsmanns und mit der Gewalt des Alleinherrschers nicht ausgeführt werden; vielmehr wurde durch ihn das Christenthum gefördert, das unterdrückt, und das Reich dem Untergange näher gebracht, das gerettet werden sollte. Aber ein günstiges Geschick ersparte dem Julianus, weil sein Wille rein seyn mochte und weil er manches Vortreffliche that, das Unglück, seine Entwürfe gegen ihn selbst laufen zu sehen. Er fiel bald in einem Kriege gegen die Perser, würdig, aber auf eine

zweifelhafte Weise, wie er gelebt hatte (schon im J. 363).

402. Das Heer, mit welchem Julianus gekämpft hatte, befand sich, jenseits des Tigris, in einer schrecklichen Lage, als er es verließ. Da wurde Jovianus als Augustus begrüßt. Die Noth des Heers hätte den Frieden, welchen dieser tapfere und einsichtsvolle Mann mit den Persern schloß, entschuldigen sollen; dennoch beweiset sein plötzlicher Tod (J. 364), daß ihm sein Glaube (er war ein Christ), seine Abkunft (er war wahrscheinlich ein Deutscher), und jener Friede, der freylich theuer war, verderblich geworden sind. Aber nur unter seinen Landsleuten fanden sich Männer für die höchste Würde. Valentinianus I. wurde Augustus und nahm seinen Bruder Valens zum Gehülfen an, um demselben die morgenländischen Provinzen anzuvertrauen, während er selbst am Rhein und an der Donau die Abendländer zu schützen unternahm. Denn die Deutschen erhoben sich abermahls, nach dem Tode Julian's, und brachen in die Gränzen des Reichs ein, während auch die nördlichen Bewohner der brittischen Insel sich furchtbar machten und im Innern des Reichs Gefahren droheten. Valentinian hatte gewiß gute Eigenschaften; seine mannigfaltigen harten Kämpfe bestand er mit Geschick und Glück; aber das Verzweifelte seiner Lage und des Reichs entging ihm nicht, und reitzte ihn zu leidenschaftlichen Ausbrüchen, in welchen er nicht selten die Menschlichkeit vergaß. Valens war schwächer an Geist und Sinn und darum heftiger und grausamer. Die Gefahr, in welche Procopius ihn setzte, und die christlichen Religionspartheyen, die unter einander nicht minder erbittert waren,

als gegen Juden und Heiden, scheinen ihn dergestalt verwirrt zu haben, daß er argwöhnisch und launenhaft nur den Tag nach dem Tage zu gewinnen suchte. Das wichtigste Ereigniß dieser Zeit aber war das Eindringen der Hunnen in Europa (J. 375). Ungeheuere Erschütterungen im Innern Asiens, die vor langer Zeit statt gefunden hatten, wurden die Veranlassung zu dieser Begebenheit, die, in dem Zusammenhange des Lebens, durch das Verhältniß der deutschen Völker zu dem römischen Reiche von höchster Wichtigkeit wurde: denn der Druck, welchen die kraftvollen asiatischen Barbaren über die Deutschen brachten, wirkte mit dem alten Kampf der Letzten gegen die schwachen Römer seltsam zusammen. Valentinian sah noch die Ankunft dieser Horden; aber er starb bald (J. 375) und ihm folgten seine Söhne, der Jüngling Gratian und das Kind Valentinian II. Valens hingegen erlebte schon einen Theil der Folgen. Gothen, von den Hunnen theils überwunden, theils verdrängt, wurden über die Donau gelassen und in das römische Reich aufgenommen. Die Noth der Gothen und die Verödung der römischen Provinzen schienen diese Aufnahme für beyde Parteyen gleich vortheilhaft zu machen. Aber Arglist, Schamlosigkeit und Verrath von Seiten der Römer, gegenüber der reinen Sitte und dem Trotze der Gothen, der auf dem Gefühle der Kraft und dem Bewußtseyn gerechter Sache ruhte, erzeugten bald die verderblichsten Zwiste und Kämpfe, in welchen nicht nur Valens (J. 378) seinen Tod fand, sondern in welchen auch die Gegenden längs der Donau bis vor die Thore von Constantinopel schrecklich verwüstet wurden.

403. Die Freude an der Geschichte dieser Zeit, wenn man anders die unzusammenhängenden Nachrichten, welche wir von derselben haben, Geschichte nennen darf, liegt in der Betrachtung des frischaufstrebenden Lebens der barbarischen Völker, welches wir hier nicht beachten können. Das langsame Vermodern des römischen Reichs zu beachten, wird in der That peinlich; es thut weh, den gänzlichen Zusammensturz, der immer hereindroht, den man als durchaus nothwendig erkennt, verzögert zu sehen; und wenn der Gedanke an die schweren Sünden, welche Rom frevelhaft auf sich geladen hat, dieses allmählige Hinabfaulen begreiflich macht, so wird der Anblick dadurch um nichts erfreulicher. — Theodosius, ein Spanier von Geburt verwandt mit dem Hause Trajan's, erhielt in der Noth als Augustus die Morgenländer, obgleich er früher schwer beleidigt war. Dieser beruhigte bald durch Weisheit und Mäßigung die Gothen, und gewann sie durch seine Tugend. Aber in den Abendländern vermochte Gratianus (der wohl Recht hatte, die deutschen Soldaten vorzuziehen, aber nicht Klugheit und Festigkeit genug, diesen Vorzug auf die rechte Weise zu bewähren), die Ordnung nicht zu erhalten. Er selbst ging zu Grunde als der Spanier Maximus (J. 382) Britannien verließ, um sich die unglückselige Würde eines Augustus zu erstreiten. Er erhielt sie wirklich; aber als er dem Valentinian auch Italien nicht lassen wollte, unbefriedigt durch alle andere Abendländer des Reichs: da zog Theodosius gegen ihn, und brachte ihm einen schmachvollen Tod (J. 387). Valentinianus aber wurde nicht lange nachher (J. 392). meuchlerisch erwürgt, als er sich kaum über jugendliche Neigungen und Verkehrthei-

ten hatte erheben können zu Besonnenheit und Würde. Hierauf bezwang Theodosius den, welcher sich an Valentinian's Stelle gesetzt hatte (J. 394). Also wurde er einziger Herr des Reichs, welches unter diesen Händeln auch noch dadurch gestritten hatte, daß die neue Religion mit der alten kämpfte, während der Sectenhaß unter den Christen gleichfalls zu blutigen Verfolgungen trieb. Theodosius selbst ließ sich durch die religiösen Verhältnisse zu einem Eifer für die Rechtgläubigkeit gegen anders Denkende unter den Christen, wie gegen die Heiden hinreißen, der um so härter wurde, je stärker sein Sinn und seine Art war. Solches Verfahren zu tadeln oder zu loben, ist immer bedenklich; aber, welche Entschuldigung auch der Imperator verdienen mag: das ist gewiß, es wurde viel Unglück durch seinen Eifer über Einzelne gebracht, und die Kraft des Reichs wurde keineswegs gemehrt. Im Übrigen war Theodosius nicht lange allein Herrscher; aber vor seinem Tode (J. 395) theilte er sein Reich unter seine beyden, durch Jahre und Geist unmündigen Söhne, Arkadius, der von Constantinopel aus die Morgenländer, und Honorius, der in Rom oder Mayland die Abenländer beherrschen sollte.

Zwölftes Kapitel.

Untergang des westlichen Reichs.

404. Nach der Absicht des Theodosius sollte die Theilung des Reichs keines Wegs der Einheit desselben schaden; sondern wie Rom schon oft zwey und mehr Impe-

ratoren gehabt hatte, so sollten auch Arkadius und Honorius gemeinschaftlich herrschen, um die barbarischen Völker, wo möglich, desto besser von den Gränzen, und das Innere desto mehr in Ordnung zu halten. Aber die Frucht war reif; die Trennung war nothwendig, damit hier ein neues Leben gedeihen und dort einige Trümmer der alten Zeit für dieses neue Leben und in demselben erhalten werden konnte. Also blieb sie, diese Trennung, fort und fort, und diente dazu, den Untergang des westlichen Reichs zu beschleunigen; die Erinnerung an die Einheit verlor sich keineswegs und trieb noch lange zu Ansprüchen, zu Eifersucht, Feindschaft und Krieg. Wir jedoch verlassen Constantinopel und das Morgenland um so lieber, je fester die Geschichte von beyden mit der Geschichte der Völker zusammenhängt, die nun mit frischer Kraft auftraten, und den Sinn des Lebens weiter entwickelten. Das abendländische Reich aber wurde schon unter dem unglückseligen Honorius (J. 395 — 423) größten Theils eine Beute seiner Feinde. Die deutschen Völker geriethen in eine ungeheure Bewegung. Es mag seyn, daß diese Bewegung durch die Feindschaft, welche zwischen den beyden römischen Reichen statt fand, theils befördert, theils geleitet; es mag gleichfalls seyn, daß diese Feindschaft durch die Eifersucht, welche die Minister beyder Reiche gegen einander trieb, genährt sey: die Deutschen indeß würden auch gewiß ohne solche Aufreitzungen die Ansprüche erhoben haben, welche sie in solchen Verbindungen und unter solchen Fürsten geltend zu machen im Stande waren. Eben jene Gothen aber, welche Valens in das Reich aufgenommen hatte, brachten die nächste Gefahr. Zwar gelang es dem kriegskundigen deutschen

Mann, Stilico, der dem Honorius als Verweser des Reichs zur Seite stand, Italien eine Zeit lang zu beschützen. Aber er vermochte dieses nur dadurch, daß er die Rheingränze ohne gehörige Vertheidigung ließ und also Gallien und Spanien bloß stellte. In diese Provinzen strömten daher auch alsobald große Völkerschaaren (J. 407), Theils (wie Vandalen, Alanen, Sueven) unaufhaltsam ins Unbestimmte vordringend, wie sich Gelegenheit fand, oder die Beute lockte, Theils verständig berechnend, was sich behaupten lassen möchte (so bald Die, welche lange mit den Römern am Rhein gekämpft hatten, Franken und Alemannen, zu welchen die Burgundionen kamen). Durch diese Züge, Angriffe und Vertheidigungen wurde Alles dergestalt zerrüttet und zerrissen, daß nur möglich ist, die Ereignisse im Großen zu übersehen. Und wie schnell fiel die alte Rom, die Besiegerinn der Welt, in die Gewalt der Barbaren (J. 409)! und wie wurde sie verachtet und geschändet! und wie schmachvoll wurde mit ihr gespielt! Wenn aber Italien noch einmahl nicht gerettet, sondern verlassen ward: so wurden doch schon deutsche Reiche innerhalb des römischen festgegründet (das Westgothische).

405. Als Honorius nach einem unwürdigen Leben, wenig ergriffen von der ungeheueren Zeit, in Ravenna starb (J. 423), da erhob sich überall mannigfaltiger Aufruhr. Die Verblendung unter den Römern würde unbegreiflich seyn, wenn man sich nicht erinnerte, daß die wirklichen Römer, man möchte sagen, sittlich verweset waren, und daß in Denen, welche in der Verwaltung wie im Heere Alles leiteten und bestimmten, gar wenig Römisches zu finden seyn mochte. Die

unnatürlichsten Verhältnisse waren durch Rom's sündhafte Unterjochungswuth herbey geführt; im Heere wie am Hofe leiteten und handelten Männer, welche an Rom eine heilige Rache zu üben hatten für die Schändlichkeiten, die ihr Vaterland von Rom erlitten. Das Gewebe von List, Verrätherey und Untugend, welches man überall zu erblicken glaubt, ist entsetzlich; vielleicht ist gut für das menschliche Gefühl, daß wir die Geschichte so wenig kennen. — Nicht lange nach des Honorius Tode erhielt Valentinian III., sein Enkel, als ein Kind von sechs Jahren, die höchste Würde. Mit ihm spielten Die, welche ihn umgaben; die Leidenschaften, aufgepeitscht durch die Noth, bestimmten Alle; das Mißtrauen, die Verhetzung, die Unnatürlichkeit aller Verhältnisse dauerte fort; aber auch die Angriffe der Deutschen hörten nicht auf. Also geschah, daß unter unsäglichen Verworrenheiten, während der dreyßig Jahre, die Valentinian III. den Nahmen des römischen Augustus führte, nicht nur in Britannien, Spanien und dem größten Theil von Gallien neue germanische Staaten sich bildeten, sondern daß selbst in Afrika, da wo einst Karthago geherrscht hatte, ein deutsches Reich entstand. Rom wurde fast ganz auf Italien beschränkt. Das größte Ereigniß dieser Zeit aber war der Sturm Attila's, des Königs der Hunnen, gegen das Abendland; die Vereinigung der abendländischen Völker gegen ihn; und die ungeheuere Schlacht in der Catalaunischen Ebene (J. 450) welche die ganze europäische Bildung von der Gefahr rettete, die ihr zu drohen schien. — Der Zug, welchen hierauf der furchtbare Attila, im nächsten Jahre gegen Italien unternehmen konnte, weil

die alte Feindschaft zwischen Römern und Deutschen die Vernichtuug desselben verhindert hatte, hat etwas Geheimnißvolles: aber ein Glück war es gewiß, nicht bloß für Italien, sondern für die Welt, daß er bewogen wurde, von Ravenna wieder umzukehren, sey es durch des heiligen Leo Wort und Geschenk, sey es durch andere Gründe, und daß er bald nachher plötzlichen Tod fand; hätte dieser Attila seine Zerstörung weiter getrieben, Rom gewonnen und sich in Italien festgesetzt: wer mag die Folgen übersehen!

406. Nachdem aber der elende Valentinian III. einen verdienten Tod gefunden hatte, verliefen noch ein und zwanzig Jahre, in welchen es zwar kein römisches Reich, in welchen es aber noch römische Auguste gab. Die Gewalt war in jeder Rücksicht bey den Deutschen. Neun Menschen, verschiedener Art und verschiedenes Stamms, wurden noch mit den Nahmen Imperatoren und Auguste benannt; aber wie Schatten gingen sie vorüber, oder dienten als Puppen Denen, die um sie standen. Fast möchte man glauben, Rom habe noch diese Frist erhalten, damit sie alle Stufen möglicher Demüthigung, Mißhandlung, Schändung hinabgewürdigt, und vor Welt und Nachwelt als ewig warnendes Beyspiel dastehen sollte. Endlich erbarmte ein edler deutscher Mann, Odoaker, sich der Gegeißelten, Geschändeten, Zertretenen. Romulus Momyllus legte auf Odoakers Geheiß die Zeichen der höchsten Würde nieder (J. 476), und Rom's Herrschaft, und das römische Reich hatte ein Ende. — Der Seele denkender Menschen aber, wenn sie zurücksehen auf Rom's Ursprung und Art, und den Gang der Verhältnisse überblicken, strömt eine Menge großer Betrachtungen

zu. Viele Reiche sind gefallen: schmachvoller ist keines untergegangen als das römische; zu dieser Verächtlichkeit, zu welcher die einst so herrliche Rom hinabfaulte, ist keine Herrschaft gesunken. Man freuet sich, wie nirgends in der Geschichte, über den Untergang; je peinigender es war, diese Rom gegen die Ströme von Blut, welches sie vergossen hatte, so lange kämpfen zu sehen, umgeben von den Rachegeistern zerstörter Völker, desto größer und reiner ist diese Freude; aber ein heiliger Ernst steht ihr zur Seite und bewahrt den guten Menschen vor jeglichem Spott.

Inhalt.

Viertes Buch.

Die römische Republik.

		Seite
Erstes Kapitel.	Allgemeine Ansicht von Italien. Rom unter den Königen.	1
Zweytes —	Ausbildung der Republik	17
Drittes —	Unterwerfung Italiens.	36
Viertes —	Die Zeiten der punischen Kriege.	47
Fünftes —	Kriege mit Makedonien, Syrien. (Rückblick auf diese Reiche, auf Griechenland u. a. Achäischer und ätolischer Bund)	64
Sechstes —	Unterjochung Makedoniens, Griechenlands, Karthago's u. s. w.	90
Siebentes —	Die Gracchen.	107
Achtes —	Marius: Jugurthinischer und Cimbrischer Krieg.	114
Neuntes —	Sulla und seine Zeit.	121
Zehntes —	Pompejus und seine Zeit.	133
Eilftes —	Cajus Julius Cäsar und seine Zeit.	145
Zwölftes —	Untergang der Freyheit.	160

Fünftes Buch.

Die römischen Imperatoren.

		Seite.
Erstes Kapitel.	Augustus	169
Zweytes —	Des Augustus Haus. . .	181
Drittes —	Galba, Otho, Vitellius. .	194
Viertes —	Die Flavier.	200
Fünftes —	Nerva, Trajanus, Hadrianus.	206
Sechstes —	Die Antonine.	213
Siebentes —	Von Pertinax bis Alexander Severus.	218
Achtes —	Von Maximinus bis Carus und seine Söhne. . .	224
Neuntes —	Diocletianus und seine Mitherrscher.	232
Zehntes —	Constantinus der Große und seine Söhne. . . .	236
Eilftes —	Von Julianus bis Theodosius.	243
Zwölftes —	Untergang des westlichen Reichs.	249

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Go. 8°

Luden

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Luden, Heinrich,

Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums

Bd.: 2

Wien (1817)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 5998
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11248910-1